This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

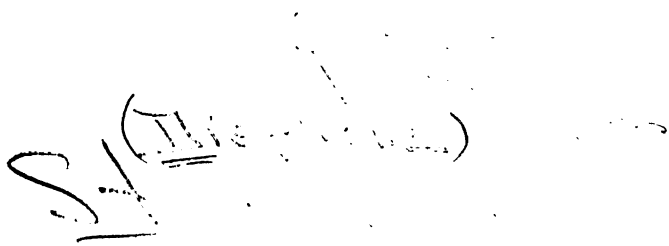
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Geschichtliches

aus der

Grafschaft Diepholz

von

Hermann Stölting,
Pastor prim. und Superintendent.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Diepholz.
Druck u. Verlag der Schröder'schen Buchdruckerei.
1899.

a.E.
EKZ
Digitized by Google
Stolti

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
474416 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 19 0

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
1.	Vorwort	5
2.	Die Besiedelung der Grafschaft auf Grund der Ortsnamen	9
3.	Germanicus und die Kämpfe bei den Bohlwegen im Aschener Moore	33
4.	Die Gründung der Kirche zu Diepholz	56
5.	Aus der Pfarrregistratur. Die Armenrechnung vom Jahre 1653	64
6.	Aus der Zeit des großen Krieges	72
7.	Hexenprozesse in Diepholz	81
8.	Soziales aus dem 17. Jahrhunderte	113
9.	Aus der Zeit des siebenjährigen Krieges	133
10.	Aus den Tagen unserer Großväter	157
11.	Zur 25. Jubelfeier der Präparandenanstalt in Diepholz	187
12.	Ein Blick in unsere Schulen vor 100 Jahren	197

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Inhalt der Abhandlungen und Aufsätze, welche die nachfolgenden Blätter darbieten, ist zum größten Teile den Akten der hiesigen Ephoral-Registratur entnommen. Der 30jährige Krieg hat mit dem Aktenmaterial der Superintendentur-Pfarre in Diepholz aus der Zeit vorher gründlich aufgeräumt; nicht ein Blatt aus dem 16. Jahrhundert ist mehr vorhanden. Auch aus der Zeit des „großen Krieges" sind nur einzelne lose Blätter übrig geblieben. Aus der spätern Zeit dagegen sind die Akten in erfreulicher Vollständigkeit vorhanden. Es gewährt nun einen eigenen Reiz, aus den vergilbten Papieren, den Berichten, Verfügungen, Rechnungen und amtlichen Schreiben aller Art sich das Leben und Treiben jener längst vergangenen Zeiten wieder zu vergegenwärtigen und die Menschen von damals, wie sie lebten, arbeiteten und litten. Ja, litten! Denn es entspricht dem Charakter der Akten, daß sie fehlen, oder nur spärlich vorhanden sind, wo Alles gut steht. Erst wenn Mißstände erscheinen und Mängel zu Tage treten, dann kommen Beschwerden, und es werden Berichte gefordert

Digitized by Google

und Briefe gehen hin und her, und die Akten schwellen oft zu dicken Konvoluten an. Diese Akten aber, namentlich die aus der älteren Zeit, zeigen uns genau den geistigen Stand der betreffenden Persönlichkeiten, sie ermöglichen uns, in ihrer Seele zu lesen, und man sieht sie förmlich die eiferuden Persönlichkeiten, erlebt mit, was ihr Herz bewegt. Gelegentliche Bemerkungen lassen gleichzeitig helle Lichter fallen auf die allgemeinen Verhältnisse, man erfährt, um was die Leute auch über die Grenzen des Kirchspiels hinaus sorgen, worüber sie seufzen, und gewinnt so aus diesen alten Papieren ein Bild der Vergangenheit, so eingehend, so zuverlässig, wie es sich auf keine andere Weise gewinnen läßt. Wie wichtig es aber ist, die Vergangenheit eines Ortes zu kennen, das bedarf keines Nachweises. Die gegenwärtige Lage einer Gemeinde verstehen, ein richtiges Urteil über dieselbe fällen und den Punkt ausfindig machen, von wo aus mit Erfolg der Ansatz gemacht werden kann, die bessernde Hand anzulegen, das kann nur Derjenige, welcher ihre Vergangenheit kennt. Mit Recht fordert deshalb das Konsistorium von seinen Superintendenten, daß sie vor jeder Kirchenvisitation durch genaues Studium aller einschlägigen Akten ein möglichst zutreffendes Bild aller in Betracht kommenden Verhältnisse zu gewinnen sich bemühen.

Anderes verdankt sein Entstehen dem Wunsche, die Resultate der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte und Altertumswissenschaft, soweit sie unsere Grafschaft berühren, weiteren Kreisen zugängig zu machen, dadurch das Interesse für die bei uns noch so zahlreich vorhandenen geschichtlichen Denkmäler zu erwecken und so die bisher beliebte Verschleppung und Verschleuderung der gemachten Fundstücke aus alter Zeit, namentlich aus der Zeit der Römerkriege nach Möglichkeit zu verhindern.

Digitized by Google

Anderes ist geschrieben in Anlaß besonderer Gelegenheiten, so der Pestalozzifeier, des Jubiläums der Präparandenanstalt u. s. w.

Die verschiedenen Aufsätze sind sämtlich im Feuilleton der hiesigen Kreiszeitung erschienen. Natürlich nicht in einer Reihenfolge; die Veröffentlichungen zogen sich durch mehrere Jahre hin. Aber jeder einzelne Aufsatz wurde, nachdem er in der Zeitung erschienen war, sofort zum Zweck einer demnächstigen Separatausgabe besonders gedruckt. Daraus erklärt sich die Ungleichheit des Stiles, daher einige Druckfehler und leider auch verschiedene direkte Irrtümer. So ist z. B. Seite 77 angegeben, daß Superintendent Naumann und Amtmann Stölting erhebliche Summen zur Deckung der Kriegsschulden bis zum Jahre 1642 hergegeben hätten. Das ist falsch, beide Männer sind erst 10 Jahre später nach Diepholz gekommen und das Verdienst, jene Opfer für das allgemeine Wohl gebracht zu haben, gebührt ihren Vorgängern im Amte. Ich bitte, diese Mängel zu entschuldigen.

Das Königliche Landeskonsistorium hat am 9. März d. J. jedem Pastoren die Anlegung und bezw. Fortführung von kirchlichen Chroniken für jedes Kirchspiel und die Sammlung aller Nachrichten, welche für dasselbe irgendwie kirchliche Bedeutung haben können, auf's dringendste aus Herz gelegt, um den geschichtlichen Sinn und das Interesse an der kirchlichen Vergangenheit in den Gemeinden zu beleben, zu pflegen und zu stärken. Ich biete die folgenden Blätter den Gemeinden der Inspektion in derselben Absicht dar.

„In dem Maße, als in unsern Gemeinden Kenntnis und Verständnis ihrer Vergangenheit wächst, wird auch die Liebe zur Heimat in ihnen wachsen und das Verständnis sich erweitern

Digitized by Google

und vertiefen für die Güter, welche als der Väter Erbe auf sie gekommen sind, sowie für die Aufgaben, welche ihnen daher zu ihrer Bewahrung und Ausgestaltung, mit einem Worte zur Pflege des kirchlichen und sittlichen Lebens in der Gegenwart obliegen."

Diepholz, den 27. September 1899.

Hermann Stölting,
Pastor prim. und Superintendent.

Digitized by Google

Die Besiedelung der Grafschaft Diepholz auf Grund der Ortsnamen.

1. Die Urzeit.

Die ältesten Spuren menschlicher Ansiedelungen in unserer Landschaft weisen nach den Untersuchungen des Amtsrats C. Struckmann in Hannover auf eine Zeit, wo ein ganz anderes Klima als heute herrschte und Tiere hier hausten, welche jetzt nur noch im äußersten Norden zu finden sind, und auf eine Bevölkerung, der der Ackerbau gänzlich unbekannt war und die nach Art der heutigen Lappen mit ihren Renntierherden und Hunden von Ort zu Ort zog. Die Beweise dafür bieten die im Dümmer gemachten Funde. Dort sind in großer Anzahl zusammen mit andern Tierresten, mit Geweihen des Hirsches, Elches und Rehes, auch Geweihstangen des Rentiers gefunden, die teils natürlich abgeworfen sind, teils von geschlachteten, oder erlegten Tieren herrühren. Denn an einzelnen derselben sind deutlich Spuren menschlicher Einwirkung mittelst roher Werkzeuge wahrnehmbar. Dies Volk wurde verdrängt von einem von Süden herkommenden Volke, das schon eine erheblich höhere Kultur besaß. Wo es geschehen konnte richteten sie Höhlen in den Bergen zu dauernden Wohnungen ein; wo Berge und Felsen fehlten, errichteten sie künstliche Wohnsitze auf Pfahlbauten in Sümpfen und Landseen. Drei eigentümliche, von Herrn Bauinspektor Prejawa aufgefundene Bohlwege, die bis 4 Meter unter den

Digitized by Google

römischen Bohlwegen liegen, werden von demselben solchen Pfahlbauern zugeschrieben. Sie besaßen an Haustieren außer einem nicht sehr großem Hunde zwei Arten von Rindern, unser gewöhnliches Rind und eine sehr kleine Race, die sogen. Torfkuh, außerdem Pferde, Schafe, Ziegen und Schweine. Auch betrieben sie ein wenig Ackerbau. Sie verstanden die Kunst des Webens, die Verfertigung roher Thongeschirre; ihre Waffen bestanden in kunstvoll geschliffenen und bearbeiteten Steinen; ihre Todten begruben sie. Dies Volk wurde wiederum verdrängt durch aus Asien kommende celtische Stämme; und diese Celten sind dasjenige Volk, von dem wir zuerst Namen und Ortsbezeichnungen überkommen haben, dasjenige Kulturvolk, welches unsere Landschaft zuerst bewohnte und dessen Ansiedelungen noch heute bestehen.

Wann die Celten hierher gekommen sind, darüber fehlt uns jede Nachricht. Dagegen wissen wir, daß seit dem 4. Jahrhundert vor Christo die Eroberung des Landes durch die Germanen begann. Dieselben kamen teils von Osten, teils von Norden, entweder auf einfachen Raubzügen, oder in Begleitung von Weib und Kind zum Zweck der Eroberung und Ansiedelung. Aber immer, und das ist für uns von besonderer Wichtigkeit, in verhältnismäßig geringer Zahl. Sie waren an Zahl überall schwächer, als die Völker, die sie unterwarfen, und deshalb konnten sie nirgends ihre Herrschaft behaupten, wo nicht beständiger Nachschub aus der Heimat erfolgte. Ihre geringe Zahl haben sie selbst durch die bescheidene Stammessage zum Ausdruck gebracht, daß die Goten und Gepiden nur in 3 Schiffen über die Ostsee gekommen seien. Was aber damals kühne Abenteurer vermochten, das beweisen die Züge der Ungarn und Normannen im Mittelalter, das beweist noch später die Eroberung von Mexiko und Peru durch die Spanier und die Eroberung Indiens durch die Engländer. Durch ähnliche Ueberfälle haben die Germanen das celtische Germanien erobert. Natürlich nicht auf ein Mal. Der Kampf dauerte Jahrhunderte hindurch und wurde mit steigender Erbitterung geführt. Wir brauchen nur Cäsars „Tagebücher" zu lesen, und wir fühlen noch heute, mit

Digitized by Google

welch grimmiger Feindschaft Celten und Germanen einander überall gegenüberstanden. Bei der Eroberung aber wurde die celtische Bevölkerung nicht etwa ausgerottet, oder vertrieben, sondern nur zu Hörigen und Sclaven gemacht. Wir haben dafür einen Beweis in der Strenge, mit der die Sachsen noch bis späthin die Standesunterschiede wahrten. Die Ehe zwischen Gemeinfreien und Liten war bei Todesstrafe verboten. Die Liten, das waren eben die Urbewohner des Landes, die Celten. Sie dauerten überall zwischen der germanischen Bevölkerung fort, bis sie endlich selbst völlig germanisiert wurden.

Sie überlieferten den Deutschen die Namen, mit denen sie die Flüsse, Berge und ihre eigenen Ansiedelungen benannten, und wir finden deshalb überall in Deutschland und der Schweiz celtische Namen. So sind celtisch die Namen der meisten Flüsse, z. B. Rhein, Donau, Weser, Main, Lahn, Kinzig, Nidda, Aar, dazu unzählige Bachnamen. Celtisch sind auch die Namen der meisten Berge und Gebirgszüge, z. B. Harz, Taunus, Rhön u. s. w. Seltener sind die Namen bewohnter Orte. Doch ist hier ein Unterschied bemerkbar. Am Rheine häufen sich die celtischen Städtenamen, hier waren eben die Celten in größerer Anzahl angesiedelt und zu einer verhältnismäßig hohen Kulturstufe gelangt, während sie in unsern Gegenden noch mehr nomadisierten und ihre Ansiedelungen spärlich und in Bau und Anlage nicht derartig waren, daß ihre ursprünglichen Namen in größerer Anzahl bei den Eroberern des Landes fortdauerten. Doch fehlen sie auch in unserer Gegend nicht ganz. Aus dem Celtischen stammt z. B. der Ort Rechtern vom celtischen reder, ruader = Abhang, denn Rechtern liegt hoch an der Hunte, und die Hünengräber des Orts liegen an einem ganz steilen Uferabhange. Celtischen Ursprungs ist ferner Goldenstedt, vom Celtischen golden = Fluß. Auch Colnrade ist von hier aus zu erklären. Desgleichen Calveslage im Oldenburgischen von calb = Berg; ebenso Steinfort von stein = Bach; ebenso Haldem vom celtischen altan = Bach. Wahrscheinlich gehört auch Drebber hierher. Man erklärt es gewöhnlich triburi = 3 Bauerstellen. So heißt es auch in einer

Digitized by Google

Urkunde von 980. Aber der Name ist viel älter. Schon im Jahre 790 wird von Visbeck aus dort ein Kloster St. Mariae gegründet, also unzweifelhaft an einem altbewohnten Orte, vermutlich dem Hauptorte der Landschaft. So hat die Erklärung, daß es aus celtischer Zeit stamme und von trebh, trebhan = Dorf, Ansiedelung herzuleiten sei, die größte Wahrscheinlichkeit. Wer auf das buri Wert legt, dem könnte ich sagen, daß ein Drebber im Hessischen direkt treb-y-rhy geschrieben wird, d. h. Dorf des Königs. Die Celten hatten im Unterschiede von den Deutschen, speziell den Sachsen rhy, d. h. Könige. So wird es bei unserm Drebber auch wohl der Fall gewesen sein; es war der Sitz des alten celtischen Königs.

Sicherer als die Ortsnamen lassen sich einzelne Fluß- und Bachnamen unserer Landschaft als celtisch nachweisen. Hase ist celtisch und kommt her von has, os = Fluß. Daher bei uns die verschiedenen Essbach, Esspol, Asbruch, Ossenbeke. Ferner Dümmer vom Celtischen dum = Fluß, also ein Fluß, der durch ein Meer, eine größere Wasserfläche, fließt. Die ursprüngliche Germanisierung der celtischen Worte bestand eben darin, daß man sie übersetzte und das fremde Wort neben dem deutschen stehen ließ, also Ossenbeke = Bachbach, Lockstedt = Stätteſtätte, Durbach = Wasserbach, Eresburg vom aras = Haushaus. Auch bei Flurnamen können wir Gleiches beobachten, z. B. Bohnenkamp vom Celtischen bohn = Feld, also Feldfeld.

So saßen denn die Deutschen auf altem Celtengrunde und freuten sich ihres Besitzes. Wo sie alte Ansiedelungen vorfanden, ließen sie sich nieder. Als diese nicht mehr ausreichten, suchten sie geeignete Plätze zu neuen Niederlassungen. Die Häuser wurden ohne große Mühe und Kosten hergestellt, sie bestanden aus Erdlöchern, die am liebsten an einem Abhange hergestellt wurden und über die ein Dach von Holzsparren, die mit Fellen und Rasen bedeckt waren, ausgespannt wurde. Gerodet wurde in dieser Zeit noch nicht; man brannte einfach das Buschwerk nieder, pflügte, oder hackte das Land um und ließ es nach kurzem Gebrauche wieder liegen als Weide, bis wieder Gestrüpp aufwuchs und das Brennen sich wiederholte. Aber der Ackerbau wurde

Digitized by Google

nur soweit getrieben, als nötig war, um zu der tierischen Speise, Milch und Fleisch, welche die Grundlage der ganzen Ernährung bildete, auch etwas Brot und Gerste für das Bier zu gewinnen. Die Arbeit auf dem Acker wurde mit Verachtung angesehen und fast nur von Hörigen und Sklaven betrieben. „Man kann sie viel leichter überreden," schreibt Tacitus, der gerade unser Nordwestdeutschland genau kennt, „gegen die Feinde zu ziehen und Wunden zu erkämpfen, als den Acker zu pflegen und das Reifen der Saat abzuwarten. Ja, es gilt als feige, das mit Arbeit verdienen zu wollen, was man mit Blut gewinnen kann." Germ. 14. Der Ackerbau war eben von der Weidewirtschaft abhängig. Aber ausdrücklich bemerkt Tacitus, daß den Germanen Wiesen nach Römerart fremd seien. Das Vieh mußte darum größtenteils auch den Winter über im Freien zubringen und sich seine Nahrung selbst suchen. Daß dabei regelmäßig viel zu Grunde ging, ist selbstverständlich. Aber trotzdem mehrte sich das Volk in viel größerem Maße, als wir gewöhnlich annehmen, und eine Menge von Ortschaften stammten aus dieser „Urzeit", wie wir sie nennen können.

Dabei bemerke ich, daß die Erklärung dieser alten Namen mannigfache Schwierigkeiten darbietet. Die gegenwärtige Schreibweise der Orte ist niemals maßgebend, eine Erklärung blos nach dem Klange des Wortes fast in jedem einzelnen Falle falsch. Die ursprünglichen Namen sind durch den vielhundertjährigen Gebrauch in einer Weise abgeschliffen und verstümmelt, daß aus der heutigen Form die ursprüngliche oft gar nicht wieder zu erkennen ist. Wer denkt z. B. daran, daß Wetschen ursprünglich Wetedescun hieß, Felstehausen Welcedeshusen, Barnstorf Bernothingstorp geschrieben wurde. Es gilt deshalb, in jedem einzelnen Falle nach Möglichkeit die alte Schreibweise aufzufinden. Erst auf Grund derselben ist eine Erklärung, die einen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit und Richtigkeit machen kann, möglich; und wo die alte Schreibweise fehlt, da ist vielfach eine Erklärung der Namen überhaupt nicht möglich.

Also wo ein geeigneter Platz zur Ansiedelung sich

Digitized by Google

darbot, da gründete das sich immer weiter ausdehnende germanische Volk neue Siedelungen. Hatte der Ort bereits einen Namen, so blieb der alte Namen, oder wurde in der oben angegebenen Weise dem deutschen Sprachgefühl mundgerecht gemacht. Hatte der Platz dagegen noch keinen Namen, so war das Natürlichste, ihn nach der Lage, dem Boden, oder nach besonderen Eigentümlichkeiten, etwa nach dort vorkommenden Gewächsen oder Tieren zu benennen, z. B. Wetedescun = in den Weiden, in den Eschen, Brockum = in den Brüchen, Brinkum = auf dem Brinke. Oder Uhlhorn = Eulenberg, Evershorst von den dort hausenden wilden Schweinen. Erst in letzter Linie benannte man eine Wohnstätte nach menschlichen Leistungen und Beziehungen. Denn zu einer Zeit, wo es noch gar nicht fest stand, ob das Volk einen bleibenden Aufenthalt hier nehmen würde, wo jeden Tag Alles zusammengerafft und weitergezogen werden konnte, dachte Niemand daran, die Ansiedelungen nach Personen zu benennen. Eine Ausnahme machen nur die Orte, wo Volksversammlungen, Heerschauen u. dergl. stattfanden und die Stätten, wo religiöser Kultus getrieben wurde. So haben wir auch in unserer Landschaft einen Ort Osterhorn, also die Stätte, wo ein Hain und Altar der Göttin Ostara stand, mehrere Sünnenkämpe, wo die Osterfeuer angezündet wurden und ein Aldorf, von ala = Heiligtum, heiliger Hain. Solche Orte lagen gern an der Grenze der Markgenossenschaft, damit auch die benachbarten Stämme an den Festen und Volksversammlungen, die bei diesen Heiligtümern stattfanden, teilnehmen könnten. So finden wir bei Aldorf den Forstort Markonah = Markenau, d. h. die Aue an der Grenze der Markgenossenschaft und Barnstorf = Bernothingsdorpe von bern, berndt = erwachsenen Jugend und thingstette = Gerichtsstätte. Dort haben also die Gauversammlungen stattgefunden, bei denen den jungen Wehrfestern die Waffen übergeben wurden. An solchen Orten wurden auch die angesehenen Markgenossen unter großer Beteiligung bestattet. Daher die Massen von Hügelgräbern in jener Gegend, besonders auf der Haide bei der Essemühle, wo noch jetzt 280 solcher zum Teil riesiger Grabhügel vorhanden sind, einer, der sogar mit

Digitized by Google

einer Auf- und Abfahrt versehen ist und vielleicht die alte Opferstätte selbst darstellt.

Zu den ältesten Ansiedelungen gehören die Orte mit einfachen Namen wie Holte, Hollen, Stelle, Hone, Riede, Loge 2c., obgleich diese Namen in Wirklichkeit gar nicht so einfach sind, sondern ursprünglich mit idi geschrieben wurden, das so viel wie „Belegenheit an einem Orte" bedeutet. Das idi schliff sich allmählich ab in ide, ede, de, e und fiel schließlich ganz weg. So sind die Namen Schmolte entstanden = Belegenheit an der schmalen Stelle zwischen Moor, Holle = Belegenheit am Holze. Oder diese Namen wurden mit aha geschrieben, dem alten Worte für Wasser, z. B. Düste = Dustaha = Schwarzwasser, Drecke = Dreckaha = Schmutzwasser, Sille = Sillaha = Siehl = Wasserlauf, Riede = Ridaha = Riedwasser 2c.

Wirklich einfach und darum sicher uralt sind Namen wie Ohe = aha, Weyhe = Sumpf, Ströhen = Strodan = Sumpfgestrüpp, Vöhrde = Furt, Specken = spick = Knüppeldamm. Ferner Wehdem = Viehweide, Heede = heidi = Heide, Horst = trockene Stelle im Sumpf, Venne = Sumpf, Hüde = Landungsstätte, Bracke = Brachland. Auch Aschen gehört hierher. Im Jahre 980 wird der Ort Ascon geschrieben. Das könnte heißen „in den Eschen". Aber ask = esch bedeutet auch einen trockenen Platz, oder einfach Feld. Aschen könnte also auch heißen „in den Feldern". Noch eine dritte Erklärung ist möglich und mir am wahrscheinlichsten, nämlich die Ableitung von der Brandkultur. Worte, die auf diese Art der Feldbestellung deuten, wie die mit brand, schwand, kohlen, sang, sengisch, singlis und asche zusammengesetzten, finden sich in sehr vielen Gegenden, eigentlich in jeder altbesiedelten Landschaft, so daß es mir wunderbar vorkommt, wenn solche Namen bei uns ganz fehlen würden. Außer Aschen finde ich nur noch Vogelsang und deute auch dies Wort auf die Brandkultur, um so mehr, weil Personennamen, die unzweifelhaft auf diese Brandkultur hinweisen, bei uns häufiger vorkommen, z. B. Brandt, Senkler, Vogelsang.

Aus der gleichen Urzeit stammt noch eine Reihe anderer Namen, nämlich alle Namen auf affa, aha, lar,

Digitized by Google

loh, mar und tar. Von den Namen auf affa findet sich keiner in hiesiger Gegend. Es ist das sehr beachtenswert. Es gab nämlich eine Zeit, wo jeder Fluß, oder Bach mit affa zubenannt wurde. Aber schon im 2. Jahrhundert vor Christus verlor sich dies Wort und es trat an seine Stelle die Endung aha, das später in die abgeschwächte Form ahe, ehe, dann in a und e überging und endlich in au. In dieser Form finden sich Namen in großer Anzahl bei uns. Wir haben keine Ortsbezeichnung auf uf af, ef, oder f, dagegen heißen die meisten kleinen Bäche bei uns Auen, entweder allein, oder mit einer Nebenbezeichnung, z. B. Dadau, Haßlau und außerdem eine Menge mit aha zusammengesetzter Namen, wie oben bereits erwähnt ist. Ich nenne auch noch Vechta, Ahausen und Cornau. Daß aber hier die Namen auf f ganz fehlen, liefert den sicheren Beweis dafür, daß die Besiedeluug unserer Landschaft mit deutschen Stämmen erst verhältnismäßig spät geschehen ist, vielleicht erst im 2. Jahrhundert vor Christo. Zu begreifen ist das freilich, denn die fremden Eroberer suchten sich selbstverständlich zunächst die fruchtbaren und bereits bewohnten Gebiete aus und griffen auf die unfruchtbaren, sandigen, sumpfigen und moorigen, dünnbevölkerten Strecken erst dann, als das bessere Land bereits von den zuerst gekommenen deutschen Ansiedlern in Besitz genommen war.

Das 3. Urwort ist mar, später mer, im Dativ des Plural maron, meren, mern; im Volksmunde fast immer „mer“ ausgesprochen. Bei uns hat dies Wort gewöhnlich die Bedeutung „Sumpf“. Doch kommt es auch bei der einzigen großen Wasserfläche vor, die wir bei uns haben, beim Dümmer, der 804 Dumori geschrieben wird. Ich nenne hier noch Marhorst = Sumpfwald, Marl = marloh = Sumpfwald und Ringmar bei Bassum.

Das 4. Urwort ist loh, später lahe, lohe, lo; im Dativ Pluralis lohun, lahun, lohon; dann lon, lan, len, eln, oder blos l. Das Wort ist weiblich, und wir haben es so noch in „der Lohe“ unserer Gerber. Sonst sagen wir für das Wort jetzt Wald. Wir haben es in Hülle und Fülle, als Waldnamen in der Lindloge = Schlangen-

Digitized by Google

wald, Nutlo = Nußwald, Bockel = Buchenwald, Hassel = Haselwald, Spreckel = Sprickwald. Als Ortsnamen in Gothel = gatla = Wald an der Furt, oder Straße, Bargeloh = Bergwald, Scharrel = Wald an der Scheidung zweier Moore, Dönsel = Wald an den Dünen, Marl = Sumpfwald, Brehloh = Sumpfwald, Brockeloh = Bruchwald, Dungeloh von dung = Erdwohnstätte, Burlage = Bauerwald, Dörpel = Walddorf, Dickel = dichter Wald 2c.

Das 5. Urwort ist tar, abgeschwächt in tra, ter, im Dativ des Singularis tre, dro, deren, im Dativ des Pluralis trun, drun, derun, doren, tren, dern 2c. Wir haben es noch in dem Wort Heister, Buchenheister, Eichheister, ferner in Deister, von das, des = Taxus. In unserer Landschaft findet sich das Wort nur in Tengern = „in den Tannenbäumen". Wie man auf das Vorkommen der damals hier seltenen Tannen achtete, beweist auch der Name des Gutes Dannhollen. Das Wort ter = baum findet sich dann noch in Abbenteren von apoltar = Apfelbaum.

Das 6. Urwort endlich ist lar, abgeschwächt leri, ler = Ort, Niederlassung. Es ist das älteste Wort für menschliche Wohnsitze und wird schon im 5. Jahrhundert nach Christus durch andere Ausdrücke verdrängt. Da bekommen denn die Orte, die mit lar gebildet sind, Anhängsel von dorf, feld, hausen, heim 2c. Ich finde den Namen nur in dem Dorfe Lar bei Goldenstedt. Dagegen heißt der ganze Gau, in dem wir wohnen, der Lerigau, oder Lergau, ein Beweis, daß diese Gegend verhältnismäßig früh besiedelt ist, jedenfalls bedeutend früher, als das Oldenburgische und der Kreis Sulingen. Der Grund ist natürlich die Lage. Durch unsere Gegend führte die große Heerstraße vom Rhein zur Wesermündung und von da zur Elbmündung, und es ist selbstverständlich, daß man sich diese Lage zu nutze machte.

Daß in diesen Besiedelungen Methode war, beweisen 2 Ortsnamen, die gleichfalls aus uralter Zeit stammen, Quernheim und Cornau. Beide kommen her von dem alten quirn = Mühle, und zwar Handmühle. An beiden Orten standen also Mühlen, hier war für reisende Handelsleute Quartier zu bekommen und das nötige Mehl und

Digitized by Google

Brot. Die alte Heerstraße ging damals noch nicht über Lemförde, das erst aus viel späterer Zeit stammt und erst angelegt wurde, als der Sumpf in erheblichem Maße trocken gelegt war, sondern über Quernheim, das sein „heim" am Ende erst sehr spät erhalten hat und im Volksmunde heute noch einfach Querme heißt, nach Cornau, wo wieder eine Mühle stand, wieder Quartier zu bekommen war. Die Strecke ist eine gute Tagestour für einen Hausiererkarren. Erst sehr viel später kamen statt der Handmühlen Radmühlen auf, die erst durch Pferde, viel später durch Wasser getrieben wurden. Letzteres nicht vor dem 12. Jahrhundert. Wir haben auch ein Rodemühlen bei Hemsloh, also den Ort, wo eine Radmühle stand und noch steht.

Zu den Ortsnamen aus der ältesten Zeit darf man wohl noch rechnen die Namen, die mit horn zusammengesetzt sind, obgleich dies Wort gewöhnlich für spätere Zeit angesetzt wird. Aber der bereits erwähnte Ort Osterhorn stammt sicher aus ältester Zeit; Stemshorn dagegen und Adelhorn, welche nach Personen benannt sind, sind erst in viel späterer Zeit gegründet.

Damit dürfte die Zahl der Ur-Orte in unserer Landschaft abgeschlossen sein.

---

2. Das Mittelalter.

Es beginnen jetzt die Kämpfe mit den Römern, und die Nachwirkungen dieser Kämpfe haben wir in einer Anzahl neuer Ansiedelungen vor Augen. Die Römer nämlich hinderten das Vorwärtsdrängen der deutschen Stämme über den Rhein für einige Jahrhunderte. Der Limes, der Pfahlgraben, die Festungsmauer, die sie von der Donau bis zum Rhein errichtet hatten, und wieder den Rhein hinab die unzähligen Burgen und Kastelle machten die bisher üblichen Eroberungszüge der deutschen Stämme ebenso unmöglich, wie die einfachen Raubzüge. Das wachsende Volk mußte sich darum in der Heimat behelfen, mußte die alten Wohnsitze erweitern und neue

Digitized by Google

suchen. Daß aber die Römer am Rheine, am Pfahlgraben und im Dekumatenlande, südlich vom Pfahlgraben saßen und sich häuslich eingerichtet hatten, hatte auch für die Bewohner des übrigen Deutschlands weitere und sehr tiefgehende Folgen. Zunächst lernten die Deutschen von den Römern den Acker besser zu bebauen als vorher, sie überkamen von dort den Wiesenbau, den Weinbau und endlich auch den Häuserbau, man fing an, nach dem Vorbilde der Römer Wohnungen zu errichten. Freilich noch nicht solche von Stein, das geschah erst im 13. Jahrhundert, sondern einstöckige Wohnungen, Pfahl an Pfahl. Zuerst waren es die Fürsten und Adligen, die ihre Häuser so der römischen Bauart anpaßten. Es dauerte aber nicht lange, so baute auch das gemeine Volk Wohnungen nach Römerart. Das Wort dung, das für die alten Erdwohnungen charakteristisch ist, und lar für Siedelungen überhaupt, verschwindet in dieser Zeit, und an ihre Stelle treten die Worte hûs = Haus oder an = Hof, oder feld, berg, heim, hausen, bach; alles Namen, die vor der Römerzeit überall nicht vorkommen. Wir haben diese Namen in unserer Landschaft noch in fast ursprünglicher Form in Hustede, Anstede, Lohaus, Ahausen, Hohenfelde, Rethwisch 2c.

Mit den behaglichern Wohnungen begann auch das Heimatgefühl aufzuleben, man fing an, sich seiner Heimat zu freuen und auf deren Besitz einen Wert zu legen, der ihnen früher abgegangen war. Noch eine Veränderung trat ein: die neuen, stattlicheren Wohnsitze bekamen die Namen ihrer Besitzer. Jetzt treffen wir zuerst Ortsnamen im Zusammenhange mit Personennamen teils einfacher Form: Rehden, ursprünglich Redun „zu den Wohnungen des Rado", teils zusammengesetzt: Hemsloh = Helmoldswald, Deckau = Dedekowe = Aue = Flur des Dedeko, Eydelstedt = Eilunstedi = Stätte des Eilo, Felstehausen = Welcdeshusen = Haus des Weldger oder Waldger, Meckel = Wald des Mako, Rathlosen = Wald des Rado, Barver = Berversdorf, auch von einem Personennamen. Freudenberg von Fredo, Meerholz = Holz des Mero, Stemshorn und Adelhorn = Odolveshorn, ebenfalls von Personennamen 2c.

Wieder gingen einige Jahrhunderte dahin. Der

Digitized by Google

Ueberschuß der Bevölkerung wandte sich nach Norden. Von hier aus wurde England erobert. Die sog. Angelsachsen stammen nicht aus Holstein, sondern sind die Angrivarier, Engern, die Bewohner unserer Landschaft. Aus diesem Grunde beteiligten sich auch die sächsischen Stämme nicht an der Völkerwanderung, soweit man darunter jene großen Völkerzüge versteht, die von Osten nach Westen und von Norden nach Süden ihren Lauf nahmen. Der Hauptstamm der Sachsen blieb auf seinen alten Sitzen, und nur die heranwachsende Jugend verließ das Elternhaus und suchte ihr Glück nicht in dem gefährlichen Italien, sondern im Norden. Eine große Veränderung war aber doch im Volke vorgegangen. Statt der 50 und mehr deutschen Stämme, die Cäsar, Tacitus, Ammianus, Marcellinus und die anderen alten römischen Schriftsteller aufzählen, finden wir schon zur Zeit der Völkerwanderung nur noch 5 große Völkerschaften: Sachsen, Franken, Alemannen, Thüringer und Bayern. Das war die Folge des Römerfriedens. Jeder einzelne Stamm zerschlug sein Haupt an dem römischen Pfahlgraben und an den rheinischen Festungen. Erst als sich die stammverwandten Völkerschaften zusammenthaten und auch für heutige Verhältnisse ungeheure Truppenmassen zusammenbrachten, gelang es, in einem dreihundertjährigem Ringen die Römer aus dem Lande zu werfen. In der langen, innigen Waffenbrüderschaft aber gingen die kleinen Stämme unter. In noch größerem Maßstabe erfolgte der gleiche Vorgang im 10. Jahrhunderte, als unter den sächsischen Kaisern die Stämme sich endlich zu einem politischem Ganzen und einem einheitlichem Volke zusammenthaten und im Gegensatze zu den romanischen Völkern den Namen „Deutsche“ annahmen, d. h. alles was Deutsch redet, was zum Volke gehört, vom Altgotischen thiuda, altdeutsch diot = Volk.

Aber bevor dies möglich war, mußte der Trotz des sächsischen Stammes gebrochen werden. Die Sachsen betrachteten sich als ein ganz anderes Volk, als die übrigen Deutschen und sahen mit Stolz namentlich auf die Franken herab. Sie hatten als die Einzigen unter den deutschen Stämmen die römischen Eroberungsversuche erfolgreich zurückgewiesen, sie hatten ihre alten Stamm-

Digitized by Google

sitze behauptet als alle übrigen Stämme in Bewegung gerieten, sie hatten an der Völkerwanderung nicht teilgenommen, seit undenklichen Zeiten standen die heiligen Haine und die uralten Opfersteine da. Ohne Zögern unterwarf sich der Sachse dem Willen seiner Götter, den er aus heiligen Zeichen erfuhr, aus dem Vogelfluge, dem Wiehern der Pferde u. dergl., während die andern deutschen Stämme mit dem Verluste ihrer Heimat auch in ihren religiösen Vorstellungen Schaden gelitten hatten. Ja, längst waren Franken, Alemannen und Thüringer Christen, als noch die Sachsen jeden christlichen Sendboten entweder erschlugen, oder aus ihren Grenzen wiesen. Aber das war es nicht allein. Seitdem die Römer vertrieben waren, hatten die regelmäßigen Raubzüge in die fränkischen und alemannischen Gegenden wieder begonnen. Es war einfach Pflicht der Selbsterhaltung, daß Karl der Große das Sachsenland seiner Herrschaft unterwarf. Ja, er mußte noch einen Schritt weiter gehen, er konnte auf treue Unterthanen nur dann rechnen, wenn er die Sachsen zugleich für das Christentum gewonnen hatte. Es war keineswegs religiöser Fanatismus, es war einfach politische Notwendigkeit, daß Karl mit so eiserner Strenge den heldenhaften Widerstand des Sachsenvolkes zu Boden schlug und die Einführung des Christentums erzwang. Das beweist die Notiz in Eginhardts „Leben Karls des Großen", daß derselbe das Sachsenvolk mit den Franken verbunden und zu einem einzigen Volke verschmolzen habe, „nachdem es den Dienst der Götzen aufgegeben und den christlichen Glauben und die Sakramente angenommen habe." Ebenso heißt es im Sachsenspiegel: „Dar to behelden se al ir alde recht, svar et weder der Kristenliker e unde weder deme geloven nicht me was." Also keinerlei Hörigkeit, oder Sklaverei des unterdrückten Volkes, keine besondere Steuer, keine Konfiskation des bebauten Landes. Das besiegte Volk behielt alle seine alten Rechte und mußte sich nur strenge Verordnungen zur Aufrechterhaltung des Christentums gefallen lassen, nur das Gesetz, daß Jedermann getauft würde, das Verbot der Verbrennung der Leichen, die Bestimmung, daß der Zehnte an die Kirche abzuliefern sei und daß jede neugegründete Kirche einen Hof haben sollte mit

Digitized by Google

2 Hufen Landes und daß je 120 der zu ihr Gehörigen einen Knecht und eine Magd stellen sollten ꝛc. Aber erst als die Blüte des Volkes auf der Strecke lag, als Karl die widerspenstigen Sachsen massenhaft hatte hinrichten oder deportieren lassen, und eine große Zahl fränkischer und alemannischer Ansiedler in die verödeten Landschaften geworfen war, fügte sich das Sachsenvolk in das Unvermeidliche.

Wir haben unmittelbar aus der Zeit dieser erbitterten Kämpfe eine Gründung in unserer Grafschaft, das Dorf St. Hülfe. Es erinnert dies Wort an die Kämpfe der Sachsen mit den Franken, aber nicht blos an den Krieg im Allgemeinen, sondern an eine Schlacht, in der die Franken schwere Not litten. Sah dann Karl, daß seine Reihen wankten, daß die Feinde siegreich vordrangen, hatte er vergeblich die letzten Reserven herangezogen, dann erhob sich der schlachtengewaltige Mann auf seinem Streitrosse, hob seine Hände empor und gelobte „der göttlichen Hülfe“ eine Kirche, oder eine Kapelle an dem Orte, wenn Gott ihm den Sieg verleihen würde. Und dann stürzte er sich selbst mit wildem Ungestüme auf den Feind und erlebte es immer wieder, daß der Sieg ihm zufiel. Dann aber erfüllte er auch auf der Stelle sein Versprechen; es wurde sofort an dem Orte eine hölzerne Kapelle errichtet und dieselbe geweiht „Sancto adjutorio“, der „heiligen Hülfe“, nämlich Gottes. Daß aber dieser Namen gewählt wurde, hat noch einen besonderen Grund. Die Heiligenverehrung und der Bilderdienst, wie er in Rom üblich war, war von Anfang an den Deutschen, die an einen bildlosen Gottesdienst gewöhnt waren, ein schwerer Anstoß. Die Goten zerstörten alle religiösen Bilder, wo sie sie fanden. Als man aber gerade zu Karls des Großen Zeit von Rom aus die größten Anstrengungen machte, Bilderdienst und Heiligenverehrung auch im fränkischen Reiche einzuführen, da erwachte der Zorn des gewaltigen Königs, und er ließ auf 2 fränkischen Synoden sehr scharfe Beschlüsse gegen Heiligendienst und Bilderverehrung fassen. Persönlich unterzog er die Akten dieser Synoden einer genauen Prüfung und ließ sie dann zu einer umfangreichen Schrift in 4 Büchern mit 120 Kapiteln, den sogen.

Digitized by Google

Carolinischen Büchern ausarbeiten, über die man allerdings in Rom sehr ungehalten war. Sein Sohn Ludwig besaß nicht das starke Rückgrat seines Vaters gegenüber den Anforderungen der Kirche, er hob jene Beschlüsse der Synoden auf und gestattete nicht blos Heiligendienst und Bilderverehrung, sondern weihte selbst die von ihm gestifteten Kirchen und Klöster den Heiligen; und seit der Zeit hat jede Kirche, jeder Altar seinen Heiligen. Daher steht es geschichtlich fest, daß die sieben oder acht St. Hülpeskerken in Deutschland 2c. von Karl dem Großen gestiftet sind. Also dort bei dem alten Orte Nutlo, auf dem weiten Felde zwischen St. Hülfe und den Felstehäuser Schanzen, haben vor etwa tausend Jahren Franken und Sachsen in heißer Feldschlacht mit einander gerungen, und nach glücklich gewonnenem Siege hat der große Karl gekniet an der Stätte, wo bis in den Anfang dieses Jahrhunderts die Kapelle von St. Hülfe stand und wo jetzt der Schulhof ist, und hat Gott für die gnädige Hülfe gedankt und die Kapelle gestiftet. Auch die Gründung des Klosters Mariendrebber im Jahre 790 weist auf jene Schlacht hin. Selbstverständlich aber errichtete Karl das Kloster nicht auf dem Schlachtfelde, sondern an dem nächsten bewohnten Orte, und das war damals Drebber.

Noch eine andere Kloster-Gründung wird in diese Zeit verlegt, die des Klosters Burlage. Aber da die Nonnen daselbst dem Cisterzienserorden angehörten, so ist diese Annahme unmöglich, denn der Gründer dieses Ordens, Robert, stiftete das Stammkloster in Citeaux in Frankreich erst im Jahre 1098, und erst im 12. Jahrhundert breitete sich der Orden hier im Norden von Deutschland aus. Die erste urkundliche Erwähnung des Klosters Burlage finde ich auch erst im Jahre 1233, wo das Kloster Campus beatae Mariae genannt wird, also „Marienfeld". Möglich wäre allerdings, daß der aufblühende Orden eine ältere Gründung, die in Verfall geraten war, übernommen und daß Karl der Große außer dem Mannskloster zu Drebber auch das Frauenkloster zu Burlage gestiftet hätte. Aber Näheres kann ich darüber nicht sagen.

Mit der Einführung des Christentums beginnt nun

Digitized by Google

für unsere Landschaft eine neue Zeit. Die Arbeit, d. h. die Land- und Feldarbeit verlor die Schande, unter der sie bisher gestanden hatte. Das Christentum forderte die Arbeit und stellte den Müssiggang als Sünde hin. Dazu kam noch etwas Anderes. Ueberall wurden Kirchspiele gegründet, und die Geistlichen und auch die Mönche zeigten den neubekehrten Sachsen, was aus dem Boden gemacht werden konnte, wenn er richtig bestellt und gepflegt wurde. Die sog. Dreifelderwirtschaft ist in dieser Zeit eingeführt. Jetzt endlich beginnen auch die Rodungen. Bislang waren die trockenen Erhöhungen, welche frei vom Walde nur mit Buschwerk bestanden waren, die von der Kultur bevorzugten Strecken. Jetzt ging man daran, die Niederungen zu kultivieren, die Sümpfe zu entwässern und die Wälder zu lichten. Die großen Erfolge, welche die Klöster mit diesen Arbeiten erzielten, reizten zur Nachahmung, und da auch die Pfarrrer auf den Zehnten ihrer Gemeindeglieder angewiesen waren, so lag eine möglichste Ausdehnung des Ackerbaues derselben in ihrem eigenen Interesse. Da endlich in dem großen Frankenreiche die Kriege aufhörten und die von Karl eingesetzten Grafen für eine geordnete Rechtspflege sorgten, so konnte der Ueberschuß an Kraft, der bisher in den unzähligen Fehden und Kriegen unnütz zu Grunde gegangen war, sich auf die Bestellung der Aecker richten.

Aus dieser Zeit stammen die vielen mit rode zusammengesetzten Orte in unserer Landschaft Heiligenrode und Ridderade = Rienrade = Rodung am Bach; auch Rödenbeck und Andere. Aus der gleichen Zeit stammen die mit hagen zusammengesetzten Orte, denn Hagen ist ein abgegrenzter Raum, eine Veranstaltung, durch welche der Besitzer sein Eigentum gegen das der Nachbarn abgrenzte, was allgemein erst in dieser Zeit geschah. Ebenso die mit kirchen und capellen zusammmengesetzten Orte, wie Neuenkirchen und Osterkappeln, ebenso Klus bei Sulingen und Heiligenbruch.

Ich erwähnte fränkische und alemannische Kolonisten, welche Karl dort hin schickte, wo er die aufständischen Sachsen getötet, oder zur Auswanderung gezwungen hatte. Dieselben kamen auch hierher. Sie brachten selbstverständlich ihre gewohnten Namen und Orts-

Digitized by Google

bezeichnungen mit, die Alemannen die Namen auf weiler von vilari, wila. An solche Kolonisten erinnert das dreimalige Vorkommen des Namens Willenberg in unserer Landschaft bei Diepholz, bei Dickel und bei Harpstedt. Echt fränkisch ist dagegen das Wort hofen, und deshalb stammt Meyerhöfen unzweifelhaft aus dieser Zeit, und der Ort ist eine Ansiedelung fränkischer Kolonisten. „Meyer" bedeutet einen Grad der Hörigkeit, der den alten Sachsen ganz unbekannt war und der erst aufkommt in Verbindung mit dem Christentum. Die den Pfarren überwiesenen sogen. mansi, oder Bauerhöfe wurden an „Pfarrmeyer" ausgethan, die dann neben dem allgemeinen Zehnten noch besondere Abgaben an die Pfarren zu entrichten hatten und vor Allem die nötigen Hand- und Spanndienste. Die meisten so Bediensteten behielten in der Folgezeit den Namen Meyer. Deshalb glaube ich auch, daß Dielingen, in das Meyerhöfen eingepfarrt ist, von fränkischen Ansiedelern gegründet ist. Das Wort Dielingen, oder Dillingen findet sich wiederholt im Frankenlande. Echt fränkisch ist auch die Endung ingen. Aber darum sind längst nicht alle Orte auf ingen im Sachsenlande fränkischen Ursprungs. Das Wort ingen ist ebenso echt sächsisch und bedeutet in erster Linie die Nachkommen einer Familie. Das kann man recht sehen an den unzähligen Personennamen auf ing in unserer Landschaft. Ich nenne nur die Namen Brockering, Ripking, Kahling, Hanking, Lübbering, Lenkering, Aßling, Dückering, Knüpling, Garling, Dierking, Thiessing, Coring, Eggerking, Münning, Wiechering, Johanning, Rohlfing, Barking, Abeling, Schilling, Künning, Leffering, Fohring, Fröhlking, Pansing, Rasching, Lamping, Kroning, Löseking, Schröring, Höftering, Thieking, Lücking, Tapking, Ehrling, Sandering, Wollering, Mensing, Warneking, Schmeding, Frerking, Klausing, Brüning, Schwierking, Döbbeling, Fasking u. A.; alle aus dem einzigen Kirchspiele Jacobidrebber. An Ortsnamen auf ing finde ich zwei Mal den Ort Haßlingen und erkläre das Wort von einem Personennamen Hasso, oder Hazzo = Ansiedelung der Nachkommen des Hazzo. Ebenso Förlingen = Ansiedelung der Nachkommen des Faro. Auch Dielingen stammt wohl ursprünglich von einem Personennamen und Wietingsmoor

Digitized by Google

ist soviel wie Wittekindsmoor. Noch häufiger bedeutet das Wort aber eine Belegenheit, das Angesiedeltsein an einem bestimmten Orte. So kann Haßlingen auch heißen: die Siedelung an dem bekannten Haselgebüsch, Twistringen von twiste = zwi und rin = die Anwohner des zweigeteilten, gabelförmigen Bachs, oder die Anwohner des Orts, wo die beiden Bäche zusammenfließen u. A. Das sind wohl ziemlich alle unsere Ortschaften, die ihren Ursprung in jener Zeit haben.

---

3. Die Zeit der Grafen.

Wieder sind einige Jahrhunderte verstrichen. Die Sachsen haben das ihnen aufgezwungene Christentum sehr lieb gewonnen und gelernt, ihre Heimat erfolgreich zu bewirtschaften. Ueber die einzelnen Landschaften hatte Karl Grafen gesetzt, meist aus den vornehmen, alten, einheimischen Adelsgeschlechtern. Die Grafen unseres Gaues Leri rühmten sich, aus Wittekinds Geschlechte zu stammen. Sie saßen an der uralten Heerstraße, dem Helwege, in Cornau. Aber bei der Schwäche der gewählten deutschen Könige und in Folge der leidigen Römerzüge derselben blieben die deutschen Lande meist sich selbst überlassen, und aus den Grafen wurden allmählich Reichsfürsten, die unbekümmert um die gegen das Reich übernommenen Pflichten vor Allem ihre eigene Macht auszubreiten suchten und sich untereinander eifrig befehdeten. Zum Ueberflusse empörten sich schließlich die sächsischen Stämme gegen den König selbst.

Es war um das Jahr 1120. Fünf Jahre vorher war Kaiser Heinrich V. von den vereinigten Sachsen am Wespesholze bei Mansfeld aufs Haupt geschlagen, nicht weniger als 45000 Tote bedeckten das Schlachtfeld, der Kaiser floh nach Würzburg und von da nach Rom. Die Sachsen aber fürchteten die Rache des Kaisers und rüsteten sich, derselben zu begegnen. Da wurde es auch dem Grafen Rudolf unheimlich auf seinem Hofe in Cornau, der aus Holz errichtet, nach allen Seiten frei

Digitized by Google

da lag, mit Stroh gedeckt und mit einem Bohlenzaune umgeben. Auf guter alter Heerstraße konnte ihn jeden Augenblick ein feindliches Heer überziehen, und er konnte es nicht wehren. Da erbaute er hier das Schloß im „tiefem Holze“ und Moor, umgab die Burg mit einem tiefem Graben und hohem Walle und verlegte seine Residenz hierher. Die Burg „Deefholte“ lag ursprünglich einsam, rings umher unzugängliche Moore, als ihre sicherste Verteidigung. Aber es lag dem Grafen daran, seine Dienstleute und Burgmannen in der Nähe zu haben, und er veranlaßte dieselben, sich bei der Burg anzusiedeln. Das geschah, und so ist Münte entstanden und Falkenhardt und Diekamp und die Junkernhäuser u. s. w. Andere Ansiedelungen folgten. Die Nähe der Burg verlieh Schutz in gefährlicher Zeit und Verdienst und Nahrung in Zeiten des Friedens. Es war die Zeit der Städtegründungen, überall zog das Volk in Masse vom Lande in die neugegründeten Städte. Auch die Herren von Diepholz zogen mit allen Mitteln Ansiedler heran, gaben ihnen allerlei Rechte, und am 14. Januar 1380 erhält Diepholz gar das Osnabrücker Stadtrecht.

Das war für Diepholz etwas sehr Großes, denn es erhielt dadurch nicht blos das Recht, zwei freie Jahrmärkte zu halten, jeden zu 6 Tagen, sondern auch eine eigene städtische Gemeinheit, eine Mark und bestimmte Weide und andere Nutzungen, ferner Anspruch auf Holz aus den herrschaftlichen Forsten und das Recht, auswärtige freie Leute als Bürger aufzunehmen. Das Wichtigste aber war, daß die Bürger die Ländereien, die sie bisher schon in Benutzung gehabt hatten, gegen Zahlung einer jährlichen Abgabe nunmehr zum freiem Eigentume erhielten. Natürlich hatte die neue Stadt auch Gefälle an den Edelherren, den Grafen, zu zahlen; aber die Einzelnen waren ihm nicht mehr verpflichtet, sie hatten ihr eigenes Recht, ihren eigenen Rat, Bürgermeister und Richter. Der Flecken Willenberg dagegen hatte keinen Bürgermeister, sondern nur einen Hausvoigt, dem zwei von den Bürgern gewählte Gemeindevorsteher zur Seite standen. Der erste Bürgermeister von Diepholz hieß Abeken Schowe, den im Jahre 1392 Gieske ablöste,

Digitized by Google

offenbar der Stammvater der noch jetzt hier lebenden Gieseke'schen Familie.*)

Noch heute kann man sehen, in welch' zweckmäßiger und zugleich großartiger Weise unsere Grafen für den Ort Diepholz gesorgt haben. Jeder, der den Ort durchwandert, wundert sich über die vielen Wasserläufe, die den Flecken durchziehen. Ursprünglich waren sie alle schiffbar und dienten nicht blos zur Entwässerung des tiefen Sumpfes, sondern auch zur Anlage von Straßen und Wohngelegenheiten und boten zugleich jeder Reihestelle die Möglichkeit zum bequemen Betriebe der Landwirtschaft. Derartige Anlagen finden sich sonst nur noch in Holland und Friesland. Es unterliegt für mich nicht dem geringsten Zweifel, daß auch diese Anlagen in Diepholz von friesischen Kolonisten gemacht worden sind.

Es ist längst festgestellt, daß im Verlaufe des 12. und 13. Jahrhunderts eine zahlreiche Einwanderung niederländischer, flamländischer und friesischer Ansiedler in das Innere von Deutschland und in den slavischen Osten stattgefunden hat. Diese Leute suchten sich stets sumpfige und zur Zeit wegen ihrer Ablegenheit oder wegen häufiger Ueberschwemmungen unbenutzt daliegende Landstrecken aus, siedelten sich dort an und kultivierten das Land nach heimischer Art. In welcher Weise diese Ansiedelung stattfand, dafür haben wir eine Notiz im

*) Es interessiert vielleicht, eine Liste der Bürgermeister von Diepholz zu lesen, wie sie den Magistratsakten seit 1674 entnommen ist. Eine vollständige Liste der früheren Stadthäupter läßt sich bei der Unvollständigkeit der Akten nicht zusammenstellen. Aber seit dem Ende des 17. Jahrhunderts bietet das Verzeichnis keine Lücke. Bürgermeister war von 1674—1683 Johann Bockhorst, 1683—89 Herbert Heinrich Bödeker, 1689—91 Johann Bockhorst, 1691—95 Tönnies Dieckmann, 1695—97 Johann Dahm Bockhorst, 1697—1700 Christopher Müller, 1700—1705 Andreas Gerhard Schlacke, 1705—1709 Jakob Köhne, 1709—1710 Friedrich Schütte, 1710—1712 Johann Philipp Diestelhorst, 1712—1714 Jakob Köhne, 1714—1745 Christopher Müller, 1745—1760 Bernd Meyering, 1760—1762 H. Albers, 1762—1767 Friedrich Wilhelm Diestelhorst, 1767—1777 Hermann Albers, 1777—1788 Erdwin Karl Ocker, 1788—1805 Heinrich Ludolf Albers, 1805—1806 Jakob David Köhne, 1806—1808 Friedrich Wilh. Müller, 1808—1811 Johann Heinrich Philipp Ocker, 1811—51 J. F. Storckmann, 1851—54 Dr. Brinkmann, 1854—1894 Friedrich Zwickert, 1894—1895 Fritz Klatte, 1895—1898 Christian Friedrich Müller, seit 1898 Wilhelm Stüven.

Digitized by Google

Bremer Urkundenbuche I, p. 27: Da wird erzählt: „Im Jahre 1106 erschienen in Bremen vor dem Erzbischofe Friedrich, nicht gerufen von diesem, Leute aus der Diözese Utrecht, diesseits des Rheines wohnend, Holländer genannt, mit der Bitte, ihnen unkultiviertes, sumpfiges, von den Eingeborenen nicht benutztes Land zum Anbau zu überlassen. Sie nannten sich Helikin, Arnold, Hiko, Fardold, Referik und Henricus; dieser ein Priester. Der Erzbischof, der sich bedeutenden Vorteil von der Sache versprach, verhandelte mit ihnen wie auf gleichem Fuße. In einem förmlichem Vertrage wurden Rechte und Pflichten der Ansiedler genau festgesetzt." Diese Rechte und Pflichten sind charakteristisch: Das Land wird in Hufen zerlegt von 720 Königsruten Länge und 30 Königsruten Breite und den Unternehmern zu freiem, erblichem Besitze überlassen. Von jeder Hufe soll ein Zins von einem Denar entrichtet werden; zu verzehnten sind nur Schafe, Schweine, Ziegen, Gänse, Honig und Flachs; von allen Feldfrüchten wird nur die elfte Garbe gegeben. Die weltliche Rechtspflege wird den Ansiedlern selbst überlassen gegen eine jährliche Abgabe von 2 ℳ für je 100 Hufen 2c.

So ähnlich denke ich mir auch den Verlauf in Diepholz. Der Graf hat friesische Siedler entweder direkt kommen lassen, oder sie haben sich ihm angeboten. Sie haben das Kanalsystem in Diepholz angelegt und zum Lohne dafür die unbenutzt daliegenden ausgedehnten Sümpfe am Dümmer erhalten. Dort siedelten sie sich an teils in den älteren Dörfern Hüde, Marl, Burlage, teils legten sie direkt neue Dörfer an, so Lembruch, ursprünglich Lewenbruch, von dem Diepholzer Wappentiere, dem Löwen, benannt, vielleicht auch Sandbrink und Hagewede. Diese sechs Orte bildeten nämlich die Cometia Wischfrisonum, wie es in den Urkunden heißt, also die Grafschaft der Wiesenfriesen. Sie hatten eigene Gerichtsbarkeit, ganz so wie in Bremen; ihr Schöppenstuhl stand zu Hüde; in Sandbrink aber bestand ein Freigericht, welches später nach Lemförde verlegt wurde. Noch heute führen die Bewohner dieser Dörfer mehrfach echt friesische Namen. Friesen haben also jene zahlreichen und kunstvollen Wasserläufe angelegt, die die Sümpfe

Digitized by Google

am Dümmer trocken gelegt und die Anlage jener weiten, schönen Wiesen ermöglicht haben, welche noch heute den Reichtum jener Gegend bilden.

Auch unsere Wassermühlen sind um jene Zeit entstanden, die in Diepholz, Drebber, die Essemühle, Helmsmühle (Helmoldtsmühle), Rodemühle. Sie waren in der Regel Regal, d. h. Besitztum der regierenden Herren und eines der wertvollsten Besitztümer derselben, da jede Mühle ihren Bezirk hatte, wo sie allein berechtigt war zu mahlen. Die Grafen konnten bei ihren ewigen Geldnöten diese Mühlen am leichtesten verkaufen oder verpfänden; und es dauerte auch nicht lange, so befanden sich alle in städtischem oder Privatbesitze.

Zu den Regalien gehörte auch die Jagd. Von Alters her hatten die Grafen die Jagd am Dümmer und auf dem See selbst mit Eifer betrieben. Die zahlreichen Wasservögel, und die Annehmlichkeit der Wasserfahrt reizten immer von neuem die edlen Herren von Diepholz. Als Sport von ganz besonderer Art galt durch das ganze Mittelalter hindurch auch die Reiherjagd durch abgerichtete Stoßfalken. Solche Reiher gabs auf dem Lemförder Berge und der weiteren Umgegend in Ueberfluß. In der Evershorst horsteten sie noch am Ende des 17. Jahrhunderts so zahlreich, daß in Folge davon die sämtlichen großen Eichbäume ausgingen. So ist es wohl zu verstehen, daß die Grafen zur Pflege dieser Jagd in der Nähe des Berges und des Dümmers ein Jagdschloß erbauten, das sie auch nach ihrem Wappentiere Lewenfurth nannten; Furt, weil das Land ringsumher dem Sumpfe abgewonnen war. Es wurde ähnlich wie das Diepholzer Schloß befestigt und war ebenfalls in kurzer Zeit der Mittelpunkt eines freundlichen Fleckens, der erst in unserm Jahrhunderte zur Unterscheidung von dem Flecken Lauenförde an der Weser den Namen Lemförde empfangen hat. Es war eben die Zeit der Städtegründungen, die Blütezeit des Handwerks, und da alsbald nach der Entwässerung des Sumpfes auch die alte Heerstraße statt über Quernheim über Lemförde geführt ward, so erfreute sich Lemförde ebenso wie Diepholz einer wachsenden Bevölkerung und eines regen Verkehrs.

Digitized by Google

Der nördliche Teil der Grafschaft war dagegen durchweg waldig, ja ein einziger meilenweiter Wald, der sich von Sudholz bis nach Nordwohlde hin erstreckte und natürlich Hochwild jeder Art in Menge barg. Zum bequemern Betriebe der Jagd auf diese Tiere erbauten die Grafen ein Jagdschloß in Dörpel, das aber, nur ein Fachwerkbau, bald wieder verfiel und von dem nur noch die Umfassungsgräben vorhanden sind, alles Andere ist verschwunden und von dichtem Walde überwuchert. Die Steinfiguren aber, die einst das Schloß schmückten, sind noch heute zu sehen auf dem Hofe der Münte zu Diepholz.

Noch ein dritter und letzter Schloßbau fällt in diese Zeit, der der Auburg in den vierziger Jahren des 15. Jahrhunderts. Sie sollte „nicht allein ein Diepholzisches Vorwerk und Viehestuben sein, sondern Graf Otto hatte sie darum bauen lassen, damit die Herren zu Diepholz denen angrenzenden Mindenschen Beamten zu Rahden, welche geraume Zeit der Grenzen halber mit ihnen in Mißverständnis gelebt, desto mehr Widerstand thun könnten."

Damit ist die Zeit der Neugründungen in der älteren Zeit abgeschlossen. Nur noch vereinzelte Siedelungen kommen vor. Dahin rechne ich Neustadt und Uthüserdrebber, wenn nicht diese Gründungen, wie ich vermute, schon in dieses Jahrhundert fallen. Denn in diesem Jahrhunderte hat eine neue Zeit der Ansiedelungen begonnen, und zwar in Folge der Teilung der Gemeinheiten, der Almende. Das war auch eine, aber eine gesegnete Folge der Franzosenzeit. So lange das Weideland der Gemeinde gehörte und jeder Stellbesitzer nur das Recht hatte, so und so viel Stücke Vieh auf die Gemeindeweide zu schicken, war eine Neusiedelung sehr schwierig. Das änderte sich während der französischen Herrschaft, die begann die Teilung der Gemeinheiten. Als nun aber der Einzelne seinen Grundbesitz beieinander hatte, da ward es nicht blos leicht, sondern erschien auch vorteilhaft, wenn sich der Besitzer direkt auf diesen Grundstücken selbst anbaute. Das ist denn auch in ausgedehntestem Maße geschehen. Nicht blos wenn ein Brandunglück ein Haus niedergelegt hatte bauten sich die Besitzer desselben hinaus, vielfach wurden die kleinen, niedrigen, feuchten, alten Häuser in

Digitized by Google

den Dörfern niedergerissen, und die Besitzer bauten sich draußen im Felde wieder auf. Ueberall im Bruche und Moore, im Fladder, auf den geteilten Gemeinheiten sind im Laufe der letzten 70, 80 Jahre neue stattliche Bauernhöfe entstanden, die, wie Jedermann vor Augen hat, sehr gut gedeihen. Meist sind sie noch ohne eigenen Namen, heißen Außenhäuser, wie Uthüserdrebber, oder sie tragen wie im Anfange der Siedelungen den Namen der Landschaft, z. B. Im Bruche, Im Fladder, oder Neufeld, St. Hülfer-Neufeld, St. Hülfer-Moorfeld u. s. w. Die Errungenschaften aber unserer Zeit auf dem Gebiete der Landwirtschaft kommen auch jenen einsamen Neubauern zu Gute, und unsere biederen Vorfahren vor 1000 Jahren würden sich wundern, wenn sie die stattlichen Heerden und Viehstämme von heute verglichen mit den kleinen kümmerlichen Torfkühen ihrer Zeit und unsere fetten Schweine mit den mageren, hochbeinigen Borstentieren, die zu ihrer Zeit in den Eichen- und Buchenwäldern immer hungrig und grunzend umherliefen. Die Entdeckungen aber, welche in Bezug auf die Bodenkultur neuerdings gemacht sind, lassen mit Bestimmtheit die Zeit voraussehen, wo auch die jetzt noch unbebauten weiten Moorstrecken unserer Landschaft fruchtbare Aecker und Weiden geworden sind mit den dazu gehörigen Wohnhäusern. Die Zeit der Siedelungen ist für unsere Landschaft noch nicht abgeschlossen, zahlreiche Neusiedelungen und Gründungen neuer Ortschaften stehen uns noch bevor.

Die Geschichte der Grafschaft Diepholz ist arm an äußeren Ereignissen, kein Geschichtsschreiber hat es der Mühe wert gehalten, die politische Geschichte derselben eingehend zu beschreiben. Aber der Blick auf die Entstehung und Bezeichnung der noch heute in ihr belegenen Ortschaften läßt uns hineinblicken in eine reiche innere Entwickelung und giebt uns den Beweis, daß was an Freude und Schmerz das Herz des deutschen Volkes bewegt hat, auch hier bei uns empfunden ist, daß jede große Zeit ihre Spuren auch bei uns zurückgelassen hat, und daß es nur des rechten Auges bedarf, um auch im Kleinen Großes zu erkennen.

Digitized by Google

Germanicus und die Kämpfe bei den Bohlwegen im Aschener Moor.

Sie ist nicht schön, unsere Grafschaft, obgleich ich fern davon bin, ihr jeden Reiz abzusprechen. Im Gegenteil. Aber stellt man Vergleiche an, dann steht unsere Gegend allerdings in landschaftlicher Beziehung weit hinter anderen Gegenden zurück. Wie aber, wenn wir hier auf geschichtlichem Boden ständen, wenn sich im Umkreis weniger Stunden von hier eins der großartigsten geschichtlichen Dramen abgespielt hätte, wenn hier das Geschick unsers deutschen Vaterlandes mit entschieden wäre! Wie ganz anders würden wir die einförmigen langen Straßen unserer Gegend anblicken, wenn wir uns sagten: Auf ihnen sind vor alters die gewaltigsten römischen Heerscharen gezogen, die je den Boden Deutschlands betreten haben; hier haben römische Feldherren und kaiserliche Prinzen um ihr Leben gekämpft. Die Berge, die wir am Horizont wahrnehmen im Westen und im Süden und die weiten Moore und Brüche sind Zeugen gewesen so wilder, blutiger Schlachten, daß an ihnen gebrochen ist die Kraft der waffengewaltigen römischen Legionen. Und das ist in der That der Fall. Hier hat Hermann, der Cheruskerfürst, gekämpft, und er hätte sein Ziel erreicht, er hätte dies römische Heer ebenso vollständig vernichtet, wie das des Varus im Teutoburger Walde, wenn ihn nicht daran gehindert hätte die alte deutsche Uneinigkeit, ihre Disciplinlosigkeit und die Sucht, Beute zu machen. Wir befinden uns hier in ganz besonderem Sinne auf geschichtlichem Boden.

Digitized by Google

Dies gilt noch in einem andern Sinne. Durch unsere Grafschaft läuft die uralte, große Heerstraße, welche vom Rhein zur Weser und Elbmündung führt, und auf dieser Straße ist der große Frankenkönig Karl in dem 33-jährigen Kriege, den er gegen die Sachsen führte, nicht einmal, sondern wiederholt gezogen. Hier in unserer unmittelbaren Nähe hat eine große Schlacht stattgefunden, die für die Franken siegreich verlaufen ist. Aber die Entscheidung schwankte; es fehlte nicht viel, so wäre der große Karl besiegt, zurückgeworfen von unseren Vätern, die wie in der Römerzeit ihr Alles setzten an ihre Freiheit. Und von wie manchen anderen heißen Kämpfen aus jener großen Zeit könnten die langen Schanzen erzählen, die sich noch heute sichtbar an so vielen Orten unserer Grafschaft vorfinden, und die Ringwälle und sonstigen Befestigungen! Aber sie sind stumm. Jener gewaltige Kampf des Sachsenvolkes um seine Freiheit hat keinen Sänger gefunden, der die Thaten der Helden der Nachwelt überliefert hätte, keinen Geschichtsschreiber, der uns heute noch erzählte, was damals das Herz unseres Volkes im heißen Ringen um sein Dasein und um die väterliche Religion bewegt hat.

Das aber ist in Beziehung auf die Kämpfe mit den Römern der Fall. Was damals hier in unserer Landschaft geschehen ist, hat beschrieben, besungen möchte ich wohl sagen, ein Mann, der zu den größten Geschichtsschreibern aller Zeiten gehört, ein Mann, der zugleich ein so tiefes Verständnis für den Charakter und die Eigenart des deutschen Volkes besitzt, wie es seitdem bei einem Römer nicht wieder vorgekommen ist bis auf den heutigen Tag. Tacitus hat beschrieben die Kämpfe, an die ich hier denke. Er ist selbst in Deutschland gewesen und zwar nicht als flüchtiger Reisender, sondern in längerem Aufenhalte als sorgfältiger Beobachter. Er kennt die norddeutsche Tiefebene mit ihren Wäldern und ihren Sümpfen, ihren zerstreut liegenden Häusern und ihrer stillen, ernsten Bevölkerung. Er hat mit dem jungen Volke auf der Bank gesessen und nicht ohne Schauder von dem Nationalgetränk gekostet, das, wie er sich ausdrückt, aus Gerste und Weizen zu einer Ähnlichkeit mit Wein zusammengefälscht ist. Er kennt auch die deutschen Sitten

Digitized by Google

und freut sich nicht blos über die Heldenkraft der gewaltigen Leiber, die so wuchtig die langen Lanzen zu schwingen verstanden, er freut sich auch der Ehrlichkeit der Leute und ihrer Keuschheit und fühlt sich wohl bei einem Volk, wo ein Ja mehr galt, als in Rom zehn Eide. Und er ist zugleich ein vornehmer Mann, der die Verhältnisse nicht blos mit den Augen des kleinen Mannes betrachtet, er weiß Bescheid um alles, was bei Hofe und in den höchsten Kreisen geschieht, er hat selbst in dem Kriegsrate mit den Feldherren gesessen und versteht auch die Leitung großer Heeresmassen und ihre Befugnisse. Tacitus bekleidete unter dem Kaiser Nerva das Konsulat, Roms höchste Würde nächst dem Kaiserthron, er war der intime Freund des Kaisers Trajan, ihm standen sämtliche Archive Roms offen. Er hat seine Wissenschaft von den Kämpfen seiner Zeit aus den Originalberichten der römischen Feldherren geschöpft, welche damals in Deutschland kommandierten. Und was er über diese Kämpfe zu Nutz und Frommen seines Volkes in einem großen Geschichtswerk, den Annalen, in glänzender Darstellung geschrieben hat, das ist uns geblieben; wir können uns noch heute daran freuen.

Das Verdienst aber, den Schauplatz dieser Kämpfe endgültig festgelegt und den Nachweis geführt zu haben, daß die in Tacitus' Annalen beschriebenen Kämpfe nirdends anders als hier stattgefunden haben können, hat Professor Dr. Knoke, Gymnasialdirektor in Osnabrück. Er hat den Beweis geführt zuerst in einem großen Werk über die Feldzüge des Germanikus in Deutschland, das im Jahre 1887 erschienen ist, und nachher noch in einer Reihe anderer Geschichtswerke und Streitschriften. Ihm bin ich bei meinen Darstellungen gefolgt. Große Verdienste hat sich auch der Bauinspektor Prejawa zu Diepholz durch seine sorgfältige Untersuchung der Bohlwege im Aschener Moor und der vorgeschichtlichen Altertümer der Gegend und die Festlegung und Kartierung derselben erworben.

Nun fragt wohl mancher: Wie kamen denn überhaupt die Römer hierher? Was hatten sie in unseren damals unwirtbaren Gegenden verloren, und was war hier zu gewinnen? Und da muß ich freilich gestehen,

Digitized by Google

daß die Römer, was Geld und Gut betrifft, hier nichts finden konnten. Aber sie haben derartiges auch nicht gesucht. Es handelte sich bei all jenen Kämpfen einzig und allein um ihre eigene Sicherheit und ihre Selbstverteidigung.

In den Gegenden zwischen Rhein und Elbe wohnte beim Beginn unserer Zeitrechnung um die Zeit vor Christi Geburt eine ganze Anzahl jugendkräftiger Völkerschaften, welche, da sie hauptsächlich Weidewirtschaft betrieben, ihr eigenes Gebiet nicht ernähren konnte. Die Welt aber war verteilt; die notwendige Auswanderung konnte nur mit den Waffen in der Hand geschehen. Nur dem Sieger boten sich Wohnsitze und Äcker dar. Was für die Auswanderung in erster Linie in Frage kam, waren die Länder im Westen und im Süden, Gallien oder Frankreich und Italien. Seit Jahrhunderten waren mächtige deutsche Kriegsheere über den Rhein gegangen, gelegentlich auch über die Alpen, in keiner andern Absicht, als in der Fremde Wohnsitze zu gewinnen für sich und die Ihren. Vor nicht langer Zeit brachte der „Hannov. Courier" einen Artikel, in dem der Nachweis geführt wurde, daß die sogen. Gallier, die unter Brennus im Jahre 390 vor Christo Rom einnahmen und verbrannten, Deutsche gewesen seien, und zwar Angehörige derjenigen Stämme, die später hier ihre Wohnsitze aufschlugen, Angrivarier, Engern. Ich schweige von den bekannten Zügen der Cimbern und Teutonen 113—101 vor Christo. Als die Römer ihrerseits ihre Herrschaft nach Norden hin ausdehnten, stießen sie mit Naturnotwendigkeit auf die Deutschen und mußten sich mit ihnen auseinandersetzen.

Das ist ihnen schwer genug geworden. Als Cäsar das Werk unternahm, weigerten die Legionen den Gehorsam, und es bedurfte erst der ganzen überwältigenden Energie jenes großen Feldherrn, um die Soldaten nur erst zum Vormarsch gegen diese gefürchtetsten aller Feinde zu bewegen. In furchtbaren Kämpfen gelang es endlich dem Cäsar, die Deutschen, die nach Gallien vorgedrungen waren, über den Rhein zurückzuwerfen. Aber er sah sofort, es genügte nicht, Gallien zu besetzen, die Deutschen mußten in ihrer eigenen Heimat zurückgehalten, ihnen der fernere Übergang über den Rhein unmöglich gemacht

Digitized by Google

werden. Er baute darum selbst eine Brücke über den Rhein bei Köln und drang eine Tagereise weit in die deutschen Wälder ein, ging aber wieder zurück, weil seine Soldaten den Weitermarsch weigerten und er selbst fürchtete, von seiner Rückzugslinie abgeschnitten zu werden. Seine Nachfolger waren glücklicher. Sie errichteten nicht blos eine ganze Anzahl von Kastellen, festen Plätzen den Rhein entlang, sondern drangen auch tief in das feindliche Land ein und sicherten ihre Eroberungen durch ein Netz kunstvoll angelegter Militärstraßen und eine Menge fester Plätze; besonders wurde jeder Flußübergang durch ein Kastell gedeckt. Das Größte leistete in dieser Beziehung Drusus, der Kronprinz und Erbe des Reiches des Augustus. Derselbe errichtete am Rhein nicht weniger als 50 Kastelle, darunter 2 Festungen ersten Ranges. Gleichzeitig baute er Straßen, z. B. die Lippe hinauf bis zur Weser. Der ungeheure militärische Apparat, den er bei solchen Gelegenheiten aufbot, schreckte die Stämme, durch deren Gebiet die Straßen führten, und ohne Widerstand ließen sich z. B. 40000 Sigambrer, die an der Lippe wohnten, wegführen und jenseits des Rheins andere Wohnsitze anweisen, weil Drusus es für bedenklich hielt, an einer so wichtigen Heerstraße ein so großes und kriegerisches Volk ruhig sitzen zu lassen. Eine andere Heerstraße führte von Holland aus, der Insula Batavorum bis zur Weser. Die Sümpfe, die sich hier in großer Zahl dem Wegbau entgegenstellten, wurden sorgfältig überbrückt, das Bourtanger Moor, die kleineren Moore im Oldenburgischen, das Moor bei Mellinghausen und endlich das bei Aschen. Der Leiter des Ingenieurcorps war Domitius Ahenobarbus, ein Mann aus einem der vornehmsten römischen Geschlechter. Und in welcher Weise sich dieser Mann der ihm gestellten Aufgaben unterzog, das kann man am besten an den Bohlwegen bei Aschen sehen, den pontes longi, wie die Römer sie nannten. Dort haben Professor Knoke und nachher Bauinspektor Prejawa nicht weniger als 22 solcher Bohlwege aufgedeckt, die bis auf einige wenige, die noch früherer Zeit entstammen, sämtlich von den Römern angelegt sind und auch dem größten Heere die Möglichkeit boten, ohne großen Zeitverlust mit seinem riesigen Gepäck und seinem gesammten Wagen-

Digitized by Google

park die gefährlichen Moore zu überschreiten. Die friesische Küste ward im Gehorsam gehalten durch die römische Flotte, die vom Rhein aus direkt in die Nordsee fuhr, zu welchem Zwecke Drusus einen Kanal angelegt hatte, den die römischen Schriftsteller ein unerhörtes und unermeßliches Werk nennen. Eine Legion lag überdies in Quartieren bei den Chauken, d. h. den Friesen, und die Scheu vor der römischen Übermacht war bei den Friesen so tief gewurzelt und so stark, daß sie in unbewegtem Gehorsam der Römer blieben, auch als deren anderweite Herrschaft in Deutschland längst vernichtet war. 8 Legionen der besten Truppen Roms lagen am Rhein, Armeecorps würden wir sagen; denn jede Legion bildete mit ihrem Kern von 6000 Schwerbewaffneten, ihren Reitergeschwadern, ihren Bogenschützen und Schleuderern und ihren zahlreichen Kohorten von Bundestruppen, ihren Geschützen und Wurfmaschinen, ihrem Vortrab und ihrem Train ein Heer für sich. Germanikus konnte z. B., nachdem der Feldzug im Jahre 16 die ungeheuersten Verluste zur Folge gehabt hatte, noch in demselben Jahre einen Legaten gegen die Chatten schicken mit 33000 Mann, und er selbst fiel mit einer noch viel größeren Heeresmasse in das Gebiet der Marier ein, und doch war die Rheingrenze auch dann noch keineswegs entblößt. Wenn also jederzeit Heere von 50—100000 Mann bis an die Zähne bewaffneter und vollendet disciplinierter Truppen auf gebahnten Straßen bis an die Weser und noch weiter dringen konnten, was sollten dagegen die schlechtbewaffneten Deutschen, die keinerlei militärische Disciplin kannten, anfangen! In der That, betrachtet man die Kräfte Roms im ganzen und großen, so erschien jeder Versuch der Deutschen, das Römerjoch abzuschütteln, wie Wahnsinn.

Eine große Partei in Deutschland selbst verzweifelte darum auch an jedem Widerstande und glaubte, für das Wohl des Vaterlandes am besten zu sorgen, wenn sie sich unbedingt den Römern anschlösse. Und das waren nicht nur einfache Bauern, die zu vielen Tausenden direkt Kriegsdienste in den Legionen nahmen, sondern auch angesehene Herren und Fürsten, sogar der Schwiegervater Hermanns, Segest. Diese Männer hielten mit echt deutscher Treue an den Römern fest, auch als dieselben im

Digitized by Google

Unglück waren, auch nach der Niederlage des Varus. Ja sogar im Jahre 16, 7 Jahre nach der Varusschlacht, treffen wir im Heere des Germanikus einen leiblichen Bruder Hermanns, des Cheruskerfürsten.

Und dennoch geschah das Unerwartete, für unmöglich Gehaltene. Im Jahre 9, bald nach dem Tode des Drusus, erlagen 3 römische Legionen mit allem was dazu gehört dem Schwerte der Deutschen, und unter den Eichen des Teutoburger Waldes bleichten die Gebeine von ca. 25 000 Mann der besten Truppen Roms. Die Folge dieses Ereignisses war die Empörung fast aller deutschen Stämme bis zum Rhein, die Ermordung aller römischen Soldaten und Händler in den deutschen Landen und die Eroberung und Zerstörung aller römischen Kastelle bis auf eins, Aliso, an der Lippe, das allein dem Ansturm der Deutschen widerstand, und dessen Besatzung schließlich sich ungefährdet nach Köln zurückzog. Ein unermeßlicher Verlust nicht blos an Menschen und Kriegsmaterial, die mühsamen Errungenschaften einer 80-jährigen militärischen Arbeit waren mit einem Schlage zerstört, und der Ruf der römischen Unüberwindlichkeit war für immer dahin. Niemand in Rom zweifelte daran, daß die siegreichen deutschen Heerhaufen den Rhein überschreiten, Gallien zum Aufstand reizen und dann gemeinsam mit ihnen nach Italien ziehen würden. Das geschah nun leider nicht; die Deutschen begnügten sich damit, sich in ihren alten, vom Feinde gereinigten Gebieten wieder festzusetzen und in Frieden ihren früheren Beschäftigungen nachzugehen.

Sechs Jahre verstrichen, ehe die Römer auch nur daran dachten, den verlorenen Boden wieder zu gewinnen, sechs Jahre voll Sorge und Arbeit für die römischen Feldherren am Rhein. Das Schlimmste, das einem Feldherrn begegnen kann, geschah, sie waren ihrer Truppen nicht mehr sicher. Nach Drusus Tode führte dort den Oberbefehl Germanicus, der Sohn des Drusus, ein glänzender Offizier. Und dennoch erlebte er es, daß, als im Jahre 14 nach Christo Kaiser Augustus starb, fast alle Legionen am Rhein meuterten und Quartiere in anderen günstiger gelegenen Provinzen forderten. Es bedurfte erst der blutigsten Strenge des jugendlichen Feldherrn nach der einen Seite und des weitgehendsten Nachgebens auf der

Digitized by Google

andern Seite, bis die Soldaten sich einigermaßen wieder beruhigten. Er wies den Leidenschaften der Soldaten einen anderen Weg, um sich auszutoben, er führte sie in den Krieg, in den Rachekrieg gegen die Deutschen. Tiberius, der Kaiser, gab gern die Erlaubnis, und noch im Herbst des Jahres 14 sehen wir Germanicus mit 12000 Legionssoldaten, 26 Kohorten Bundestruppen und mit 8 Geschwadern Reiterei in das Gebiet der Marser einbrechen, die in der Gegend von Dortmund wohnten.

Der Überfall geschah in tiefem Frieden; der Marsch wurde teilweise in der Nacht ausgeführt, und so gelang es, die gerade zu einem Feste versammelten waffen- und sorglosen Deutschen zu umzingeln und ein großes Blutbad unter ihnen anzurichten. Pardon wurde nicht gegeben. Es galt eine Rache zu üben, Rache für die Varusschlacht. Das ganze Land auf eine Strecke von über 50 römischen Meilen wurde verwüstet. Aber dieser Überfall brachte sofort die ganze waffenfähige Mannschaft der benachbarten Stämme auf die Beine, und als der kaiserliche Prinz seinen Rückzug in langgestreckter Linie durch den Wald nahm, zeigten die Deutschen, daß sie nicht umsonst bei Hermann in die Schule gegangen waren, und um ein Haar hätte Germanicus das Schicksal des Varus geteilt. Da aber die Legionen in dem Walde trotz aller Verluste doch den Platz behaupteten und das freie Feld gewannen, so kehrten sie als Sieger heim, und Tiberius bewilligte seinem Neffen einen glänzenden Triumph und zeichnete ihn aus mit dem höchsten Titel, den Rom zu vergeben hatte, mit dem Titel Imperator. Der neue Imperator aber entnahm diesem seinem ersten Feldzuge die Lehre, sich bei einem Kriege in Deutschland nie wieder in ein waldiges Terrain zu begeben, sondern in Zukunft nach Möglichkeit sein Heer durch baumlose Gegenden zu führen.

Aber das war nur das Vorspiel. Der Winter verging mit den Vorbereitungen auf den für das folgende Jahr geplanten Feldzug. Diesmal galt es, die Chatten zu demütigen. 4 Legionen und die sämtlichen Hilfstruppen der jenseits des Rheins wohnenden deutschen Stämme stellte Germanicus unter den Oberbefehl seines Legaten Cäcina. Er selbst nahm die gleiche Zahl von Legionen und die doppelte Zahl von Bundestruppen mit sich, und

Digitized by Google

so brachen die beiden gewaltigen Heere von verschiedenen Punkten auf ein Ziel los. Das Jahr war trocken und regenlos. Der Uebergang über die Flüsse und Sümpfe bereitete keine Schwierigkeit, und die Deutschen waren unbegreiflicherweise wieder so sicher und sorglos, daß ein großer Theil der Greise, Frauen und Kinder gefangen und getötet werden konnte, während die waffenfähige Mannschaft sich in die Wälder verlief, ohne daß es zu einem ernstlichen Kampfe gekommen wäre. So kamen die Römer, alles verwüstend und tötend. bis in die Gegend von Kassel und nahmen dort auch die Frau des Hermann, Thusnelda, gefangen, die ihnen von ihrem eigenen Vater, Segest, ausgeliefert wurde.

Die Kriegführung des Germanicus ist überaus durchsichtig. Der Hauptschlag galt natürlich den Cheruskern. Aber ehe dieser Schlag geführt wurde, sollten sie womöglich ganz isoliert und die übrigen deutschen Völkerschaften davon abgeschreckt werden, ihr Schicksal an das der Cherusker zu knüpfen. Darum diese Ueberfälle einzelner Völkerschaften mit einer ganz überwältigenden Heeresmacht, darum diese Kriegführung ohne Erbarmen, die Niedermetzelung Aller, die den Römern in die Hände fielen. Der Erfolg war in der That der gewünschte. Weder die Marser, noch die Chatten haben an den späteren Kämpfen teilgenommen. Noch in demselben Jahre gings gegen die Brukterer, die Bewohner des Osnabrücker Berglandes, und womöglich nach deren Vernichtung gegen die jenseits der Weser wohnenden Cherusker.

Ein ungeheures Heer wurde zu diesem Zwecke auf die Beine gebracht und auf drei verschiedenen Wegen an die Ems gesandt. Der Legat Cäcina zog mit 40 römischen Kohorten die alte Heerstraße von Wesel nach Rheine an der Ems, der Reiteroberst Stertinius mit der ganzen Reiterei von Holland aus eben dorthin. Germanicus selbst nahm mit 4 Legionen und dem gesamten Train den Weg zu Schiff, den Rhein hinunter, die friesische Küste entlang und dann die Ems hinauf. Ohne Unfall vereinigten sich die 3 Heere bei Rheine. Und nun gings zunächst nach Südosten gegen die Brukterer, die Stämme, die in Westfalen und im Osnabrückschen wohnten. Der Krieg wurde genau in der früheren Weise geführt; die

Digitized by Google

Reitergeschwader und die leichtbewaffneten Kohorten brachen überall in die Dörfer ein und zerstörten alles, während das Hauptheer ihnen langsam folgte. Widerstand wurde nirgends geleistet.

So kam das Heer in die Nähe des Teutoburger Waldes, d. h., wie Knoke mit überzeugenden Gründen nachweist, nicht nach Detmold, sondern in die Gegend von Iburg; und als er hörte, daß die Leichen des varianischen Heeres dort noch unbestattet lägen, beschloß er, das Schlachtfeld aufzusuchen und die Toten zu bestatten. Man hat ihm das am Kaiserhofe zum schweren Vorwurf gemacht und hat die Schuld an den späteren Niederlagen hauptsächlich auf den erschütternden Eindruck geschoben, den jenes Schlachtfeld mit seinen Leichenhaufen auf die Legionen gemacht habe. Aber hätte er es nicht gethan, so wäre ihm sicher der Vorwurf der Impietät, der Gottlosigkeit, gemacht, und der Ausgang des Feldzuges wäre schwerlich ein anderer gewesen.

Denn jetzt endlich hatte Hermann sein Volksaufgebot beieinander. Einem Vogel gleich flog er von Ort zu Ort, von einem Herrensitz zum andern und rief Alles zum Kampfe auf und diesmal nicht vergeblich. Als Germanicus mit der Bestattung der Toten fertig war, da stand ihm das deutsche Heer nördlich von Iburg bereits im Rücken und zog sich, als die Römer auf dasselbe eindrangen, noch weiter nach Norden zurück. Germanicus durfte das Heer nicht in seinem Rücken lassen, er mußte, er mochte wollen oder nicht, sich mit Hermann schlagen, bevor er seinen Weg nach der Weser fortsetzen konnte. So gings hinter dem Feinde her trotz aller Wälder und Schluchten. Germanicus atmete auf, als endlich die letzte Bergkette überstiegen war und er etwa bei Ostercappeln die alte Heerstraße erreichte, die das Wiehengebirge entlang nach Minden führt. Er meinte nicht anders, als daß die Deutschen nun nach Osten, nach Minden zu, abgezogen seien. Aber er erschrak nicht wenig, als seine Vorposten meldeten, die Deutschen zögen nach Westen, nach Venne zu. Er konnte ja nicht anders, als glauben, daß Hermann es darauf abgesehen habe, vor ihm die Ems zu erreichen und dort die Flotte und alle Vorräte an Waffen und Lebensmitteln zu zerstören. So

Digitized by Google

schnell als möglich setzte er darum dem abziehenden deutschen Heere nach.

So kam er bis nach Barenau. Dort zieht sich dicht am Berge ein ausgedehnter Sumpf hin und macht ein Ausweichen unmöglich. Die Straße läuft dicht an dem Berge entlang, und wenn es gelang, die Römer von der Straße abzudrängen, so steckten sie im Sumpfe. Das wollte gerade Hermann. Er stellte sein Hauptheer verborgen im Walde auf; ein anderer Teil mußte das freie Feld vor dem Sumpf besetzen mit dem Befehl, beim Angriffe der Römer zu fliehen und den Feind so in den Engpaß hinein zu locken, dann auf ein gegebenes Zeichen Kehrt zu machen und zugleich mit den im Walde Verborgenen den Angriff zu unternehmen. So kam es denn auch. In langer Linie zog das Römerheer die Straße am Fuß des Wiehengebirges entlang und sah endlich vor sich in der Ferne ein freies, dicht mit Feinden besetztes Feld. Germanicus befahl der Reiterei, das Feld zu säubern, und in gestrecktem Galopp brachen die Geschwader vor, hinter ihnen her im Laufschritt die Bogenschützen, Schleuderer und die sonstigen Leichtbewaffneten. Immer enger wurde die Straße; denn die schöne grüne Wiese rechts am Wege erwies sich als ein trügerischer Sumpf, in dem Mann und Roß, die sich hineinwagten, stecken blieben. Immer dichter drängten sich darum Reiter und Fußvolk auf der sicheren schmalen Straße zusammen. Aber das schadete ja nichts; denn die Deutschen flohen ja und überließen den Römern den Platz. Da tönte mit einem Male der dumpfe Ton der gewundenen Hörner, der den Römern im Teutoburger Walde schon so schrecklich in die Ohren geklungen hatte, und sofort machten die fliehenden Deutschen Kehrt und stürzten sich auf ihre Verfolger. Zugleich ward es auf dem Berge und im Walde lebendig, und mit wildem Geschrei und unüberwindlichem Ungestüm brachen viele Tausende deutscher Krieger aus dem Walde hervor. Die Reiter erschraken, sie wandten sich zur Flucht. Aber dabei stießen sie auf ihre eigenen Kohorten und ritten sie nieder. Da auch die Deutschen vom Berge herab drängten und im Umsehen die feste Straße besetzt hatten, so steckten die Römer, Reiter und Leichtbewaffnete, ehe sie sichs versahen, im

Digitized by Google

Sumpf und wurden einzeln von den Deutschen niedergestochen. Und mochten auch die Leichen später noch so sorgfältig geplündert sein, manches Geldstück rollte in den Sumpf, und noch heute findet man beim Torfgraben dort Römermünzen in Menge, in Gold und Silber, so daß ein ganzer Schatz derselben in Barenau aufgespeichert liegt.

Germanicus erkannte sofort die Gefahr. Er ließ zum Rückzug blasen und zog seine Leute soweit zurück, bis er auf sicheren Grund und Boden kam, dann führte er seine Schwerbewaffneten vor und versuchte persönlich, die Deutschen zurückzuwerfen und den Durchgang nach Westen zu erzwingen. Vergeblich, den Paß von Barenau vermochte er nicht zu gewinnen. Ebenso wenig gelang ihm dies mit der Straße, die er gekommen war. Auch dort standen die Deutschen wie die Mauern und schlugen alle Angriffe der Römer zurück. Es war eine furchtbare Niederlage, die die Römer erlitten. An einen weiteren Vormarsch war nicht mehr zu denken. Es handelte sich nur noch um den Rückzug. Nur eine Straße blieb dem geschlagenen Heere für den Rückzug offen, diejenige nach Norden, am Ostrande des Dümmers entlang. Aber auch auf dieser Straße konnte ihm der Feind zuvorkommen. Es galt also, den Feind womöglich zu täuschen und das Heer, wenigstens zum Teil, so schnell als möglich an die Ems zu führen. Germanicus beschloß zu diesem Zwecke, das Heer zu teilen und befahl dem Cäcina, mit 4 Legionen den Feind so lange aufzuhalten, bis das Hauptheer samt dem Troß und den Verwundeten in Sicherheit wären. Weiter befahl er ihm, nicht die gleiche Straße wie er zu ziehen, sondern nördlich von Diepholz links abzuschwenken und über die „langen Brücken" bei Aschen zu ziehen, während er selbst mit dem Hauptheer über Barnstorf und Cloppenburg die Ems zu erreichen suchen wollte. Ging dann auch Cäcina mit seinem Heere zu Grunde, das Hauptheer war gerettet. Die Deutschen in ihrem Siegesjubel ahnten nicht, als sie die Römer im Engpaß bei Stemshorn, denn auch dort tritt der Sumpf dicht an den Berg heran, so eifrig schanzen sahen, daß unterdes das Hauptheer der Feinde in Eilmärschen gen Norden zog. Sehen konnten sie es nicht; denn die Lemförder Berge hielten die Römer besetzt.

Digitized by Google

Cäcina blieb so lange in seinem verschanzten Lager, bis er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß Germanicus einen solchen Vorsprung gewonnen hatte, daß er als gerettet angesehen werden konnte. Dann brach er in dunkler Nacht auf und zog, vom Feinde nicht beobachtet, so schnell er konnte die gleiche Straße wie Germanicus, schwenkte aber hinter Diepholz links ab und zog über Aschen nach Mehrholz, den Bohlwegen zu, wie ihm befohlen war. Tacitus erzählt „Cäcina wurde aufgefordert, obwohl er auf bekannten Wegen zurückmarschierte, so schnell wie möglich über die „langen Brücken" hinwegzukommen. Es war dies ein enger Uebergang zwischen ungeheuren Mooren und seiner Zeit von Lucius Domitius aufgedämmt. Sonst war alles schlammig, klebrig, wegen des schweren Kotes, oder wegen der Bäche unsicher. Ringsum befanden sich allmählich ansteigende Wälder, welche damals Hermann überall besetzte, da er auf Richtwegen und in eiligem Zuge den mit Gepäck und Waffen beladenen Legionssoldaten zuvor gekommen war. Cäcina, welcher in Verlegenheit war, wie er die wegen Alters eingefallenen Brücken von neuem legen und zugleich den Feind abwehren sollte, beschloß ein Lager an Ort und Stelle aufzuschlagen, damit die Einen das Werk, die Andern den Kampf beginnen könnten."

Die Deutschen merkten also nicht so bald, daß die Römer abgezogen seien, als sie ihnen nacheilten und sie in dem Augenblick einholten, als sie bei den Bohlwegen angekommen waren. Diese Bohlwege erwiesen sich aber für den Wagentransport nicht mehr sicher, sie mußten wieder hergestellt werden. Das suchten natürlich die Deutschen zu verhindern, und so kam es zu einem wüthenden Handgemenge. „Die Barbaren durchbrachen die Posten", erzählt Tacitus, „und drängten sich zwischen die bei der Arbeit Beschäftigten, während Andere sie zum Kampfe reizen, umzingeln oder berennen. Durcheinander tönt das Geschrei der Arbeiter und der Kämpfer. Und Alles war in gleicher Weise den Römern im Wege. Der Boden war tief sumpfig und hatte die Eigenschaft, daß man beim Ausschreiten nicht fest auftreten konnte, beim Vorgehen ausglitt. Die Leiber der Soldaten waren durch den Panzer beschwert, und nicht konnten sie die Wurf-

Digitized by Google

geschosse zwischen den Wellen schwingen. Dagegen waren die Cherusker die Kämpfe in Sümpfen gewöhnt, ihre Glieder schlank, ihre Speere mächtig lang, um Wunden zu versetzen, mochten sie auch noch so fern stehen. Die Nacht erst entzog die bereits weichenden Legionen dem Kampf."

Doch ist es ihnen offenbar gelungen, das Lager aufzuschlagen und zu befestigen; denn die Deutschen verzichteten darauf, einen nächtlichen Angriff auf dasselbe zu machen und begnügten sich damit, alle Gewässer, die auf den ringsum sich erhebenden Bergen entspringen, in die Niederungen zu leiten und so die langen Brücken unter Wasser zu setzen. Als der Morgen anbrach, sahen die Römer die Arbeit des vergangenen Tages zerstört und waren genötigt, die Arbeit und den Kampf von neuem aufzunehmen. Ihre Lage war schlimm genug. „Vierzig Dienstjahre," erzählt Tacitus, „verlebt in Gehorsam oder Befehlen, hatte Cäcina hinter sich, mit Glück und Unglück wohl vertraut und darum unerschrocken. Indem er daher das, was ihm noch bevorstand, erwog, erfand er kein anderes Mittel, als den Feind in den Wäldern zurückzuhalten, bis die Verwundeten und der mehr belastete Teil des Zuges voran rückten. Denn mitten zwischen den Bergen und dem Moore zog sich eine Ebene hin der Art, daß sie nur eine Schlachtreihe in dünner Linie verstattete." Wir können uns also denken, wie der Tag verlief. Tacitus hat dafür nur das eine Wort: „Die Arbeit und Mühsal des Tages vorher wurde verdoppelt." Aber der Erfolg war doch der, daß am Abend des Tages, also des 2. Schlachttages, die Brücken vollendet waren.

Die Deutschen waren inzwischen zum größten Teil bereits über das Moor gegangen und hatten die gegenüberliegenden Berge besetzt und sich dort verschanzt. Die Nacht brachten sie zu mit festlichen Gelagen, und der Klang derselben, fröhlicher Gesang und wildes Geschrei erfüllten ringsum die Thäler und Wälder, während es bei den Römern „nur schwach unterhaltene Wachtfeuer gab und vereinzelte Ruhe und sie selbst durcheinander an den Wällen lagen und in den Zelten umherirrten, mehr schlaflos als wachend. Und den Feldherrn schreckte ein fürchterlicher Traum. Es war ihm, als sähe er den

Digitized by Google

Quintilius Varus, wie er, mit Blut bespritzt, aus dem Moore hervorgetaucht war. Es war ihm, als hörte er gleichsam ihn rufen, ohne daß er jedoch auf ihn hörte, und als streckte jener ihm die Hand entgegen, die er jedoch zurückwies," erzählt Tacitus.

Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen Cäcina am andern Morgen sein Heer aufstellte, und in welcher Stimmung die Soldaten den Marsch über die Bohlwege antraten. Doch gelang schließlich der Uebergang, und man kam an das gegenüberliegende feste Ufer. Aber weiter nicht. Die Berge zu erstürmen, erwies sich als unmöglich. Der direkte Weg nach der Ems war den Römern verlegt, und es blieb ihnen nichts Anders übrig, als am Fuß der Oldenburger Berge entlang nach Süden zu marschieren. Zur Linken hatten sie den Sumpf, zur Rechten stiegen die Berge empor, die von den Deutschen besetzt waren, welche von der Höhe herab unaufhörlich Wurfgeschosse auf die in der Tiefe ziehenden Römer schleuderten, eine Lage, die Hermann mit Entzücken erfüllte. Mit lauter Stimme, so daß auch die Römer es hörten, rief er aus: „Seht Varus und die Legionen, die zum zweiten Male von demselben Verhängnis festgebannt sind!"

Dicht aneinandergedrängt zogen die Römer auf der schmalen, ihnen allein noch übrig gebliebenen Straße dahin, der ganze Train und die Verwundeten wurden im Stich gelassen. Dem Cäcina selbst wurde das Pferd unter dem Leibe erstochen, er stürzte und wäre umzingelt worden, wenn sich nicht die erste Legion dem Feinde entgegengeworfen und den Feldherrn gerettet hätte. Die Rettung der Römer an dem Tage war die Raubsucht der Deutschen, die schließlich das Blutvergießen aufgaben und nur auf die Sicherung der reichen Beute bedacht waren. Dadurch gelang es schließlich den Legionen, gegen Abend sich auf offenes, festes Erdreich emporzuarbeiten und dort, bei Osterfeine sind noch die Überbleibsel desselben, ein festes Lager aufzuschlagen.

Die Soldaten waren aufs äußerste erschöpft. Es fehlte, da der Train verloren war, an allem. Selbst die Gerätschaften zur Herstellung des Lagers waren zum größten Teile verloren gegangen. Man hatte keine

Digitized by Google

Zelte, keine Arzenei und Verbandmittel für die Verwundeten, selbst die Lebensmittel waren so knapp, daß die Soldaten sich mit dem geringen Mundvorrat, den sie bei sich trugen, begnügen und sich gegenseitig aushelfen mußten. Dazu alles durchnäßt und mit Kot und Blut beschmutzt! Dabei die fortwährende Erregung. Jeden Augenblick erwartete man einen Angriff der Feinde, und die Angst der Soldaten konnte sich kaum besser ausdrücken, als dadurch, daß ein einziges Pferd, das sich losgerissen hatte, genügte, um eine Panik hervorzurufen. „Zufällig hatte sich ein Pferd losgerissen," erzählt Tacitus, „und brachte, nachdem es flüchtig geworden und durch Geschrei in Schrecken gesetzt war, einige Leute, die ihm in den Weg kamen, in Verwirrung. In Folge dessen entstand eine solche Bestürzung unter der Mannschaft, indem man glaubte, die Deutschen wären eingedrungen, daß alle nach den Thoren stürzten, wobei man namentlich nach dem Hinterthor eilte, welches auf der dem Feinde abgekehrten Seite sich befand und den Fliehenden größere Sicherheit bot. Nachdem nun Cäcina in Erfahrung gebracht hatte, daß der Schrecken grundlos sei, und er dennoch weder durch sein persönliches Ansehen, noch durch Bitten, nicht einmal durch thätliches Eingreifen den Soldaten entgegenzutreten, oder sie zurückzuhalten im stande war, warf er sich auf der Schwelle des Thores zu Boden und sperrte erst durch Erregung von Mitleid, weil man über den Körper des Legaten hätte wegtreten müssen, den Weg."

So verging die Nacht. Im Lager der Deutschen wurde unterdes Kriegsrat gehalten, und man kam scharf aneinander. Hermann riet, man solle den Feind ruhig aus dem Lager herauskommen lassen, ihn wieder in die sumpfigen und seinem Vormarsche Hindernisse in den Weg legenden Orte drängen und ihn dort umzingeln und vernichten. Es ist seine alte, bewährte und erprobte Taktik. Dagegen schlug Inguiomar vor, das Lager im Sturm zu erobern. Rasch werde man mit der Eroberung fertig sein, größer werde die Zahl der Gefangenen, unverdorben die Beute. Diesem kühneren Plane stimmten die meisten zu. Und nun kam's, genau wie Hermann vorhergesagt hatte. Die Römer ließen am Morgen die Deutschen ruhig angreifen und zeigten sich nur in ge-

Digitized by Google

ringer Zahl auf den Wällen. Sobald aber die Deutschen in die Gräben hinabgestiegen waren und zwischen den Palliſaden ſtanden, ertönten die Trompetenſignale, und aus allen vier Thoren des Lagers gleichzeitig brachen die Römer hervor. Die Deutſchen waren überraſcht, ſie flohen; maſſenhaft wurden ſie dahingeſchlachtet; das Schlachtfeld blieb in den Händen der Römer. Unverletzt verließ Hermann den Kampfplatz, Inguiomar ſchwer verwundet; der Rückzug durch die offenen, ſandigen Ebenen Oldenburgs konnte den Römern nicht mehr abgeſchnitten werden. Ueber Damme, Vörden, Bramſche gelangte Cäcina mit den Trümmern ſeines Heeres nach Rheine und von dort ohne weitere Gefährdung nach Weſel, dem alten Castra vetera zurück.

Unterdeſſen hatte ſich am Rhein das Gerücht verbreitet, die Legionen in Deutſchland hätten das Schickſal des Varus geteilt und man hätte die Rheinbrücken abgebrochen, wenn nicht Agrippina, die Gemahlin des Germanicus, durch ihr perſönliches Eintreten dies verhindert hätte. Aber man glaubte an die Rettung des Germanicus nicht eher, als bis er mit den Schiffen gelandet war, an die des Cäcina nicht früher, als bis er mit den traurigen Ueberreſten ſeines ſtolzen Heeres die Rheinbrücke überſchritten hatte.

Das war der ganze Erfolg des ſo großartig angelegten und begonnenen Feldzuges. Nicht eine einzige, ſondern eine ganze Reihe von Niederlagen mußten die Römer verzeichnen, deren Geſamterfolg noch viel niederſchmetternder wirken mußte, als die Kataſtrophe im Teutoburger Walde, weil ſie nicht ein unvorſichtiges Heer, ſondern das wachſamſte, beſtausgerüſtete Heer betroffen hatte, das je den Rhein überſchritten hatte, und weil die Römer ſich ſagen mußten, daß ſie ihre Rettung nicht etwa ihrer Tapferkeit und der Tüchtigkeit ihrer Feldherren zu verdanken hatten, ſondern ganz allein der Raubſucht und Disciplinloſigkeit der Deutſchen; daß alſo, wenn es den Letzteren gelang, dieſe Fehler abzulegen oder zurückzudrängen, ſie trotz ihrer ſchlechten Bewaffnung und ihres Mangels an ſoldatiſcher Schulung den beſtausgerüſteten römiſchen Heeren gewachſen, ja überlegen wären. Man täuſchte ſich auch in Rom nicht über die

Digitized by Google

Tragweite dieser Niederlagen, das Schreckbild der Feinde vor den Thoren erschien wieder einmal, und die ganze Römerherrschaft erschien gefährdet. Das ganze gewaltige Reich wetteiferte darum, die Verluste des Heeres am Rhein zu ersetzen, jede Provinz bot dar, was sie zur Verfügung hatte: Gallien, Italien, Spanien Waffen, Pferde, Geld, der Kaiser Tiberius sandte 2 Kohorten seiner eigenen Leibwache und ordnete an, daß der Feldzug im folgenden Frühjahre im großartigsten Maßstabe wieder aufgenommen werden sollte.

Die Taktik der Deutschen war nunmehr allbekannt. Sie suchten die Römer von den gebahnten Wegen abzubringen, sie zu ermüden und sie in sumpfige oder bergige Gegenden zu locken, wo sich die Legionen nicht entfalten konnten und sich Gelegenheit zu Hinterhalten darbot. Ein römischer Feldherr, der mit Erfolg gegen die Deutschen kämpfen wollte, mußte also alles thun, um sein Heer nicht in solche Gegenden zu bringen und dasselbe so führen, daß es allezeit im freien offenen Felde marschieren konnte. Der ganze Plan des Feldzugs im Jahre 16. beruht auf diesen Erwägungen. Noch ein Uebelstand hatte sich in den letzten Kriegen herausgestellt. Es fehlte in den entscheidenden Stunden jedes Mal an der genügenden Zahl frischer, leistungsfähiger Pferde. Die langen Märsche bei ungenügender Verpflegung und den schlechten Wegen hatten die Wagen- und andern Pferde viel zu stark mitgenommen. Auch war schließlich bei den häufigen Niederlagen und der raschen Flucht der größte Teil des Pferdematerials selbst zu Grunde gegangen. So beschloß denn Germanicus sein *ganzes* Heer zu Schiff in das Herz Deutschlands hineinzuführen und dasselbe ganz frisch und mit allem Nötigen versehen direkt in das Cheruskerland eindringen zu lassen. So wurden denn nicht weniger als tausend Schiffe am Rhein erbaut. „Sie waren auch dazu eingerichtet, Pferde und Zufuhr zu befördern und geschickt zum Segeln und rasch bewegt durch Ruder", erzählt Tacitus, „und ihr Wert wurde noch gesteigert durch den muntern Eifer der Soldaten, die vor Begierde brannten, die Schäden auszuwetzen, so daß ihr Ansehen prächtig war und den Feinden Schrecken einjagen mußte."

Digitized by Google

Germanicus selbst saß den Winter keineswegs still; er that vielmehr alles, um sich seine Rückzugslinie zu sichern. Die Reiterei sandte er in das Gebiet der Chatten, um in der bekannten Weise zu morden und zu brennen. Er selbst zog mit 6 Legionen die Lippe hinauf bis nach Aliso und baute überall Wege und Brücken und befestigte die ganze Heerstraße bis zum Rhein mit Kastellen und Landwehren.

Endlich brach die Flotte auf. Ein stolzer Anblick, als diese 1000 Schiffe mit Soldaten dicht besetzt, im Waffen- und Flaggenschmuck langsam den Rhein hinunterfuhren, von jedem der zahlreichen römischen Kastelle mit Jubel begrüßt. Ohne Unfall gelangten sie durch den Drususkanal in die Nordsee und von da zur Ems. Sie fuhren, soweit die Schiffe kommen konnten, den Strom hinauf. Dann wurde die Flotte am linken Ufer zurückgelassen, um vor einem plötzlichen Ueberfalle der Feinde sicher zu sein; eine Anzahl von Brücken wurden über den Strom geschlagen und dann gings am rechten Emsufer hinauf bis Lathen. Flachgehende Schiffe der Flotte vermittelten die Verproviantierung, fuhren weiter, als das Heer rechts abbog bis Meppen, wo die Hase in die Ems einmündet, und fuhren die Hase hinauf bis Essen, wo große Depots angelegt wurden. Das Heer selbst zog in direkter Linie nach Brägel, und dann gings wieder über die Bohlwege bei Aschen. Vermutlich sind bei dieser Gelegenheit, da die alten Wege bei den Kämpfen im Vorjahre und nach denselben von den Deutschen zum größten Teile zerstört waren, neue Bolwege angelegt, die über die alten Wege zum Teil hinweggehen und dieselben überqueren. Jedenfalls wurde auch diese Rückzugslinie in den denkbar besten Stand gesetzt und dann gings weiter, den alten Heerweg über Lemförde, Levern, Lübbecke nach Minden. Aber man war noch nicht so weit gekommen, da kam die Nachricht, die Angrivarier hätten sich empört. Es sind das unzweifelhaft die Bewohner unserer Grafschaft, die bei der ersten Nachricht von dem Nahen eines großen feindlichen Heeres geflohen waren, sich aber, sobald das Heer weiterzogen war, wieder einfanden, sich zusammenschlossen und die römischen Etappen anfielen, die Proviantkolonnen abfingen und

Digitized by Google

nach Kräften dem Heere Abbruch thaten. Aber der Nachrichtendienst war bei den Römern aufs trefflichste entwickelt, und ehe die Angrivarier sichs versahen, fiel Stertinius mit seinen Reitern über sie her und wütete derart mit Mord und Brand, daß sie das Heer fernerhin unbehelligt ließen und es auch nachher auf seinem Rückzuge nicht beunruhigten.

Ich will den weiteren Verlauf des Feldzuges nicht beschreiben. Ich erwähne nur, daß Germanicus ungehindert bei Minden die Weser überschritt, daß es aber in der Nähe von Minden, bei Idistaviso, zu einer großen Schlacht kam, die durch den Ungestüm der Cherusker, die die ihnen von Hermann angewiesenen sicheren Plätze im Walde und an den Bergabhängen nicht inne hielten, sondern sich in die Ebene stürzten, wo sie den Angriffen der in geschlossenen Massen vorgehenden Legionen erlagen, durch ein kühnes Umgehungsmanöver seitens der Römer für die Deutschen verloren ging. Doch hielten die Cherusker fest zusammen und zwangen wenige Tage nachher den Germanicus zu einer zweiten Schlacht am Angrivarierwalde, die nach Knoke bei Leese an der Weser, nach Herrn v. Stolzenberg aber ein paar Stunden davon entfernt am Steinhuder Meere stattgefunden hat. In dieser den ganzen Tag andauernden Schlacht behaupteten die Deutschen ihre Stellungen. Ja, wäre Hermann im Laufe des Gefechtes nicht schwer verwundet worden, so wäre die Entscheidung für die Römer noch viel ungünstiger ausgefallen. Aber so wagten sie nicht, die Römer, die sich in ihr stark befestigtes Lager zurückgezogen hatten, anzugreifen.

Germanicus aber hatte genug. Was erreichte er, wenn ein Heer, eben geschlagen, 3 Tage nachher fast ebenso stark und völlig ungebrochenen Mutes sich ihm wieder entgegenstellte? Jeder Kampf kostete ihn viele Tausende, die viel größeren Verluste der Deutschen ersetzten sich wie von selbst. Auch die Verproviantierung wurde für ihn immer schwieriger, je weiter er sich von seiner Operationsbasis entfernte. Auch ist nicht daran zu zweifeln, daß den Legionssoldaten endlich die Lust an Kämpfen ausging, die, sie mochten einen Verlauf haben, welchen sie wollten, schließlich doch nur mit Niederlagen

Digitized by Google

endeten. Kurz, Germanicus beschloß, „nicht weiter das Glück des Krieges zu versuchen“ und den Rückzug anzutreten. Dieser verlief in guter Ordnung. Hermanns Verwundung und die sorgfältig gewählte, nach allen Seiten freie und offene Straße, auf der das Heer zurückging — genau dieselbe, auf der das Heer gekommen — hinderte die Deutschen, dem abziehenden Heere ernstliche Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Bis zu den Bohlwegen bei Aschen blieb das Heer beieinander, und die Bewohner unserer Landschaft hatten noch einmal Gelegenheit, den römischen Imperator und sein Heer zu sehen und Vergleiche anzustellen über den Beginn des Feldzuges und seinen Ausgang. Nach dem Übergange über die langen Brücken trennte sich das Heer. Ein Teil ging über Bramsche und Rheine nach dem Rhein, wo sie ohne weiteren Unfall ankamen. Germanicus selbst mit dem Hauptteile seines Heeres bestieg die Schiffe und fuhr die Ems hinab in die Nordsee hinaus.

Bei dieser Fahrt erlebte er ein entsetzliches Unglück: „Zuerst“, so erzählt Tacitus, „rauschte die ruhige Wasserfläche von den Ruderschlägen der 1000 Schiffe, oder wurde durch die Segel angetrieben, dann ergoß sich aus den schwarzen Wolkenballen der Hagel. Zugleich auch benahmen die Wogen, welche durch die verschiedenen, von allen Seiten hereinbrechenden Stürme durcheinandertobten, den Leuten die Aussicht und verhinderten das Steuern. Und der Kriegsmann, voll Angst und unbekannt mit dem, was auf dem Meere vor sich geht, machte, während er die Schiffer störte, oder zur Unzeit eingriff, immerfort die Arbeit derer, welche Bescheid wußten, zunichte. Dann verfiel der ganze Himmel und das ganze Meer der Herrschaft des Südwindes, welcher, verstärkt durch den ungeheuren Wolkenstrom, der sich bei der Feuchtigkeit der Länder Germaniens, und der Tiefe seiner Flüsse bildet und durch die eisige Kälte des nachbarlichen Meeres schauerlicher geworden, die Schiffe mit sich fortriß und auseinandertrieb in den offenen Ocean hinaus, oder zu Inseln, welche mit ihren Felsenklippen, oder verborgenen Watten sich unheilvoll erwiesen. Nur wenig und nur mit Mühe und Not ging man diesen Gegenständen aus dem Wege. Als aber die Strömung sich änderte und dieselbe Rich-

Digitized by Google

tung wie die Winde verfolgte, konnten die Schiffe sich nicht mehr mit den Ankern festhalten, konnte man die eindringenden Wellen nicht wieder ausschöpfen. Pferde, Zugvieh, Gepäck, sogar Waffen wurden über Bord geworfen, um die Schiffe zu erleichtern, da an den Seiten das Wasser eindrang und die Flut darüber hinwegschlug. Je gewaltiger der Ocean als das sonstige Meer ist, je mehr Deutschland sich durch Rauheit seines Klimas bemerklich macht, desto mehr überbot jenes Unglück durch seine Überraschung und Größe alles, was man bisher gekannt hatte, indem feindliche Gestade umher, oder das Meer so unabsehbar und tief, daß man glauben kann, es sei das äußerste und es gäbe daselbst keine Länder mehr. Ein Teil der Schiffe ging unter, die Mehrzahl strandete an weiter entfernt liegenden Inseln, und der Kriegsmann wurde in einer Gegend, wo keine Menschen wohnten, vom Hunger hinweggerafft, außer denen, welche mit den Leichen der Pferde, die an denselben Strand geworfen waren, ihr Leben gefristet hatten. Allein der Dreidecker des Germanicus landete an dem Lande der Chauken. Doch ihn, der in all jenen Tagen und Nächten auf den Dünen und Vorgebirgen umhereilte, mochten nur mit Mühe die Freunde zurückhalten, auf demselben Meere den Tod zu suchen, indem er immerfort ausrief, er sei Schuld an einem so furchtbaren Unglücke. Endlich, als die Wogen sich wieder beruhigten und der Wind günstig war, kehrten die Schiffe lahm, unter spärlichem Ruderschlag, einige auch von kräftigeren Fahrzeugen in das Schlepptau genommen, wieder zurück. Nachdem sie eiligst ausgebessert waren, schickte er sie aus, um die Inseln abzusuchen. Mehrere wurden infolge dieser fürsorglichen Anordnungen wieder zusammengebracht."

Es gereicht dem Feldherrn zur höchsten Ehre, daß er sich auch durch diesen furchtbaren Schlag nicht entmutigen ließ. Es galt aber noch mehr, es galt den Deutschen, die natürlich von diesen Ereignissen Kunde hatten und sie vermutlich in erheblich vergrößertem Maße erfuhren, zu zeigen, daß nicht das ganze Heer vernichtet, die Kraft Roms noch keineswegs gebrochen sei. Kaum war Germanicus wieder in Sicherheit, so schickte er ein Heer von 30000 Mann zu Fuß und 3000 Reiter gegen

Digitized by Google

die Chatten, von denen man den ersten Angriff auf die Festungen an der Lippe erwartete. Er selbst nahm noch viel mehr Truppen und zog gegen die Marser, die sich aber ebenso wie die Chatten zurückzogen und den Römern nur die leeren Wohnungen zum Verbrennen überließen. In den Winterquartieren aber trat Germanicus an jeden Teilnehmer an dem deutschen Feldzuge heran, der lebend zurückgekehrt war, fragte nach seinem Namen, lobte seine Tapferkeit und ersetzte ihm seine Verluste an Geld und Waffen.

Es ist der letzte Feldzug, den Rom zur Niederwerfung Norddeutschlands unternommen hat. In der Folge begnügten sie sich damit, die Rhein- und Donaugrenze zu behaupten. Deutschland blieb in seiner Hauptmasse frei. Ja es kam die Zeit, wo auch die Riesenwälle und starken Festungen am Rhein und an der Donau den Andrang der Deutschen nicht mehr aushielten, wo die Wälle durchbrochen, die Festungen erstürmt wurden. Eine ruhmvolle Geschichte begann für unser Volk. An die Spitze der weltbeherrschenden Völker treten statt der Römer die Deutschen. Daß dieses aber geschehen konnte, das verdanken wir nächst Gott der Tapferkeit unserer Väter, die sie bewiesen haben in den Schlachten im Teutoburger Walde, bei Barenau, bei den Bohlwegen, bei Idistaviso und am Angrivarierwalde. Wer aber jene weiten Moore am Fuß der Oldenburger Berge ansieht, oder betritt, der möge denken an die Großthaten unserer Väter in den Jahren 14—16 nach Christi Geburt.

Digitized by Google

Die Gründung der Kirche zu Diepholz.

Mehr als 200 Jahre hatte die Burg in Deefholte bestanden. Allmählich hatte sich um dieselbe ein ansehnlicher Flecken angesiedelt, Burgmannen und Hörige des Grafen, auch Kaufleute und Handwerker und natürlich auch Wirtschaften, die bei dem regen Verkehr auf guten Verdienst rechnen konnten. Aber die Kirche stand in Drebber, und an jedem Sonn- und Festtage zog von der Burg her ein reisiger Zug dorthin zur Messe und hinter ihnen her zu Fuß die Bürger und Bürgerinnen von Diepholz. Wie lästig das war in einer Zeit, wo es noch keine Chaussee und keine ordentliche Entwässerung gab, läßt sich wohl denken, und daß der Wunsch, eine eigene Kirche zu besitzen, immer lebendiger wurde, desgleichen. Aber die Geistlichen in Drebber wollten von der Gründung einer eigenen Pfarre in Diepholz nichts wissen. In Drebber bestand seit dem Jahre 1280 ein Collegiatstift, das einen Propst, 3 Kanoniker und 4 Vikarien umfaßte, und der Propst wachte eifersüchtig über seinen Rechten. Da trat ein Ereigniß ein, das allen Widerstand von dorther brach und unserem Orte die Kirche und damit den eigentlichen Mittelpunkt und die Krone brachte — der schwarze Tod!

Schon Jahre ehe das schreckliche Ereigniß eintrat, verzeichnen die Chronisten absonderliche Erscheinungen:

Digitized by Google

Stürme von unerhörter Heftigkeit brachen herein, das Meer erhob sich über seine Dämme, so daß viele Tausende von Menschen umkamen, Erdbeben traten ein von China bis zum atlantischen Meere, dicke Nebel mit übelriechenden Dünsten lagerten sich über das Land, nicht etwa unser Moorrauch, sondern die Folgen der Erdbeben. Dann, was das Schlimmste war, Regenzeiten von einer Heftigkeit und Ausdauer, wie sie sich die ältesten Leute nicht zu erinnern wußten. Von einer solchen Regenzeit wird aus verschiedenen Orten erzählt, daß 40 Tage und Nächte der Regen unaufhörlich vom Himmel herab geströmt sei, so daß in Folge der Ueberschwemmungen einerseits und der Feuchtigkeit der Luft andererseits alles Salz schmolz und verdarb. Ebenso gingen fast sämmtliche Hühner zu Grunde. Alle Niederungen waren überschwemmt, alle Flüsse weithin ausgetreten, ganze Dörfer wurden weggespült. Und diese nasse Zeit dauerte nicht einen Sommer, sondern fast 10 Jahre ununterbrochen fort, so daß schließlich fast alles Nutzvieh starb. Den Pferden und Rindern fielen die Haare vom Rücken, sie zehrten ab und wurden zur Arbeit untauglich. Natürlich trat Mißwachs ein, das Korn verdarb auf dem Halme, immer allgemeiner und immer heftiger wurde die Hungersnoth, faulige Fieber stellten sich ein und seuchenartige Krankheiten und rafften Tausende dahin.

Und endlich, da kam's! Von Asien, der Brutstätte aller Pestarten brachs herein, zuerst nach Rußland, dem schwarzen Meere, der Krim und von da durch den Schiffsverkehr nach allen Seiten. Es kam vor, daß Schiffe im mittelländischen Meere ihre ganze Besatzung an der Seuche verloren und steuerlos umhertrieben, bis sie irgendwo strandeten. Aber wehe dem, der das verpestete Schiff betrat, oder auch nur einen Gegenstand, der demselben angehört hatte, in Gebrauch nahm, er mußte sterben. Dicke, dunkelblaue Flecke traten an seinem Leibe hervor, starke Blutungen aus der Lunge kamen dazu, und der Tod erfolgte gewöhnlich sehr schnell. Schwarz sahen nach kurzer Zeit die Leichname aus — den „schwarzen Tod" nannten die Leute das Uebel. Rasch erfaßte er seine Beute. Aus allen Orten wird berichtet, daß Leute, die scheinbar gesund das Haus verließen, auf der Straße

Digitized by Google

von der Krankheit ergriffen wurden und ehe sie zurückkehren konnten, todt niedersanken. In anderen Fällen dauerte es länger, bis die Krankheit hervorbrach und der Tod die schwer Leidenden erlöste.

Anfangs hieß es, die Juden hätten die Brunnen vergiftet, und eine Verfolgung brach über das arme, geängstete Volk herein, wie nie zuvor, eine Verfolgung, gleichzeitig an allen Orten, im Norden wie im Süden, in Asien wie in Europa, so daß nur Wenige von ihnen mit dem Leben davon kamen. Die Juden waren todt, aber die Krankheit blieb, und ihre Wuth steigerte sich von Tag zu Tag. Nur eine Rettung gabs, die Flucht, die völlige Absperrung. Aber meist folgte die Seuche den Fliehenden nach. Und war überall eine völlige Absperrung möglich? Die Krankheit übersprang das Meer, England, Schweden wurden in gleicher Weise heimgesucht wie das Festland, Schiffe brachten sie hinüber nach Amerika, nach Grönland und Winland, dem jetzigen Labrador, wo die Normannen blühende Kolonien besaßen, und nicht ein Mann von ihnen blieb am Leben.

Fast ebenso schlimm war es bei uns. Ganze Dörfer starben aus, von 20 Menschen blieben in der Regel nur 2 am Leben. Kein Stand wurde verschont, der russische Zar starb ebenso wie der griechische Kaiser, der König von Kastilien und eine unübersehbare Reihe von Fürsten, Bischöfen und Edlen. Verzweiflung kam über das vor Hunger und Angst fast wahnsinnig gewordene Volk, alle Bande der Natur lösten sich. Der Mann verließ sein Weib, die Eltern ihre Kinder, und umgekehrt. Nur der Hund bewahrte die Treue und blieb am Lager seines kranken Herrn, bis derselbe starb. Die Todten blieben unbestattet liegen. Man vergaß den Erwerb, vergaß sogar den Krieg. Als Graf Moritz von Oldenburg, der mit der Stadt Bremen in Fehde lag, mit seinem Heere vor die Stadt kam, fand er die Thore offen, die Straßen menschenleer. Wozu auch sich vertheidigen? wozu arbeiten? wozu sparen? Es war Alles umsonst!

Nur Gott konnte helfen und die lieben Heiligen. Zu allen Altären drängte sich das Volk, Wallfahrerzüge zogen durch die Straßen, Genossenschaften von Büßern, sich selbst und sich untereinander mit Geißelhieben die

Digitized by Google

nackten Rücken und Schultern zerfleischend, mit kläglicher Stimme schreiend:

Hui, hebt auf eure Hände, daß Gott dies Sterben wende,
Strecket aus eur Arme, daß sich Gott über euch erbarme.

In dieser schrecklichen Zeit — es war im Jahre 1350 — als die Seuche auch bei uns den größten Theil der Bevölkerung hinwegraffte, gelobten der Graf und die Bürger von Diepholz, zur Sühne für ihre begangenen Sünden und um Gottes Zorn zu stillen, den Bau und die Begabung einer Kirche und Pfarre zu Diepholz. Der Widerspruch des Probstes von Drebber ward nicht beachtet, ein Raum im Schloß zur Kapelle hergerichtet, Graf Rudolf dotirte die Pfarre und der Bischof Arnold von Osnabrück kam persönlich und weihte die Kirche ein.

Drei Heiligen wurde die Kirche geweiht. Wie hatten sich doch die Zeiten geändert! Karl, der Große, bebte davor zurück, auch nur einen Menschen einen Heiligen zu nennen, in 2 fränkischen Synoden ließ er jeglichen Heiligendienst verdammen, er pries nur die göttliche Hülfe und baute Kirchen und Kapellen „der göttlichen Hülfe"; und 500 Jahre nachher wird eine neue Kirche dicht bei St. Hülfe drei Heiligen zu gleicher Zeit geweiht! Die Namen dieser Heiligen sind charakteristisch für das, was man damals von dem Dienst der Kirche, bezw. der Hülfe der der Kirche besonders verpflichteten Heiligen erwartete. Aus der Pestzeit ist die Kirche hervorgegangen, so ist es begreiflich, daß wir als ihre erste und vornehmste Schutzheilige die heilige Elisabeth finden, die echte, rechte Pestheilige Deutschlands, eine von den Wenigen, die wirklich den Namen einer Heiligen verdienen. Wer kennt sie nicht, jene edle Landgräfin von Thüringen, die, als ihr Mann auf einem Kreuzzuge gestorben war, die Krone niederlegte und in ein kleines Häuschen bei Marburg zog und sich dort die härtesten Selbstpeinigungen auferlegte und zugleich Tag und Nacht die elendesten Kranken pflegte! Sie legte sie in ihr Bett, verband nicht blos, sondern küßte sogar ihre Wunden und hatte kaum 3 Jahre nach dem Tode ihres Mannes ihre Lebenskraft vergeudet. Kaum 24 Jahre alt ist sie geworden. —

Würdig reiht sich an sie an die heilige Katharina,

Digitized by Google

die Schutzpatronin der weiblichen Keuschheit. Der Kirchenhistoriker Eusebius erzählt ihre Geschichte, wie Katharina, die schöne Frau eines vornehmen Christen, die Aufmerksamkeit des heidnischen Kaisers Maximicus auf sich gelenkt, aber alle seine Versuche, sie zu gewinnen, zurückgewiesen habe, bis der Kaiser endlich, auf's höchste erbittert, sie habe verbrennen lassen. Gerade die entsetzliche Pestzeit und die Angst vor dem Tode und der Hölle trieb damals viele Tausende der von der Pest Verschonten in die Klöster. Manche hatten auch das Gelübde gethan, wenn sie verschont blieben, einen Sohn oder eine Tochter dem Kloster zu übergeben, die Uebrigen aber knieten schuldbewußt vor dem Bilde der Heiligen und beteten: Heilige Katharina, bitte für uns!

Und endlich der heilige Nicolaus, der kam damals so recht in die Mode. Er ist der Patron der Pilger nach dem heiligen Lande. Der Sage nach ein Bischof in Lycien, unternahm er eine Pilgerfahrt nach Jerusalem und erlebte auf der Reise dorthin eine Fülle unglaublicher Abenteuer, wie sie die Phantasie des Volkes liebte, wobei er eine große Zahl von Wundern that, durch sein Gebet Stürme beschwichtigte, von den Sarazenen Gefangene befreite, die ausgegangenen Lebensmittel wieder ergänzte und, den Helden unserer Indianerromane gleich, aus allen Gefahren glücklich mit den Seinen davon kam. Während der Kreuzzüge war er unzählige Male angerufen, die Männer, die sich das Kreuz auf die Schulter hefteten, erwählten ihn zu ihrem Schutzpatron und gelobten ihm alles Mögliche, wenn er ihnen hülfe, das heilige Land zu erobern und sie sicher und unverletzt in ihre Heimath zurückführte. Es gab schließlich kaum eine Kirche in deutschen Landen, die nicht dem hl. Nicolaus einen Altar errichtet hatte. In Diepholz aber war man klug und stellte die Holzbildnisse der drei beliebtesten und zeitgemäßesten Heiligen nebeneinander auf den Altar der kleinen Schloßkirche, und jede Messe, die daselbst gelesen ward, klang allen drei Heiligen süß in die Ohren und bewog sie, die Fülle ihrer Gnaden auf unser gutes Diepholz auszuschütten.

Aber der eigentlich christliche Sinn war in Diepholz und seinem Herrschergeschlecht doch noch nicht ganz

Digitized by Google

erstorben, der Heiligendienst hatte noch nicht das Evangelium völlig erstickt. Nur 6 Jahre verstrichen, da errichtete Graf Rudolf mit seinem Sohne in der Schloßkapelle einen neuen Altar und weihte ihn „dem heiligen Kreuze", St. Crucis, „da es die Sache der an Christus Gläubigen sei, die Wahrheit zu erkennen und Barmherzigkeit von dem Herrn zu erlangen und sie, die Dotatoren des Altares, die Hoffnung des ewigen Lebens hegten, welche sie von der Barmherzigkeit Jesu Christi erwarteten." Dieser Altar bekam gleichfalls eine ansehnliche Dotation. Dafür aber mußte der Schloßkaplan jede Woche, und zwar am Sonnabend, und außerdem noch an einer Reihe von namentlich aufgezählten Tagen eine Messe lesen für die Seelen der Stifter des Altars. So hatte denn auch die Kirche zu Diepholz ihr Christusbild, das Crucifix, und es ist nicht daran zu zweifeln, daß manche fromme Seele, die in die Kirche ging, nicht auf die bunten Heiligenbilder auf dem Hauptaltare blickte, die bald goldene Ketten und anderen Schmuck erhielten und vergoldet wurden und an jedem Festtage mit neuen prächtigen Gewändern angethan sich bemühten die Blicke der Andächtigen auf sich zu lenken, sondern daß Mancher auch zu dem Haupt voll Blut und Wunden aufblickte und in wirklicher Andacht betete das Agnus Dei: Christe, du Lamm Gottes, der du trägst die Sünde der Welt, erbarme dich unser!

So hatte also Diepholz seine Kirche und seinen Pfarrherrn, Rektor, wie es in der Stiftungsurkunde heißt, und es ist gewiß von Interesse, einmal zu sehen, wie ein solcher „Weltgeistlicher" im Unterschiede von den Mönchen in damaliger Zeit lebte. Wie sah es in dem Hause, das der Rektor bewohnte, aus? Vergebens würden wir darin viele Bücher suchen, Gelehrsamkeit war nicht die starke Seite der damaligen Geistlichen, Predigten wurden von ihnen nicht verlangt, eben so wenig wurden Kirchenbücher geführt und Berichte geschrieben, und das kleine hörnerne Tintenfaß, das auf dem Tische stand, war gewiß mehr als einmal im Jahre völlig vertrocknet. Schulen gabs auch nicht, höchstens lernten die jungen Grafen beim Rektor ihren Namen schreiben, um ihn später einmal unter eine Urkunde setzen zu können. Was

Digitized by Google

that also der Geistliche den ganzen lieben Tag, wenn er früh um 5 oder 6 Uhr seine Messe gelesen hatte? Wir besitzen ein Statut des Bischofs Gerhard von Verden vom 30. Juni 1290 über die Gegenstände, welche beim Tode eines Pfarrherrn dem betr. Propst oder dem Bischof zufielen. Daraus können wir einen interessanten Einblick thun in das Leben der Geistlichen jener Zeit. Also der Propst oder Bischof erhält: „zum Ersten alle Stücke, die zu dem Aufzuge gehören, in dem der Pfarrer zum bischöflichen Kapitel zu erscheinen pflegt, als Pferd, Sattel, Zaum, Steigbügel, Sporen, Unter- und Paradedecke, ferner sein Bett mit Matratze, Kopfkissen und Anbett, sodann seine verschiedenen Kleidungsstücke, seinen Reisepsalter, dann die Stoßhabichte und die verschiedenen Arten Jagdfalken, seine Fläschchen und anderen Gefäße, seine Speisevorräthe, goldenen und silbernen Pokale, sein geistliches Ober- und Untergewand, seine Wäsche, Schuhe und Stiefel, Käppchen, Kapuze und Schreibmappe." Dieses fordert der Bischof für sich, was übrig bleibt, mögen die anderen Erben unter sich theilen. Ich vermuthe, daß nicht viel mehr übrig ist.

Aber was besagt diese Aufzählung? Ein Buch und eine Anzahl von Stoßhabichten und verschiedenen Arten von Jagdfalken, eine Schreibmappe und eine Anzahl goldener und silberner Pokale, dazu Reitpferd und verschiedene Fläschchen! Wenn also der Graf nach dem Dümmer ritt, den Stoßfalken auf der Hand, zur Reiherjagd, dann war sein Begleiter sein Pfarrherr, und das Reitpferd desselben war wohl nicht viel schlechter und sein Jagdfalk wahrscheinlich noch besser dressirt, wie der des Grafen. Und wenn es galt, den Hirsch zu hetzen, dann war der Pfarrherr gewiß nicht der Letzte im Zuge, und sein Jagdruf klang hell gleich dem der Anderen. Und wenn sie am Abend zurückkehrten von der Jagd, und nach eingenommenem Mahle die Becher klangen, dann stand der Rektor von Diepholz auch seinen Mann. Und gings auf einen Raubzug, galt es, einen Zug der Bremer Frachtwagen abzufangen, so war der Pfarrer sicher dabei. Die Erzählungen aus jener Zeit sind voll von Klagen über das wilde, wüste, durch und durch ungeistliche Leben der Geistlichen jener Zeit. Adam von

Digitized by Google

Bremen, der Kirchengeschichtsschreiber des 13. Jahrhunderts, führt mehrere Beispiele von dem ärgerlichen Leben der damaligen Geistlichen an, wie sie mit den Waffen in der Hand Gewalt geübt, wie er selbst Augenzeuge gewesen, daß Frauen ihres Goldes und ihrer Kleider von Priestern beraubt worden seien und daß während der Abwesenheit des Erzbischofs seine Stellvertreter den Schafstall des Herrn verwüstet, gleich Wölfen im Stift gehaust und nur derer geschont hätten, bei denen sie nichts zu nehmen gefunden hätten. Wie es mit der Bildung vieler von ihnen stand, beweist eine Notiz unter einer Urkunde vom Jahre 1294, wo drei Domherren von Minden erklären, ihren Namen nicht schreiben zu können. Als die Reformation ins Land kam, fiel das ganze Volk derselben zu, irgend welchen Freund und Vertheidiger der alten Kirche fand man nicht, nur die Kapitelherren von Drebber beharrten bei der alten Lehre.

Digitized by Google

Aus der Pfarrregistratur.

Die Armenrechnung vom Jahre 1653.

Vor uns liegt ein Heft von 6 Bogen guten starken Büttenpapiers mit der Aufschrift: „Armen-Rechnung von Anno 1653. So ich Lüdeke Dieckmann habe geführdt.“ Und in der That, sie ist gut geführt mit schöner Schrift in trefflicher Anordnung. Voran steht ein „Register was alles die Armen zu Diepholz haben jährlich einzukommen,“ das 3 Seiten füllt, dasselbe schließt mit einer Summe von 68 Reichsthalern 50 Groten. (Summa Armen-Einkommen thut in Alles 68 Rthl. 50 Grote.) Darauf folgt auf einer Seite das Verzeichniß, „Was die Armen zu Diepholz haben jährlich an Rocken und an Schwein und Schaffen einzukommen.“ Das sind nicht weniger als „10½ Mett Rocken, 3 vette Schweyne und 4 vette Schaffe.“ Darauf folgt das Verzeichniß der Restanten aus dem Vorjahr und dann das Verzeichniß der wirklichen Einnahme und Ausgabe. Die Summa aller Einnahmen mit Restanten beträgt 67 Thaler 65 Grote, die aller Ausgabe 78 Thaler 93 Grote. „Ueber die Außgabe mehr als die Einnahme 11 Rthl. 28½ Grote.“ Am Schluß steht dann noch folgende Bemerkung von der Hand des damaligen interimistisch, d. h. mit der Versehung der Superintendentur beauftragten Geistlichen „Das obgesetzte Rechnung de 1653 dem Calculo nach

Digitized by Google

richtig befunden worden, thun wir kraft unser unterschrieben Händen bezeugen, den 16. Junii anno 1655. Unterschrieben: Naumann, p. t. Super. inter., Stölting, p. t. Ambtmann, Ellinghausen, p. t. Bürgermeister."

Die Rechnung selbst enthält nur schlichte Zahlen, Namen und ganz kurze Bemerkungen, aber dieselben ermöglichen einen Einblick in die Verhältnisse unsers Orts in jener längstvergangenen Zeit und mehr noch in die damalige allgemeine Nothlage und in die Weise, wie die Gemeinde für ihre Armen sorgte, die nach verschiedenen Richtungen hin hochinteressant ist.

Erst 4 Jahre vorher war erschollen von Osnabrück und Münster aus, wie Paul Gerhardt singt, das edle Fried und Freudenwort, daß nunmehr ruhen sollen die Spieß und Schwerter und der Mord. Aber auf Schritt und Tritt begegnen wir in der Rechnung den grauenvollen Spuren dieses Krieges. Obgleich mehr als drei Viertel der Bevölkerung den Schrecken des großen Krieges erlegen war, und ebenso viele Städte und Dörfer verwüstet und fast ohne Bewohner dalagen, füllten doch die Straßen noch immer heimathlose Leute, die irgendwo ein Unterkommen suchten und es immer noch nicht gefunden hatten und auf ihrer Wanderschaft, wo sie bewohnte Orte trafen, um Unterstützung baten. Etwa $^3/_4$ aller Ausgabeposten der Rechnung kommt auf solche Fremde. Oft steht der Ort dabei, woher sie kommen, „einen armen Jungen von Essen", „zwey Mans von Quackenbrug", „einen armen Mann von Oldenburg", „einen Mann aus dem Stift Bremen" usw.; meist aber wissen die Bittenden von keiner Heimath, haben auch wohl niemals eine gehabt, der Krieg hat ihnen schon in ihrer Jugend die Heimath geraubt und sie haben sich umhergetrieben bald hier, bald dort, immer da, wo zur Zeit die Kriegsvölker nicht lagen. In endlosen Reihen und erschreckender Eintönigkeit steht in der Rechnung „einen armen Mann", „einer armen Frauen", „einer armen Deren" usw. Alle Stände sind unter den Unterstützten vertreten, auch drei „verdrewene" Pastoren, die zu den vielen Tausenden von evangelischen Pfarrern gehörten, die die kaiserlichen Kriegsvölker, wohin sie kamen, entweder erschlugen, oder vertrieben und die auch jetzt, 4 Jahre nach dem Friedens-

Digitized by Google

schluß, noch keine Heimath wiedergefunden hatten. Häufig finden sich auch Abgebrannte unter den Unterstützten, und auffallend viele Blinde — die Folge der Erkältungskrankheiten bei dem obdachlosen Leben der Flüchtlinge. Die Unterstützungen schwanken zwischen 3 und 24 Grote. Viele der Unterstützten stammen auch aus der näheren Umgebung von Diepholz, und da heißt es nicht blos: ein armer Mann von Drebber, oder ein blind Mensch von Eydelstedt, sondern die Unterstützten sind auch mit Namen angeführt und wir lesen z. B. Rudolf Schmidt von Lemförde, Wilking aus Dickel, Gewecke aus Wehrkamp, Johann Hagen aus Lembruch usw. Manche derselben erscheinen wiederholt in der Rechnung, der Blinde von Dickel 3 Mal, Trine Köster aus Drebber sogar 5 Mal. Die Dörfer umher müssen also noch mehr gelitten haben durch den Krieg, wie Diepholz selbst, denn es ist nicht anzunehmen, daß die erbetenen Unterstützungen den Betreffenden gewährt wären, wenn ihre Heimathgemeinden in der Lage gewesen wären, für die Bedürfnisse derselben selbst zu sorgen.

Aber auch hier schon finden sich Anzeichen, daß es besser wird. Unter den fremden Unterstützten findet sich nur eine einzige Soldatenfrau, ein Beweis, daß die Schaaren der enlassenen Soldaten, die nach dem Friedensschluß alle Straßen füllten und vielfach raubten und zündeten, sich verlaufen hatten. Ferner zwei bedürftige Studenten, ein Beweis, das man in manchen Kreisen des Volkes mit Vertrauen auf die Zukunft blickte und daß sich schon wieder Jünglinge einem gelehrten Berufe widmeten. Endlich, daß 4 Knaben und ein Mädchen aus Diepholz je „ein Buch" erhalten, also selbstverständlich ein Schulbuch. Es fand also wieder Schulunterricht statt und auch die armen Kinder nahmen daran theil. Es wurde wieder Werth gelegt auf Kenntnisse und Wissenschaft! Das beste Zeichen aber der wiederhergestellten Ruhe und Ordnung ist die Armenrechnung selbst und die dort zu Tage tretende weitgreifende Fürsorge für die Armen und Bedürftigen.

Dieselbe erstreckt sich natürlich in erster Linie auf die Armen von Diepholz selbst. Die Zahl derselben ist eine sehr große. Nicht weniger als 64 mit Namen genannte

Digitized by Google

Einwohner von Diepholz und Willenberg führt die Rechnung als Unterstützte auf, darunter Angehörige vieler noch jetzt hier ansässiger Familien. Da lesen wir Namen wie Klatte, Aßling, Schöttler, Strunck, Schöne, Schröder, Wilke, Stining, Bosse, Busch, Kroning, Willer, Günther, Rolfs usw. Die meisten Genannten sind mehrfach unterstützt, einige 4, 5, 6, 7 und 9 Mal, öfter erstreckt sich auch die Unterstützung auf mehrere Familienmitglieder. Diese Zahlen gewinnen aber erst dann Leben, wenn wir sie mit der Bevölkerungsziffer vergleichen. Das älteste Kirchenbuch in der hiesigen Pfarrregistratur führt im Jahre 1619, also in der Zeit, als der große Krieg eben begonnen und die hiesige Gegend noch nicht berührt hatte, auf: 42 Taufen, 22 Beerdigungen und 9 Trauungen. Die bezügl. Zahlen von heute sind jährlich 80 Taufen, 35—50 Beerdigungen und 15—20 Trauungen. Da die jetzige Einwohnerzahl von Diepholz 3000 beträgt, so beläuft sich die Bevölkerung damals auf 15—1800 Seelen. Im Jahre 1632, also in der Mitte des großen Krieges, war die Zahl der Getauften auf 18 gesunken, darunter mehrere Kinder von Sulingen und anderen Orten hierher geflüchteter Familien; aus Diepholz also höchstens 15. Die Zahl der Begrabenen wird garnicht mehr aufgeführt, ihre Zahl ist viel zu groß, und getraut ist in dem ganzen Jahre nur ein Paar. Die Bevölkerung war also in 12 Jahren auf einige hundert Seelen zurückgegangen. Im Jahre 1659, also 11 Jahre nach dem Kriege — die Kirchenbücher der zwischenliegenden Jahre sind verloren gegangen — fehlen die Blätter, welche die Getauften aufzählen, getraut sind aber schon wieder 13 Paare und gestorben ebensoviele. So hatte sich der Stand der Bevölkerung erheblich wieder gehoben und das Jahr 1660 zählt schon 53 Taufen, das Jahr 1661 deren 48; eine Erscheinung, die uns aus allen Orten bestätigt wird, daß nach dem großen Kriege die Bevölkerungsziffer ganz außerordentlich zunimmt.

Es betrug also im Jahre 1653 die Einwohnerzahl von Diepholz vielleicht 5—600 Seelen, und davon empfingen 64 Unterstützungen aus Armenmitteln! Welch eine Fülle von Elend liegt in diesen Zahlen beschlossen! Und doch, wie freundlich und wie weitgreifend geschieht

Digitized by Google

die Unterstützung! Die ärmsten Familien wohnten natürlich im Armenhause, das bei den wiederholten Bränden, die Diepholz während des Krieges betroffen hatten, verschont geblieben war. Das Kommunikantenregister vom Jahre 1632 weist 6 Personen auf, welche dort wegen Schwäche u. s. w. auf ein Mal das hl. Abendmahl empfangen haben; es sind also wahrscheinlich noch erheblich mehr Personen dort untergebracht gewesen. Für diese Familien wird zunächst aus Armenmitteln Torf beschafft. Es finden sich Ausgaben für das „Ringen" des Torfes (3 Grote), für das Einfahren desselben (11 Fuder für 1 Thaler 27 Grote); und da diese Menge nicht ausreicht, wird später noch 2 Mal Torf zugekauft. Weiter wird das gelieferte Korn in erster Linie für die Bedürfnisse des Armenhauses verwendet. Auch für die Beleuchtung wird gesorgt, 15 Mal zeigt die Armenrechnung Ausgaben für Thran fürs Armenhaus. Auch die Behaglichkeit der Bewohner des Armenhauses wird nicht vergessen, die wahrscheinlich gemeinsam eine Stube bewohnten, während die Schlafräume getrennt waren. Für die Stube wird 1653 ein neues Bord angeschafft und ein neuer Tisch, jedes für 18 Grote, auch wird der Gartenzaun restaurirt. Endlich wird fleißig im Armenhause geschlachtet. Nicht blos die 3 fetten Schweine und die 4 fetten Schafe, auch 3 Rinder oder Kühe — Beester — sind im Armenhause im Jahre 1653 geschlachtet. Einmal ist sogar ein Beest und 2 Schweine gleichzeitig dort geschlachtet. Der Schlachter bekam für das Schlachten eines Schweines 3 Grote, für das eines Rindes 8 Grote. Salz und was dazu gehörte, lieferte gleichfalls die Armenkasse.

Selbstverständlich sind diese Fleischmengen nicht blos den Bewohnern des Armenhauses zu Gute gekommen, ebensowenig wie die $10^1/_2$ Malter Roggen allein dort verzehrt sind. Beides, Fleisch und Mehl, ist unzweifelhaft an sämmtliche bedürftige Familien des Ortes vertheilt, und es wurde nicht blos dafür gesorgt, daß sie Brod und einen Vorrath von gesalzenem und geräuchertem Fleisch bekamen, auch frisches Fleisch wurde für sie bei festlichen Gelegenheiten in größeren Mengen gekauft. Michaelis wird für 3 Thaler solches Fleisch für die Armen beschafft, auf St. Martinsabend sogar für 4 Thaler

Digitized by Google

36 Grote, Ostern für 2 Thaler 5 Grote und Pfingsten, wo die Wintervorräthe verzehrt waren, Speck für 3 Thlr. 43 Grote. Pfingsten erhielten die Armen außerdem noch Stuten für 4 Thaler.

Auch für die nicht im Armenhause wohnenden Armen wird gesorgt. 2 Mal führt die Rechnung auf Ausgaben für Wittwen, denen ihre Kammer „gedönket“ sei, „und Balken und Holz dazu gethan“. Lübert erhält eine neue Hose für 24 Grote und ein Paar Schuhe für 36 Grote. Einmal heißt es noch „als Lübert Fischer bekleidet ward.“ 2 Mal werden auch größere Beträge ausgegeben, um Leuten, denen ihre Sachen Schulden halber zwangsweise verkauft werden sollten, beizusnprigen. Anders kann ich wenigstens die Posten: Johann Klüsener vor Gandt 1 Thaler“ und „Gerd Salhover vor Gandt gegeben 12 Thaler“ nicht deuten.

Daß die Armen in Krankheitszeiten ausgiebig unterstützt sind, erscheint unter solchen Umständen selbstverständlich. 3 Arme in der Liste verstarben nach längerem Krankenlager, Dietrich Stining, nachdem er 4 Mal baare Unterstützungen erhalten, seine ebenfalls kranke Tochter, nachdem sie 5 Mal unterstützt ist, und Lübert Fischer, nachdem er 9 Mal baare Beihülfen erhalten. Alles in dem einen Jahre! Aber nicht blos dies: „Caspar Bock erhält vor Bier, das Dietrich Stining in seiner Krankheit holen lassen hat“, 48 Grote, und ebenso werden die Kosten für Bäder und den Bader von der Armenkasse getragen. Selbstverständlich auch die Kosten des Sarges im Falle des Todes, und die des gesammten Begräbnisses. Als z. B. Lübert begraben wird, bekommen die beiden Geistlichen und der Küster 12 Grote, der Sarg kostet 1 Thaler und die Träger und das Gefolge verzehren für 24 Grote.

Woher kommen nun diese für die Armen verwendeten Gelder? Erwähnt habe ich schon die Korn- und Viehlieferungen. Dieselben stammen zunächst vom Hause Diepholz, also von der Gräflichen Rentkammer. Dieselbe liefert allein 4 Malter Roggen, ein fettes Schwein und 2 ebensolche Schafe, außerdem noch an baarem Gelde 9 Thaler; auch der Vogt in St. Hülfe zahlt jährlich 8 Thaler, offenbar auf Grund alter gräflicher Schenkungen.

Digitized by Google

Darauf dürften auch die Lieferungen der anderen Naturallieferungen zurückzuführen sein, denn von selbst haben Albert Kroning in Drebber und die beiden Gerdt und Wilking in Dickel und Beneking in St. Hülfe ganz gewiß nicht die Verpflichtung übernommen, jährlich so und so viel Korn und fettes Vieh an die Diepholzer Armen zu liefern. Es sind alte gräfliche Gefälle, die der kirchlichen Armenkasse im Laufe der 300 Jahre, die damals schon die Gemeinde bestand, seitens der gräflichen Familie zugewandt sind. Das wird auch von den meisten Grundstücken gelten, für die die Pacht in die Armenkasse fließt. Ob von allen Geldzinsen, das erscheint fraglich. Johann Kroning z. B. hat in dem Jahre von der Kirche entliehen 40 Thaler und zahlt dafür jährlich 2 Thaler in die Armenkasse. Das wird wohl auch bei den meisten andern Zinsen zutreffen, die in Beträgen von 1 bis zu 8 Thaler in die Armenkasse fließen, während die kleineren Zahlungen, im Ganzen 24 von je 36 Groten, frühere gräfliche Gefälle waren.

Es ist nämlich sehr auffallend, daß in der Armenkasse niemals die durch den Klingelbeutel eingesammelten Gaben aufgeführt sind. Und doch ist es ganz gewiß, nicht blos, daß der Klingelbeutel auch in jener Zeit regelmäßig im Gotteshause umhergetragen ist, sondern daß auch beträchtliche Gaben durch denselben gesammelt sind. Auch sonst sind unzweifelhaft Gaben für die Armen freiwillig gegeben. Aber nur einmal steht in der Rechnung, „Heinrich Bumann hat den Armen verehret 36 Grote.“ Wo sind nun diese Gelder geblieben? Zunächst finde ich sie wieder in den 3 im Armenhause geschlachteten „Beestern“, denn von Beschaffung derselben aus den Mitteln der Armenkasse steht nichts in der Rechnung; dann in der Beschaffung der Stoffe zur Bekleidung der Armen, denn die zur Bekleidung der genannten Personen jeweilig verrechneten „3 Grote“ stellen offenbar nur den Tagelohn des Schneiders dar, das was er bei freier Kost für seine Arbeit im Hause des Bestellers erhielt. Die Stoffe sind anderweit geliefert, also unzweifelhaft aus den erwähnten Geldern. Endlich in den 40 Thalern, die die Kirche an Johann Kroning ausleiht und die mit Zinsen in die Armenkasse fließen. Das ist nur dann möglich, wenn

Digitized by Google

auch das Kapital für die Armen bestimmt war, und die Kirche konnte solche Gelder nur durch freiwillige Gaben, oder durch den Klingelbeutel erlangen.

Und warum flossen diese Klingelbeutelgelder nicht in die kirchliche Armenkasse und warum wurden sie dort nicht mit verrechnet? Sehr wahrscheinlich darum, weil aus der genannten Kasse auch Andere, Fremde, unterstützt wurden, weil z. B. die Grafen, die gewiß sehr oft von Fremden und Durchziehenden angesprochen wurden, dieselben an diese Kasse verwiesen und dieselbe zu dem Zweck mit Einnahmen ausstatteten, dies auch bei besonderen Gelegenheiten thaten und namentlich, als das Haus ausstarb, da sie wünschten, daß die früher von ihnen geübte Wohlthätigkeit auch in Zukunft diesen Bedürftigen zu Gute käme. Das wollte aber die Kirchengemeinde nicht, sie wollte, daß, was sie in ihren Gottesdiensten sammelte, nur den Ortsarmen zu Gute käme, und sie traf deshalb die Bestimmung, daß das in der oben angegebenen Weise geschähe. Und daß man dabei sehr praktisch verfuhr, das leuchtet ein. Jedenfalls war diese Art der Verwendung ordnungsmäßig beschlossen und wurde auch ordnungsmäßig beaufsichtigt. Die Abnahme der Armenrechnung wenigstens war ein öffentlicher Akt, an dem nicht blos die 3 obersten Beamten des Ortes, Superintendent, Amtmann und Bürgermeister theilnahmen, sondern unzweifelhaft auch der Rechnungsführer, die Kirchenjuraten, Rathsherren und sonst Beamteten in der Gemeinde, denn „ab se de Rechnunge in des Herrn Superintendenten Hause geschehen ist, ist vor Bier und Wein und Kringeln verzehrt vor 66 Grote."

So ist in Wirklichkeit mehr als der doppelte Betrag dessen, was in der Armenrechnung aufgezählt wird, für die Armen thatsächlich verausgabt. Ich aber danke es dem treuen Lüdecke Dieckmann noch im Grabe, daß er durch seine sorgsame und eingehende Rechnungsführung es uns noch heute ermöglicht, den Sinn und Geist, in dem unsere Väter vor 250 Jahren für die Armen sorgten, und die Weise, in der sie es thaten, so deutlich zu erkennen.

Digitized by Google

Aus der Zeit des großen Krieges.

Nur wenige lose Aktenstücke sind aus der Zeit des großen Krieges übrig geblieben. Es ist das begreiflich, denn was ein alter Schriftsteller von Lemförde aus jener Zeit berichtet, „es sei bei gewährtem unseligem Kriegswesen von den kriegführenden Parteien dermaßen oft genommen und wieder verloren, die Festung niedergerissen und wiedererbauet, auch der Flecken geplündert und eingeäschert, daß dergleichen wenig Orten in Deutschland widerfahren," das gilt auch von Diepholz. An der großen Heerstraße gelegen, die von Bremen nach Osnabrück und weiter zum Rheine führt, wurde das starkbefestigte Schloß von jedem Heerführer begehrt, der augenblicklich in Niedersachsen Gewalt hatte, und es war fast immer besetzt, bald von den Truppen des niedersächsischen Kreises, bald von den Mansfeld'schen Heerhaufen und denen Christians von Braunschweig, des „Halberstädters", bald von den kaiserlichen und schwedischen Truppen. Und jeder nahm nicht etwa bescheidenes Quartier und einfache Wegzehrung, sondern forderte üppige Verpflegung und hohe Geldkontributionen; und wurde den Anforderungen nicht sofort entsprochen, dann gabs Plünderung und Brand. Schließlich im Jahre 1637 wurde das „Haus Diepholz", wie Merian in seiner 1654 erschienenen Topographie von Braunschweig schreibt, von dem schwedischen Obersten Kratzenstein durch einen unvermuteten Anschlag überrumpelt und eingenommen. Darnach ist Feuer an die Gebäude geleget, welche etliche Tage gebrannt, und wenn

Digitized by Google

das Feuer etwa durch Regenwetter, oder sonst an etlichen Orten erloschen, hat man es sofort mit dürrem Holz und Stroh, welches aus dem Flecken bei Fudern hinauf gefahren worden, an anderen Orten wieder angezündet, bis alles Holzwerk und was des Feuers Macht unterworfen, gänzlich eingeäschert und nichts als etliche Mauern und Ständer stehen geblieben." — Auch die Pfarre und ein Teil des Fleckens ist damals in Flammen aufgegangen, und die ganze Registratur, sowohl die auf dem Schloß, wie auf der Pfarre ist verloren gegangen. Aber was an Schriftstücken übrig geblieben ist, so wenig es auch ist, giebt ein erschütterndes Bild von den Leiden, die damals über unser Vaterland und auch über unsere Landschaft hereingebrochen sind.

Verhältnißmäßig sehr früh ist das Herzogtum Braunschweig-Lüneburg in den großen Krieg hineingezogen. Schon im Jahre 1619 waren auf dem Tage zu Nürnberg, wohin der Kurfürst von der Pfalz und erwählter König von Böhmen die protestantischen Fürsten eingeladen hatte, Abgesandte der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg erschienen, und im Jahre 1621 nach der Schlacht auf dem weißen Berge und der Flucht des Kurfürsten nach Holland hatte Christian von Braunschweig, Administrator des Stiftes Halberstadt, auf seine eigene Faust in Niederdeutschland Truppen gesammelt und seine Scharen auf 15—20000 Mann gebracht, mit denen er das Bistum Paderborn brandschatzte. Dorthin kam auch der Feldherr des vertriebenen Kurfürsten, Graf Mansfeld und sammelte um seine Fahnen etwa 35000 Mann. Gegen sie sandte der Kaiser seinen besten Feldherrn, den bekannten Grafen Tilly, der in mehreren Schlachten und Gefechten diese Truppen aufs Haupt schlug und sie zersprengte. Die Führer flohen nach Frankreich, die führerlosen, bewaffneten Schaaren aber zogen weit umher, plündernd und brandschatzend. Da beschlossen die Fürsten des niedersächsischen Kreises, sich zu rüsten und sich gegen jeden Angriff, komme er von welcher Seite er wolle, zu wehren. Nun wandte sich Tilly gegen diese Truppen und hielt mehrere Jahre lang unsere Landschaft besetzt.

Aus dieser Zeit stammt die erste Notiz in den mir vorliegenden Akten. Im Jahre 1623 nämlich wurde „bei

Digitized by Google

dieser noch immer ingravescirenden (wachsenden) Kriegsunruhe zur Contentirung (Befriedigung) der Einquartirten und Durchmarschirenden" eine Anleihe von der Diepholzer Landschaft gemacht. Diese Anleihen wiederholen sich beständig und beliefen sich im Jahre 1638 auf 14060 Reichsthaler, für deren Verzinsung und Zurückzahlung die Landschaft mit Genehmigung des Herzogs sich verbürgte.

Unterdeß hatten sich die Fürsten des niedersächsischen Kreises um Hülfe an König Christian von Dänemark gewandt, während der Kaiser nicht blos die wilden Kroaten und die raubgierigen Bewohner seiner nicht zum Reiche gehörigen Länder nach Deutschland zog, sondern auch mit Spanien ein Bündniß schloß und Wallenstein mit der Bildung eines großen Heeres beauftragte. Der König Christian rückte mit einem starken Heere vor und bemächtigte sich auch des Schlosses zu Diepholz, das von Kaiserlichen nur schwach vertheidigt wurde. Das war im März 1626. Tilly, der in entsetzlicher Weise in den niedersächsischen Landen gehaust hatte, warf sich dem Könige von Dänemark entgegen und schlug ihn am 27. August 1626 bei Lutter am Barenberge. Wieder überschwemmten die kaiserlichen Truppen unsere Landschaft und „zur besseren Abfindung des getroffenen Akkordes mit Graf Gallas", dem bekannten General Tillys, wurden von des weiland Pastors Meyer hinterlassenen Witwe 1000 Thaler geliehen, welche die Landschaft mit 6% zu verzinsen versprach. Während Tilly selbst Braunschweig besetzte und das Lüneburgische brandschatzte, hielt von Vechta aus sein General Leutersam diese Gegend in seiner Gewalt. Es liegt aus jener Zeit noch eine Kontributionsliste vor, die die in dieser Zeit von den Bürgern von Diepholz neben den Naturalien in baarem Gelde an den General Leutersam geleisteten Beträge aufzählt und die eine Zeit von 173 Wochen vom 20. Oktbr. 1633 an umfaßt und die sich auf 2595 Thaler beläuft. Diese Liste ist aufgestellt von dem Amtsschreiber Bernhard Böcker (Bödecker) und beginnt so: 1633 den 18. November von Bordesloh (dem damaligen Bürgermeister) 75 Thaler, 27. December von demselben 30 Thaler und noch 8 Thaler, den 29. December 53 Thaler 22 Grote.

Digitized by Google

Anno 1634 den 8. Januar von Bordesloh 27 Thaler 50 Grote, den 13. Januar noch von demselben 24 Thaler und so fort. Im Jahre 1637 belief sich die Summe der so von den Bürgern baar aufgebrachten und den Soldaten übergebenen Kontribution auf 40571 Reichsthaler und 5 Grote.

Unterdessen war Gustav Adolf von Schweden gekommen und hatte Tilly geschlagen und seine Heerführer säuberten den niedersächsischen Kreis von den kaiserlichen Garnisonen. Am 16. August 1634 erstürmten die Schweden das Schloß zu Lemförde und nahmen die Besatzung desselben gefangen. Das Haus Diepholz aber, weit stärker befestigt, widerstand allen ihren Bemühungen. Erst im Jahre 1636 gewannen es die Schweden und legten der Landschaft eine so schwere Kontribution auf, daß der Landdrost Curd Plato von Schloen, genannt von Gehlen und der Amtmann Heinrich von Drebber sich nach Bremen flüchteten und allein den Amtsschreiber Bernhard Böcker zurückließen, den nun die Schweden gefangen nahmen und wegführen wollten. Aber auch ihm gelang es, heimlich zu entfliehen und nach Bremen zu entkommen. Von dort aus wurden nun Verhandlungen mit den Schweden geführt, und dieselben ließen sich bereit finden, aus Diepholz abzuziehen gegen eine Zahlung von 2000 Thalern in baarem Gelde, die der Obrist Steinecker persönlich erhielt, der Kapitain Tabbert erhielt 250 Thaler u. s. w. Außerdem mußten 50 Fuder Roggen nach Nienburg und Minden geliefert werden. Dieser Roggen konnte nur zum Teil im Diepholzischen selbst aufgebracht werden. Das vorrätige Getreide und der gesamte herbeizuschaffende Zehnte betrug — $4^1/_2$ Fuder; 3 Fuder wurden von Herrn von Cornberg geliehen, der Rest in Bremen, oder sonstwo gekauft für den ungeheuren Preis von 1513 Reichsthaler 70 Grote. Das Geld mußte sofort da sein. Es traten daher alle Diejenigen zusammen, die noch im Besitz von Geld waren und Mitleid hatten mit den Leiden des Landes. Der Landdrost gab 1546 Thaler, der Amtmann 100 Thaler, Rittmeister Christoffer Henrich 100 Thaler, Bernhard Ledebur 100 Thaler, Hans Bremer 100 Thaler, Franz Johan Dudde 200 Thaler, der Flecken Diepholz 150 Thaler, der Flecken Barnstorf 100 Thaler, Böske Schierholte 50 Thaler, Rabbe Royken 15 Thaler, die

Digitized by Google

Voigtei Drebber 302 Thaler 36 Grote, die Voigtei Barnstorf 185 Thaler 96 Grote, durch Kontribution von den Bürgern wurden gehoben 92 Thaler 11 Grote u. s. w. Diese Gelder waren nicht von der Landschaft übernommen, und noch am Ende des Jahrhunderts bemühen sich die Darleiher oder deren Erben um die Wiedererlangung der von ihnen damals aus gutem Willen dargebotenen Beträge, und viele Schriftstücke sind vorhanden, in denen sie ihre Ansprüche geltend machten, ob mit Erfolg, ist nicht überall zu ersehen.

Für den Augenblick war man den Bedränger los. Aber nicht lange dauerte das. Bald waren die Kaiserlichen wieder da und besetzten das unverteidigte Schloß, und am 2. Januar 1837 nahm Leuttersam auch das Schloß zu Lemförde mit Sturm. Graf Königsmark, der schwedische Feldherr, der das Bistum Osnabrück besetzt hielt, wollte sich rächen und plante einen Ueberfall von Diepholz. Der Anschlag aber wurde verraten, und Leuttersam sandte noch rechtzeitig 300 Mann von der Garnison von Vechta nach Diepholz, und als in der Nacht des 15. Januar gegen 2 Uhr Graf Königsmark mit seinen Dragonern ankam, wurde er an der Brücke in Diepholz selbst so warm empfangen, daß er mit einem Verluste von 30 Toten und vielen Verwundeten unverrichteter Sache abziehen mußte. Später gelang aber die Ueberrumpelung des Fleckens und die Eroberung der Feste dennoch, und nun führte der Obrist Kratzenstein die schon im Anfange erwähnte Zerstörung des Schlosses aus. Auch Lemförde wurde im Jahre 1638 von den kaiserlichen Truppen wieder eingenommen. Der kaiserliche Kommandant aber mußte sich am 1. Mai 1839 den Schweden „auf Akkord" ergeben, „worüber er aber schlechten Lohn empfangen, indem er seinen Kopf in der Stadt Vechte durch des Henkers Hand hat verlieren müssen". Nun blieb das Schloß im Besitz der Schweden, bis der damalige Kommandant Ramsay dasselbe am 5. October 1642 gänzlich demoliren ließ, und zwar „durch anher verschriebene gräflich Diepholzische, Rahdensche und Huntburgische Unterthanen, welche dann die Pallisaden am Schloß weggerissen, die Mauern abgebrochen und den Wall in den Graben geworfen, so auch des folgenden 8. October am

Digitized by Google

Wohnhause die Ziegel eingeschlagen, die Sparren heruntergerissen, die Pforten und Zwinger abgebrochen und Alles totaliter ruinirt haben."

In dieser Zeit wurden von der Diepholzer Landschaft wieder 6042 Reichsthaler angeliehen, wozu Superintendent Johann Naumann 536 Thaler, Amtmann Johann Friedrich Stölting daselbst 400 Thaler hergab.

Der Krieg hatte sich inzwischen immer mehr aus dieser Gegend entfernt. Frankreich war in den Kampf mit eingetreten, Ludwig XIII. sandte seine tüchtigsten Feldherrn nach Deutschland; am Rhein, in Mitteldeutschland, auch in Böhmen, Pommern und gelegentlich in Holstein wurde gekämpft. Das Land war erschöpft, es war nicht mehr im Stande, größere Heere zu ernähren, die Heerhaufen schrumpften immer mehr zusammen, die Felder waren wüst, die Dörfer leer, zwei Drittel der Bevölkerung waren zu Grunde gegangen. Da enschlossen sich die streitenden Parteien, endlich in Verhandlungen über den Frieden einzutreten. Die Verhandlungen in Frankfurt a. Main im Jahre 1642 zerschlugen sich, aber man beschloß, dieselben in Münster und Osnabrück fortzusetzen, und im Jahre 1644 sammelten sich in Münster die Abgesandten des Kaisers und die der Könige von Frankreich und Spanien, auch die katholischen Fürsten und die Gesandten des Papstes und der Republik Venedig; in Osnabrück die Gesandten Schwedens, der Kurfürsten, der übrige deutsche Fürstenrat und die Abgeordneten der Reichsstädte. Monatelang stritt man sich um die Geschäftsordnung, um den Vorsitz, um Fragen der Etikette und des Ceremoniels. Der päpstliche Gesandte wollte nicht blos den Vorsitz führen, sondern verlangte für sich ausschließlich einen Thronhimmel. Endlich kam man zur Sache. Aber was für Mühe machte es, bei den vorhandenen politischen und religiösen Gegensätzen auch nur über die geringsten Dinge zum Beschluß zu kommen. 4 Jahre zogen sich die Verhandlungen hin, bis endlich der Friede in Münster von allen Unterhändlern unterzeichnet wurde. Es war am 24. October 1848, als die Glocken in Osnabrück und Münster den Frieden einläuteten und das Lied Paul Gerhards von Mund zu Mund ging:

Digitized by Google

Gott lob, nun ist erschollen das edle Fried- und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen sollen die Spieß und Schwerter und der Mord.
Wohlauf und nimm nun wieder dein Saitenspiel hervor,
O Deutschland, und sing Lieder im hohen, vollen Chor.
Erhebe dein Gemüthe zu deinem Gott und sprich:
Herr, deine Gnad und Güte bleibt dennoch ewiglich!

Das drückt uns Niemand besser in unsre Seel und Herz hinein,
Als ihr zerstörten Schlösser und Städte voller Schutt und Stein,
Ihr vormals schönen Felder, mit frischer Saat bestreut,
Jetzt aber lauter Wälder und dürre, wüste Haid,
Ihr Gräber voller Leichen und blutigem Heldenschweiß
Der Helden, deren Gleichen auf Erden man nicht weiß —

Aus dieser letzten Zeit des Krieges befindet sich bei den hiesigen Akten ein Blatt, das so bedeutsam ist, daß ich es wörtlich hier zum Abdruck bringe. Es lautet:

Zu Behuf Sr. Excellenz meines Herrn Generalissimus, Graf Königsmark Hofstadt soll wöchentlich aus der Stadt und Amt Diepholz über das was sonst aus dem Amt an andern Gütern zu geben anhero ins Hauptquartier in zwei Malen angeschaffet und geliefert werden:

10 Tonnen Bier, eine halbe Tonne Essig, 700 kleine weiße Tafelbrote, 2100 Pfund Rocken Brote fürs Gesinde, ein Malter rein Weizenmehl, ein Malter Erbsen oder ander Grützwerk, 7 gute fette Schlachtrinder, 7 fette Kälber, 14 fette Lämmer, 14 Schinken, 50 Seiten Speck, 2 fette Schweine, 7 welsche Hühner, 40 gemeine Hühner, 50 junge Hühner, 20 Paar junge Tauben, 400 Eier, 200 Pfund gute Butter, 2 holländische Käse, 100 Pfund Backfisch, 8 Reichsthaler zu Gewürz, 84 Malter Hafer, 20 Fuder Heu, 12 Fuder Stroh, eine Tonne Wagenschmier.

Signat: im Hauptquartier Wichtell vor der Vechte, den 4. Mai anno 1647.

gez. Dietmar Ehinger, Hofmeister mp.

Also um den Friedensverhandlungen ganz nahe zu sein und doch durch die Abmachungen an dem Betreten der Stadt Osnabrück, wo die Verhandlungen geführt wurden, mit seinem Heere gehindert, hatte der schwedische Höchstkommandirende sein Hauptquartier auf dem Gute

Digitized by Google

Füchtel bei Vechta aufgeschlagen und führte dort seinen „Hofhalt“ auf Kosten der umliegenden Landschaften in der Weise, wie es die obige Aufzeichnung angiebt. Denn das Amt Diepholz muß nur für die wirklichen Lebensmittel einstehen, für Wein, Getränke, Nachtisch u. dergl. müssen andere Landschaften sorgen, andere für Waffen, Kriegsgerät, Pferde, Wagen u. dergl. Und die geforderten Dinge müssen nicht ein Mal geliefert werden, sondern wöchentlich, und das geht durch viele Monate, vielleicht Jahre hindurch. Es giebt kaum etwas, was uns den Jammer, den der große Krieg verursacht hat, lebendiger vor die Augen stellt, als diese Thatsachen. Im Lager dies üppige, schwelgerische Leben, und ringsum im Lande starben Tausende vor Hunger, die Soldaten, besonders die hohen Offiziere, wissen vor Uebermut nicht aus noch ein, und das Land verdirbt und geht zu Grunde. Es scheint unmöglich, daß eine Landschaft, wie unsere arme Grafschaft, die seit 1622 beständig bis aufs Blut ausgesogen ist, die 25 Jahre lang Unsägliches erduldet hat durch Plünderung und Brandschatzung, daß die im Jahre 1647 noch solche Leistungen aufbringen kann, wie sie der Hofmeister Sr. Excellenz des Generalissimus noch neben den anderen Lieferungen für die Truppen allein für den Hofhalt seines Herrn verlangt. Aber diese Lieferungen sind thatsächlich geleistet. Durch den grausamsten Zwang, durch Bedrohung mit dem Tode, durch massenhafte Hinrichtungen erzwangen sowohl die kaiserlichen wie die schwedischen Heerführer die Leistung der geforderten Abgaben, oder die Zahlung von beträchtlichen Summen Geldes und sie verließen eine Gegend erst, wenn dort überall nichts mehr zu holen war, wenn die Häuser in Asche lagen, die Bevölkerung tot war. Wir verstehen es, wie nach kurzen Notizen in den alten Kirchenbüchern die Zahl der Taufen in Diepholz, die im Jahre 1619 noch 42 im Jahre betrug, im Jahre 1632 auf 15 sank, daß während 1619 noch 9 Paare die Ehe schlossen, im Jahre 1632 dies nur noch ein Paar that, verstehen es, daß die Zahl der Begrabenen überhaupt nicht mehr verzeichnet wird. Aus der späteren Zeit des Krieges fehlen die Angaben überhaupt.

Natürlich war mit dem Schlusse des Friedens noch

Digitized by Google

nicht sofort alles gut. Die entlassenen Soldaten raubten und plünderten noch lange Zeit, die Teuerung hielt an, die Seuchen dauerten fort. Aber allmählich verlief sich das Gesindel, wer noch gesund und am Leben war, nahm eines der zahlreichen verlassenen Häuser in den Städten und Dörfern in Besitz. Allmählich kam auch Ruhe ins Land. Der Acker trug wieder sein Gewächs, der Mangel schwand. In Diepholz wird im Jahre 1651 das Schloß etwas repariert und ein Stockwerk daran gebaut und wie man für die Armen sorgte, das zeigt die Armenrechnung aus dem Jahre 1653. Paul Gerhard aber sang:

Sei tausendmal willkommen, du teure, werte Friedensgab!
Jetzt sehn wir, was für Frommen, dein Beiunswohnen in sich hat.
In dir hat Gott versenket all unser Glück und Heil;
Wer dich betrübt und kränket, der drückt sich selbst den Pfeil
Des Herzleids in das Herz und löscht aus Unverstand
Die güldne Freudenkerze mit seiner eignen Hand!

Digitized by Google

Hexenprozesse in Diepholz.

Vor mir liegt ein dickes Bündel Akten, alte Kriminalsachen des Amtes Diepholz, Akten enthaltend Hexenprozesse aus der Zeit von 1645—1707. Sie gehören dem Welfenmuseum in Hannover, sind mir aber freundlich zur Einsicht überlassen. Es sind Protokolle von den Vernehmungen der der Hexerei hierorts Angeklagten, Berichte der Landdrosten und der Amtmänner an die fürstlich Braunschweig-Lüneburgische Kammer zu Celle und zu Hannover, solche an die Juristenfakultät der Universität Rinteln, Rechtsgutachten von dort, Verfügungen der Räte in Celle und Hannover, kurze thatsächliche Bemerkungen zu den Akten, oder unter den Akten. Es ist Alles nüchtern gehalten, kalt, kein Wort des Mitleids begegnet uns darin, höchstens eine kurze persönliche Bemerkung. Und doch, welch lebendiges Bild geben uns diese nüchternen Akten, wie tief lassen sie uns blicken nicht blos in die Herzen der Angeklagten, der Zeugen und der Richter, sondern auch in jene ganze Zeit. Nur 200 Jahre liegt diese Zeit zurück und doch, wie fremd berührt uns, was dort berichtet wird! Unfaßbar erscheint es dem Geschlecht von heute, dunkel. Und doch in dieser Dunkelheit, wie viele helle Lichtblicke, wie so Manches, das uns auch heute noch erfreuen muß! Es ist nicht leicht, sich in den Geist jener Zeit zu versetzen, und doch ist das nötig, um das, was damals geschehen ist, zu verstehen und richtig zu beurteilen. Ich muß darum etwas weiter ausgreifen.

Digitized by Google

Nicht in der Gestalt, die es zu den Zeiten der Apostel hatte, trat das Christentum an unsere heidnischen Väter heran, auch nicht in der Gestalt, in der wir es seit der Reformation Luthers kennen. Als Krieger kamen die christlichen Franken und forderten Unterwerfung, nicht blos unter das Joch des Frankenkönigs, sondern auch unter das des Christengottes. Und nicht blos gegen den fremden König wehrten sich die alten Sachsen 33 Jahre lang mit der Kraft und Ausdauer der Verzweiflung, sie die in ihrem eigenen Lande niemals hatten einen König ertragen können, sondern auch gegen den fremden Gott. Aber der fremde Gott war mächtiger als die heidnischen Götter. Vergebens waren unsere Väter zu den heiligen Bäumen gewallfahrtet, vergebens hatten sie den Göttern die weißen Pferde geopfert und zu Hunderten und Tausenden die gefangenen Franken, beides die Krieger und die Priester, der Sieg blieb den Waffen der Christen, und um nicht Alles zu Grunde gehen zu lassen, beugten sich die stolzen Sachsenherzöge nicht blos vor König Karl, sie gelobten auch dem Christengott Treue und Gehorsam. Und hart war das Joch, das die Franken ihnen auferlegten. Zu all den Lasten, die der Unterhalt der von den Fremden eingesetzten Grafen erforderte und zu den Gefällen für den König, dem Unterhalt der Truppen, der ganzen großen Verwaltung, kommen als die drückendsten die kirchlichen Lasten. Jede Kirche erhielt einen Hof und 2 Hufen Landes und je 120 Gemeindeglieder mußten ihr einen Knecht und eine Magd stellen und außerdem den Zehnten von allem Erwerb, und noch vieles Andere, was dem freien Volke unerträglich erschien. Wie schön erschien ihnen jetzt die alte Zeit, wie freundlich die alten Götter! Niemand zweifelte daran, daß diese Götter auch inmitten der Christenheit noch wirklich existierten. Sie waren nur besiegt, nicht vernichtet, sie waren noch da und hausten in den Höhlen der Berge, in den wilden Schluchten, und der sächsische Bauer hörte noch immer ihre Stimmen, wenn der Sturm in den Bäumen brauste, oder wenn die Raben krächzend seine Hütte umschwebten, die heiligen Vögel des Wodan, oder wenn der Wolf in der kalten Winternacht seinen Stall umheulte. Und sie waren nicht blos da, man konnte auch mit ihnen in Verbindung treten.

Digitized by Google

Noch Jahrhunderte, nachdem das Sachsenvolk gebeugt war, sammelten sich in den altheiligen Nächten, besonders in der Mainacht, auf ablegenen Bergen, in Höhlen und Schluchten Männer und Weiber um große Kessel und tranken Met und aßen Opferfleisch, fluchten den Priestern und schwuren den alten Göttern Treue.

Unheimlich erschien dies Getriebe dem Volk, und die Kirche verbot es bei Todesstrafe. Im Corpus juris canonii, dem kirchlichen Rechtsbuch, steht noch heute der Canon von Ancyra aus dem 10. Jahrhundert, der es den Bischöfen zur Pflicht macht, den Glauben an die nächtlichen Hexenfahrten zu bekämpfen. Aber die heimliche Verbindung mit der heidnischen Götterwelt hörte darum nicht auf, und schließlich ließ die Kirche gewähren, was sie doch nicht hindern konnte. Denn nicht blos schädliche Kunst pflanzte sich in den Kreisen der alten Götterverehrer fort, der Hegissen oder Hexen, sie verstanden auch manche heilsame Kunst, sie konnten Wunden besprechen und Feuer, kannten die Heilkräfte der Pflanzen und bereiteten wirksame Tränke gegen allerlei Krankheiten und lehrten kräftige Sprüche und Beschwörungen gegen Verwundungen im Kampfe, gegen die Pest, Beschwörungen, die in Zeiten der Not auch die Höchstgestellten im Volke nicht verschmähten. Sie konnten viel schaden, die Hexen, aber auch viel nützen, und es war nicht geraten, die finsteren Mächte zu reizen. So blieben denn die Zauberer und Hexen ziemlich unbehelligt das ganze Mittelalter hindurch, und nur aus Frankreich wird erzählt, daß man dort im Jahre 1275 zum ersten Male zahlreiche Hexen verbrannt habe.

Allmählich änderte sich aber die Anschauung. Nicht mehr Thor's Hammerzeichen wurde über das kranke Glied, oder die Wunde gemacht, sondern das Kreuzeszeichen, nicht mehr wurden die Namen der heidnischen Götter bei den heimlichen Beschwörungen angerufen, an ihre Stelle trat der Teufel, der als der Feind Gottes und seines Reiches nach und nach das ganze Heer der heidnischen Götternamen in sich aufnahm. All der unendliche Aberglaube des 16. und 17. Jahrhunderts klammert sich an die Person des Teufels. Ueberall begegnet man ihm, alles Unheil, das den Menschen trifft, wird ihm

Digitized by Google

Schuld gegeben. Man staunt, wenn man die Schriften aus jener Zeit liest, was alles der arme Teufel verbrochen haben soll. Aber die deutsche Gutmütigkeit verleugnet sich auch hier nicht und weiß sich auch mit dem Teufel abzufinden. Der Teufel erscheint im Volksmund und im Volkslied schließlich doch nur als der betrogene Teufel, als der dumme Teufel, der vergeblich gegen Gott und die Heiligen ankämpft und der zähneknirschend mit ansieht, wie die Seelen der Leute, die ihm so lange gedient haben, zuletzt doch noch entgehen. So kam es denn, daß man gegen Manchen wohl den stillen Verdacht hegte, daß er mit dem Teufel im Bunde stände, aber man ließ ihn gewähren, und wenn auch harte Kirchenstrafen auf das Laster der Zauberei gesetzt waren, so dachte doch Niemand daran, die Hexen, wenn sie nicht geradezu Verbrechen begangen hatten, um ihrer Hexerei willen zu bestrafen.

Da, es war 2 Jahre nach Luthers Geburt, im Dezember 1484 erschien eine Bulle des Papstes Innocenz VIII., Summis desiderantes affectibus, die mit einem Schlage alles änderte. „Es werde ihm berichtet, schreibt nämlich der Papst, „daß in Deutschland viele Personen beiderlei Geschlechtes mit bösen Geistern sich verbänden, durch ihre Zaubereien Menschen und Tieren schadeten, die Felder und Früchte verdürben, den christlichen Glauben verleugneten und andere Verbrechen, vom Feinde des menschlichen Geschlechtes getrieben, begingen." Es werden deshalb 2 Professoren der Theologie, die Dominikanermönche Heinrich Kramer und Jacob Sprenger als Ketzerrichter bestellt, als Inquisitorces haeretiae pravitatis, mit der ausgedehntesten Vollmacht. Sie sollen „wider alle und jede Person, wes Standes und Vorzuges sie sein mögen, solches Amt der Inquisition vollziehen und die Personen selbst, welche sie schuldig befinden, nach ihrem Verbrechen züchtigen, in Haft nehmen, an Leib und Vermögen strafen, auch Alles und Jedes, was dazu nötig sein wird, frei und ungehindert thun und dazu, wenn es nötig sein wird, die Hülfe des weltlichen Armes anrufen." Diese Bulle leitet das Zeitalter der Hexenprozesse ein, von ihr gehen alle die Greuel aus, die damals verübt sind, auf sie weisen alle zurück.

Digitized by Google

Die beiden vom Papst bestellten Ketzerrichter unterzogen sich ihres Auftrages mit dem größten Eifer und schrieben zunächst ein Buch, das das ganze Hexenwesen beschreibt und die Weise, wie es vernichtet werden kann, angiebt. Es ist der Malleus malleficarum, der Hexenhammer, mit Billigung der theologischen Fakultät in Köln ebendort im Jahre 1489 gedruckt. 3 Bände umfaßt das Werk, das seines Gleichen nicht hat auf Erden und das, wie ein Geschichtsschreiber sich ausdrückt, „mit dem Geifer eines von Fanatismus, Habsucht, Wollust und Henkerslust wahnsinnigen Mönches" geschrieben ist und das den Tod von Millionen unschuldiger Menschen veranlaßt hat.

Aber wie kam der Papst dazu, eine solche Bulle zu erlassen, d. h. ein solches allgemein gültiges Gesetz zu geben, während in Deutschland sich Niemand beschwert fühlte und Niemand nach einem solchen Verlangen trug? Denn es ist Thatsache, daß nirgends in Deutschland eine derartige Klage erhoben ist, wie sie der Papst erwähnt. Die Ursache liegt tief.

Das Papsttum hatte damals längst den Gipfel seiner Macht überschritten. So glänzend auch äußerlich das Gebäude der hl. römischen Kirche, wie man sie nannte, dastand, nirgends besser als in Rom erkannte man, daß überall seine Fundamente wankten. Zuerst waren es die hochkultivierten, reichen romanischen Länder: Südfrankreich, Spanien, die Lombardei, wo nicht mehr Einzelne, wo das Volk in seinen breiten Schichten mit der Kirche zerfallen und bemüht war, sich der Autorität derselben zu entziehen. Der Verkehr mit den hochgebildeten Mauren und den dort auch sehr zahlreich vertretenen reichen und feingebildeten Juden hatte dem Volke den Glauben der römischen Kirche je länger, desto weniger schmackhaft gemacht, und die Gnadenschätze, die die Kirche anbot, Ablaß, Messen u. dergl. fanden immer weniger Liebhaber. In Rom empfand man sehr schmerzlich, daß die Geldsendungen aus Spanien immer spärlicher eingingen, und es gelang schließlich dem Papste, den König davon zu überzeugen, daß die Anwesenheit der Mauren und der Juden in Spanien und der Bestand der königlichen Herrschaft Dinge seien, die sich nicht mit einander vertrügen.

Digitized by Google

Es erfolgte darum die bekannte grausame Austreibung der Mauren und Juden aus Spanien und die Einziehung aller ihrer Güter. Aber selbstverständlich gingen nicht alle fort, viele Tausend ließen sich taufen um im Besitz ihrer Häuser und Güter und in der alten Heimat zu bleiben. Bald aber zeigte sich, daß die Anwesenheit dieser Muhamedaner und Juden, die sich äußerlich zum Christentum bekannten, für das, was in Rom Christentum hieß, noch viel verderblicher war, als die Anwesenheit derjenigen, die offen den Glauben Abrahams und Muhameds bekannten. Und wieder gelang es dem Papste, den König davon zu überzeugen, daß diese getauften Mauren und Juden die gefährlichsten Feinde der Krone seien. Da ist in Spanien zuerst die Inquisition eingerichtet, jenes entsetzliche heimliche Gericht, vor das ohne Unterschied des Ranges und Standes jeder gefordert wurde, der den Priestern und Mönchen verdächtig erschien, wo niemals der Ankläger dem Angeklagten gegenübergestellt wurde, wo ausschließlich die Folter arbeitete. Unausdenkbares ist damals verübt. Was Böses die heidnischen Römer den christlichen Märtyrern zugefügt haben, das wiederholte sich in den dunklen Kerkern der Inquisition tausendfältig und wurde ins Unermeßliche hinein vergrößert. Es bildete sich eine förmliche Wissenschaft heraus, die Menschen zu quälen und die Qualen zu steigern bis zur Unerträglichkeit. Vor der Inquisition gab es keine Rettung, wer in ihre Hände gefallen war, war verloren. Bekannte er nicht, dann wurde er so lange und so oft gefoltert, bis er auf der Folterbank starb, bekannte er aber, dann war es Gnade, wenn er gehängt, oder geköpft, oder zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt ward, gewöhnlich wurde er lebendig verbrannt. Seine Güter aber wurden eingezogen, Kirche und Staat teilten sich in den Raub, seine Kinder wurden Bettler, und wehe ihnen, wenn sie öffentlich auch nur eine Thräne weinten, dann machte die Inquisition auch sie zu stillen Leuten. Der Papst hatte gesiegt, nur wenige Jahre dauerte die Herrschaft der Inquisition, da war in Spanien jede freiere Regung erstickt, in zitternder Todesangst eilte das Volk, das immer wieder die Scheiterhaufen flammen sah, zu den Altären, beichtete, ließ Messe lesen, kaufte Ablaß, schenkte

Digitized by Google

der Kirche was es besaß, um nur das nackte Leben zu retten.

Ganz ähnlich gings in Südfrankreich, in Flandern und der Lombardei. Dort waren es die sog. Albigenser, dann die Waldenser und Andere, die die Kirche erneuern wollten auf Grund der hl. Schrift. Mehr als 3 Millionen Menschen sind dort von der Inquisition umgebracht, bis auch diese Länder zurückkehrten in die Arme der „milden, sanften Mutter Kirche."

Und nun kam Deutschland an die Reihe. Dort hatte es schon längst gegrollt. Ich will nicht Allbekanntes wiederholen. Luther war längst der Erste, der eine Reformation der Kirche forderte. In den weitesten Schichten des Volkes lebte die Ueberzeugung, daß es so nicht weiter gehen könne. Und nicht blos das geringe Volk war so gesinnt, an den Fürstenhöfen wetterte man am lautesten gegen die Greuel, die in Rom geschahen, und gegen die unerträgliche Aussaugung des Volks durch den Papst und seine Kurtisanen. Nicht weniger als 101 Beschwerden gegen die Tyrannei des Papstes brachten die deutschen Fürsten auf dem Reichstage zu Worms im Jahre 1521 vor und forderten deren Abstellung durch den Kaiser. Keine List des Papstes, keine Drohung von Rom hatte die deutschen Fürsten dazu vermocht, in ihren Ländern die Inquisition zuzulassen. Da versuchte mans in Rom auf eine andere Weise, es erschien die Bulle von 1484 gegen die Hexen, und weil dieselbe sich auf das rein geistige Gebiet des Aberglaubens beschränkte, so erfuhr sie im Jahre 1486 die Bestätigung des Kaisers Maximilian und ward als Reichsgesetz veröffentlicht und Jedermann zur Unterstützung der Hexenrichter aufgefordert. Die Hexen nannte man, die Ketzer meinte man, die Hexen wurden durch jene Bulle für außerhalb des Gesetzes stehend erklärt und dem Henker übergeben, aber in Rom wußte man es wohl, es war dem eingeweihten Richter eine Kleinigkeit, durch die Folter jeden Ketzer zu jedem gewünschten Bekenntnis zu bringen.

Es wurde bei den Hexenprozessen nämlich ein ganz eigentümliches gerichtliches Verfahren angewendet. Bei dem alten deutschen Gerichtsverfahren trat der Ankläger dem Angeklagten frei gegenüber und mußte die Wahrheit

Digitized by Google

seiner Beschuldigung beweisen in öffentlicher Gerichtsverhandlung vor allem Volke. Und er durfte nicht allein stehen, er mußte Eidhelfer haben, wahrhaftige, glaubwürdige Männer, die die Wahrheit der Beschuldigung eidlich bezeugten. Hatte er aber keinen Eidhelfer, so entschied das Gottesgericht, der Zweikampf. Beim Hexenprozeß aber wurde ein ganz anderes Verfahren angewandt. Die Anklage wurde von amtswegen eingeleitet und Alles vom Geständnis des Angeklagten abhängig gemacht. Um dies Geständnis aber zu erzielen, war es gestattet, Zwangsmittel anzuwenden, die Folter. Aber während beim gewöhnlichen Prozeß die Folter nur dann in Anwendung gebracht werden durfte, wenn durch andere Beweismittel genügende Anhaltspunkte für die Schuld des Angeklagten gegeben waren, verfuhr man beim Hexenprozeß gerade gegenteilig. Es genügte der leiseste Verdacht, die leiseste Anklage, um sofort zur Anwendung der Folter zu schreiten. Von Ort zu Ort zogen die Hexenrichter und forderten durch öffentlichen Aufruf Jedermann auf, die der Hexerei Verdächtigen anzugeben. In den Dörfern wurden heimliche Ausschüsse bestellt, alle der Zauberei Verdächtigen auszukundschaften. Wer beschuldigt ward, wurde eingezogen und gefoltert. Während aber bei den andern Prozessen genau vorgeschrieben war die Art und Dauer der Folterung z. B. daß sie nicht die Dauer einer Stunde überschreiten, auch nicht wiederholt werden dürfe, setzte man sich bei den Hexenprozessen über das Alles hinweg und wendete die Folter in der denkbar grausamsten Weise an, oft halbe Tage, auch wiederholte man sie bis der Gequälte tot war, oder Alles bekannte, was man von ihm verlangte. Immer wieder wurden die Marterwerkzeuge auf die dickgeschwollenen, eiternden Glieder gesetzt, bei einer Frau Maria Hall in Ulm z. B. 56 Male, bis der Unglückliche Alles bekannte. Widerrief er nachher sein Geständnis, so wurde er wieder auf die Folterbank gelegt. Die Henker setzten ihre Ehre darein, jeden Angeklagten zum Geständnis zu bringen, sie schroben die spanischen Stiefel solange zusammen, bis die Knochen an den Füßen und Beinen der Gemarterten in lauter kleine Stücke zersplitterten, sie hingen an die ausgestreckten Glieder Centnergewichte, gossen siedendes Oel auf die

Digitized by Google

ausgespannten, durch Geißelhiebe zerfleischten Glieder und ließen die Unglücklichen mit dem Knebel im Munde, der ihr Geschrei verhinderte, stundenlang hängen, während die Richter dabei saßen und aßen und tranken. Hatten die Gemarterten sich als schuldig bekannt, so wurden sie nach ihren Mitschuldigen gefragt und unter dem Eindruck der wahnsinnigen Schmerzen nannten sie beliebige Namen, oft ihnen ganz Fremde, oft auch ihnen persönlich nahe Stehende, zuweilen ihre persönlichen Feinde, auch wohl angesehene Personen. „Mich armen Tropfen hat man von meinen Kindern genommen", rief ein armes Weib in Bamberg unter Thränen auf der Folterbank aus, „und die Vornehmen verschont man!" Und nun nannte sie lauter Vornehme, den Bürgermeister, den Forstmeister, den Apotheker und viele andere, die nun sofort gleichfalls eingezogen und gefoltert wurden. Und alle Genannten bestiegen den Scheiterhaufen.

Aber dahin kam es noch nicht gleich. Als die beiden Ketzerrichter ihr Amt begannen, da ward wohl hier und da eine Hexe verbrannt, aber es geschah nur in vereinzelten Fällen und eigentlich immer in Folge schwerer, auch sonst mit dem Tode bedrohter Verbrechen. Auch die peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. bedroht das Verbrechen der Zauberei mit dem Feuertode, fügt aber hinzu: nur dann, wenn durch dasselbe Jemandem Schaden zugefügt worden sei. Von einem Teufelsbündnis, wie es der Hexenhammer bezeugt, oder von einer Teilnahme an den Hexentänzen weiß das deutsche Reichsgesetz nichts. Und nun trat Luther auf, es begann die Reformation, da hatte das Volk anderes und besseres zu thun, als dem heimlichen Treiben der Hexen nachzuspüren, und nur hie und da geschahen Hexenverbrennungen, und, wie gesagt, immer in Folge thatsächlich geschehener Verbrechen. Aber als die sog. Gegenreformation begann, jener Versuch, die reformatorische Bewegung um jeden Preis zurückzudrängen und den alten Zustand wiederherzustellen, da begann die Blütezeit der Hexenprozesse. Es war am Ausgang des 16. Jahrhunderts, da begannen die Bischofssitze am Rhein und Main den entsetzlichen Reigen. In Würzburg wurden in 7 Jahren über 900 Personen als Hexen verbrannt, darunter die Frau des

Digitized by Google

Kanzlers und seine Tochter, ein Ratsherr, 2 Edelknaben, die schönste Jungfrau von Würzburg, ein Studiosus, so viele Sprachen gekannt und ein vortrefflicher Musikus gewesen, eines Ratsherrn 2 Söhne. Auch Geistliche trifft dort die Strafe des Feuertodes: 3 Chorherren, 14 Domvikare, ein geistlicher Doktor u. s. w. Aus Bonn schreibt Jemand um diese Zeit: „Es geht gewiß die halbe Stadt darauf, denn es sind schon Professores, Candidati juris, Pastores, Canonici, Vicarii, Religiosi (d. h. Mönche) eingelegt und verbrannt. Der Kanzler samt der Kanzlerin und des geheimen Secretarii Hausfraue sind schon fort und gerichtet. Am Abend unserer lieben Frau ist eine Tochter allhier von 19 Jahren, so den Namen gehabt, daß sie die schönste und züchtigste gewesen von der ganzen Stadt, hingerichtet, welche von dem Bischof selbst von Kind an auferzogen. Ein Hexenrichter in der Bischofsstadt Fulda rühmte sich, er habe allein über 700 beiderlei Geschlechts verbrannt und hoffe es über 1000 hinauszubringen. Am Bischofssitz Bamberg wurden 600 Personen verbrannt, darunter, wie bereits erwähnt, der Kanzler Dr. Horn, sein Weib, sein Sohn und 2 Töchter, „auch viel vornehme Herren und Ratspersonen, sonderlich Etliche, die mit dem Bischof über Tafel gesessen. Es sind auch etliche Mägdlein von 7, 8, 9 und 10 Jahren unter diesen Zauberinnen gewesen, deren 22 sind hingerichtet und verbrannt worden. Im Trier'schen blieben unter dem Bischof Johann bei einem einzigen Hexenprozeß im Jahre 1585 in zwei Ortschaften nur 2 Personen am Leben, und aus 22 Dörfern in der Nachbarschaft von Trier erlitten in den Jahren von 1587 bis 1593 368 Personen den Tod in den Flammen. Nach den geringsten Angaben beläuft sich die Zahl der damals als Hexen Verbrannten auf eine Million, nach anderen Berechnungen auf mehrere Millionen. Und immer wurde rasch und summarisch verfahren; nur in seltenen Fällen verlief eine längere Zeit als 14 Tage von dem Tage der Einziehung bis zur Hinrichtung, von einer Appellation ist in katholischen Ländern nicht die Rede. Das auf der Folter erpreßte Eingeständnis der Zauberei genügte, und die Hinrichtung wurde nur darum aufgeschoben, um nicht Einzelne verbrennen zu müssen, sondern gleich eine ganze

Digitized by Google

Schaar. Oft wurden 40—50 Hexen an einem Tage verbrannt. In Neisse baute man sogar einen eigenen Ofen für die Hexenverbrennungen, weil das Verbrennen auf einzelnen Scheiterhaufen zu teuer kam. Bedenkt man dies, so wundert man sich nicht, warum in jenen Gegenden der Protestantismus so völlig und so gründlich ausgerottet ist, bis auf den heutigen Tag.

Und nun vergleiche man damit, was hier in Diepholz geschah in puncto criminis magiae, wie es auf den erwähnten Akten heißt, bei den Hexenprozessen, deren es auch einige hier gegeben hat.

Es war im Jahre 1629, da fand die erste Verhandlung wegen verbotener Hexenkunst auf dem hiesigen Amte statt. 2 Frauen aus Aldorf, Frau Deppe und Frau Meyer, hatten wegen abgepflügten Landes sich gescholten und sich dann gegenseitig wegen Hexerei angezeigt. Aber der Landdrost Cord Plato von Schlön, gen. Gehlen, der seit 1613 auf dem Schlosse residirte, ging auf die Beschuldigungen überhaupt nicht ein, sondern schalt die beiden zornigen Weiber, wie sie es verdienten, gehörig aus und gebot ihnen bei 50 Goldgulden Strafe Hand und Mund zu halten.

Jahre vergingen, da, es war im Jahre 1645, ward eine gewisse Catharine Mohrmann der Zauberei bezichtigt und zugleich angeklagt, auch ein junges Mädchen aus Diepholz, Pauline Schröder, zur Zauberei verführt zu haben. Beide wurden verhaftet und ins Gefängnis geworfen. Die beiden Inhaftierten gestanden nun alles Mögliche ein, das Teufelsbündnis, Teilnahme an den Hexentänzen, auch ihre Mitschuldigen, darunter „die alte Amtmannsche", auch eine 89jährige Witwe Kloppenburg, im Ganzen 9 Frauen. Sehr wohlthuend berührt gleich das erste Urtheil der fürstlichen Kanzlei in Celle auf das eingesandte Protokoll. Pauline Schröder solle von dem Geistlichen besucht und unterrichtet und bei gutem Vorsatz der Buße und Besserung auch Trost erhalten und in Standhaftigkeit an Gott bestärkt werden. Als aber Pauline Schröder am 12. April aus der „arg ruinirten Festung" entkommt und mit angeschlossenem Eisen erst auf dem Willenberge wieder ergriffen wird,

Digitized by Google

da ergeht ein von dem Herzog Friedrich selbst unterzeichnetes Urtheil, das vollständig so lautet:

„Von Gottes Gnaden Friedrich, Herzog zu Braunschweig-Lüneburg postulierter Coadjutor des Stiftes Ratzeburg, erwählter Dompropst des Erzstiftes Bremen, Unsern gnädigen Willen zuvor! Wir haben aus dem eingeholten Urteil wegen der auf unserm Hause Diepholz gefänglich enthaltenen Katharine Mohrmann und Pauline Schröder den Inhalt referieren lassen. Weil wir denn mit der scharfen Tortur wider bemelte Katharine verfahren zu lassen noch zur Zeit Bedenken tragen, als wollt ihr sie ernstlich und mit allem Fleiß aus dem Protokoll vermöge des Urteils, so ihr nebst dem Protokoll hierbei empfangen befragen, auch mit der Tortur bedrohen, den Scharfrichter mit seinen Instrumenten ihr vorstellen, die Schrauben ansetzen, aber damit wirklich nicht peinigen lassen und was sie bekennen und aussagen wird, protokollieren, anhero zu fernerer Verordnung nebst dem Urtheil und Beilagen gelangen lassen. Unterdessen auch Pauline Schröder durch den Pastoren in ihrem Christentum fleißig unterweisen lassen. Daran geschieht unsere Gnädige Meinung und wir bleiben euch mit Gnaden wohl beigethan: Datum auf unserer Festung Celle, 20. Mai 1645. gez. Friedrich manu propria (d. h. eigenhändig).

Was mit der alten Mohrmann geschehen ist, ergiebt sich nicht aus den Akten, jedenfalls ist sie nicht verbrannt, wahrscheinlich ist sie aus dem Gefängnis entlassen und nicht lange nachher gestorben. Die junge Pauline Schröder aber wurde wegen ihrer Jugend des Landes verwiesen. Das war der erste Hexenprozeß in Diepholz.

7 Jahre vergingen, da erscheint am 23. Juli 1652 Johann Meyering vom Willenberg auf dem Schlosse und erklärt zu Protokoll des Amtmannes Johann Friedrich Stölting, eine von den seinerzeit von Pauline Schröder als Hexe genannte Frau Ahlke Bornemann sei in sein Haus gekommen und habe ihn gebeten, ihr den Zehnten von ihrem Lande zu holen. Bei der Gelegenheit habe sie seinem Kinde ein Stück Stuten gegeben, dasselbe

Digitized by Google

habe davon gegessen, sei aber alsbald krank davon geworden und 5 Tage darauf gestorben. Die Leiche sei alsbald an der linken Seite schwarz und blau geworden, woraus die Eltern hätten schließen müssen, daß die Ahlke dem Kinde etwas Böses eingegeben.

In seiner Begleitung erscheint Lüdecke König vom Willenberg, bei dem die Ahlke wohnt und erklärt gleichfalls zu Protokoll, daß auch die bei ihm wohnende Frau des Johann von der Horst von der Ahlke gescholten sei und allsofort Schmerzen in dem linken Schenkel empfunden habe, so daß sie vor Schmerzen Tag und Nacht schrie und glaubte fest, die Ahlke habe sie bezaubert. Auch Dietrich unter den Eichen aus Diepholz beschuldigt sie, sie habe ihm und ihrem Bruder 21 Stück Pferde totgezaubert und 5 Kuhrinder. Sie hätten etliche Pferde aufhauen lassen, die hätten im Herzen rote Schlangen gehabt, die Köpfe als Quappen gehabt, den Mund weit offen. Die Pferde hätten sich gestellt, als wenn sie vom tollen Hunde gebissen wären. Auch er selbst habe einst einen Becher mit Bier, den die Ahlke in der Hand gehabt, getrunken und wäre von Stund an krank geworden und wäre ihm der Leib so dick aufgelaufen, als wenn er bersten sollte. Erst als er Theriak und Einhorn eingenommen, sei ihm besser geworden. Noch anderes wird gegen die Unglückliche vorgebracht, sie sei, so lange sie in Diepholz gewohnt habe, verdächtig gewesen, sie habe die Pauline Schröder verführt u. s. w.

Es ist klar, der plötzliche Tod des Meyering'schen Kindes hat dem schon lange gehenden Gerüchte, daß Ahlke Bornemann eine Hexe sei, neues Leben gegeben, und die erbitterten Eltern halten es für ihre Pflicht, den Tod ihres Kindes an dessen vermeintlicher Mörderin zu rächen, sie graben alle die alten bösen Gerüchte gegen dieselbe auf, bitten die Betreffenden, ihr Zeugnis nicht zu verweigern, und so zieht sich das Ungewitter über dem Haupte der Unglücklichen zusammen. Freilich leugnet Ahlke, die natürlich vorgefordert wird, Alles. Aber die Ankläger waren ehrenwerte, ortsansässige Leute, die bezeugten Thatsachen waren ortskundig, es war kein Zweifel, man hatte es mit einer wirklichen Hexe zu thun, und der Landdrost hätte ohne Weiteres nach dem kaiser-

Digitized by Google

lichen Gesetze mit ihr verfahren können, also zunächst mit der Folter das Geständniß erzwingen und die Namen ihrer Mitschuldigen und dann die Hinrichtung vornehmen. Aber der neue Landdrost Anton Günther von Harling begnügte sich damit, die Ahlke zu verhaften und sandte dann das Protokoll mit den Zeugenaussagen und seinem Berichte nach Celle, an die dortige fürstliche Kanzlei und bat um Verhaltungsmaßregeln. Die kommen auch unterm 3. August: Die Zeugen sollten noch ein Mal vernommen, ihnen die Warnung vor Meineid und der Zeugeneid ernstlich vorgehalten und sie dann beeidigt werden. Verblieben sie bei ihrer Aussage, so sollte Ahlke noch ein Mal gütlich vernommen, außerdem in ihrem Hause Nachsuchung nach verdächtigen Sachen vorgenommen und dann die gesamten Akten der Juristenfakultät einer deutschen Universität zur Begutachtung vorgelegt werden. Dies geschieht, die Zeugen wiederholen ihre Aussage, Ahlke leugnet alles rundweg ab. Verdächtig aber erscheint was in ihrer Lade gefunden wurde, nämlich drei „Plünnen, darein etwas gewickelt", und in ihrer Tochter Lade ein „Plünnen, darin eine Schlangenhaut gewickelt". Die Akten gehen nun nach der Universität Rinteln, und die hochweise juristische Fakultät daselbst rät, die Gefangenen nochmals gütlich zu befragen, bei fernerer Verneinung aber und weiterem Leugnen sie dann mit der Tortur zu belegen. Das wird dann von dem Kurfürstlichen Statthalter, Vicekanzler und Räten in Celle bestätigt, und jetzt erst geht der Landdrost mit der Tortur vor. Der Erfolg ist der selbstverständliche: unter den furchtbaren Schmerzen der Daumenschrauben gesteht Ahlke Bornemann ein, was man ihr schuld giebt. Sie wiederholt auch nach der Tortur ihre Aussage. Und wieder gehen die Akten nach Celle, und unterm 3. Oktober ergeht das Urteil, daß die Gefangene als erwiesene Zauberin hingerichtet werden sollte. Das ist denn auch geschehen, und an einem der nächsten Tage ist die Unglückliche auf der alten Richtstätte von Diepholz durch das Feuer vom Leben zum Tode gebracht. Einhalb Jahr und 7 Wochen hatte Ahlke im Gefängnis zugebracht.

Aber man beachte wohl, mit welcher Sorgfalt wird hier verfahren, welche Menge von Richtern und Instanzen

Digitized by Google

werden in Bewegung gesetzt. Und doch handelte es sich nur um ein armes, geringes Weiblein. Und zwar ein solches, das nach ihrem Verhalten keinerlei Sympathie erweckt, denn selbst der Hexerei angeklagt, beschuldigt sie Andere des gleichen Vergehens, und zwar mit solcher Gehässigkeit, daß der protokollierende Amtmann unter das bez. Protokoll schreibt: „Ist ein halsstarriges Weib, gehässigen Gemütes". Und als das Todesurteil über sie gesprochen ist, da offenbart sich diese Gehässigkeit ihres Gemütes erst in ihrer ganzen Abscheulichkeit. Unter dem Eindruck der Folter hat sie ihre „Mitschuldigen" angegeben, und zwar zunächst die Frauen aller derjenigen, die gegen sie gezeugt haben: Die Frau des Lüdecke König, der wider sie gezeugt, dann Bossen Uppendorfs Frau, Cords unter den Eichen Frau, Lüdecke Tiesings Frau, Wöler Finken Tochter, Frerke Metke und Andere. Das ist verständlich. Aber wer kann es entschuldigen, was die Akten weiter berichten, daß, als Ahlke vor ihrer Hinrichtung das heilige Abendmahl begehrte und der Pastor sie dabei erinnerte, wenn sie Jemand aus Haß oder Neid unschuldig angegeben, sie solches widerrufen und die Wahrheit bekennen möge, „da hat sie hochbeteuert, daß alles wahr wäre, was sie bekannt, und daß sie vorhin noch 2 Personen vergessen hätte, nämlich Annecke Apendorf und Frerks Metken Tochter Gesche, welche auch mit ihr zugleich auf dem Hexentanze gewesen, mit dem Teufel getrunken und mit ihm gebuhlt hätten". Für diese grauenhafte Bosheit fehlt jedes Wort der Entschuldigung.

Uebrigens hatte Ahlke ihre Rechnung ohne den Richter gemacht. Der treffliche Landdrost weist rundweg die Beschuldigungen ab als im Haß geschehen, so daß das fürstliche Gericht in Celle ihm ob solches Thuns willen einen Tadel erteilt und ihn ermahnt, die Annecke König und die Andere im Auge zu behalten und bei vorfallender Gelegenheit bessere Inquisition anzustellen. Wahrlich Respekt vor den edlen Männern, die damals das Richteramt in Diepholz bekleideten und die sich so ehrenvoll ihrer widerwärtigen Pflicht entledigten, Frauen gegenüber, die so wenig Sympathie verdienten wie Pauline Schröder und Ahlke Bornemann. Respekt auch vor

Digitized by Google

dem edlen Fürsten, der die der Zauberei Angeklagten durch persönlichen Befehl den Pastoren ins Gefängniß schickt und der die völlig Geständige zur Strafe des Landes verweist. Und dieser Respekt wächst, wenn wir den weiteren Verlauf der Hexenprozesse verfolgen.

Denn nun ging die Hexenjagd erst recht an. Ahlke hatte auf der Folter die Namen ihrer Mitschuldigen genannt, die Kunde davon ging wie ein Lauffeuer durch den Ort, und schon am folgenden Tage, es war am 11. September 1652, erscheint vor dem Amtmann Dorothee Hofmeister, die Magd des Johann von der Horst, „ungefordert". Sie hat erfahren, daß Ahlke wider sie bekannt und wünscht zu erfahren, was Ahlke wider sie vorgebracht. Sie gebehrdet sich wie unsinnig, so daß der Amtmann sie zur Ruhe spricht und sie ernstlich ermahnt, sonst würde es ihr auch so gehen wie der Ahlke. Aber sie läßt sich nicht beruhigen, und schließlich werden die beiden einander gegenübergestellt und es entspinnt sich eine geradezu dramatische Verhandlung. Ahlke und Dorette stehen einander gegenüber, ein altes, böses Weib und eine unansehnliche, mit einem zu kurzem und schwachem Beine behaftete, leidenschaftliche Magd. Ahlke giebt ihr Schuld, daß sie oft des Abends Kuchen gebacken, das Mehl hätte sie ihrer Frau gestohlen, die Kuchen aber dem Teufel gegeben. Weiter, der böse Feind habe sie einmal mit ihrem Bette wegholen wollen, da sei ein groß Gepolter auf der Hilden geworden. Ferner, sie habe aus wenig Milch viel Butter zu stande gebracht, sie habe ihrer Frau eine blaue Tute vorgelegt, die ihr der Teufel gegeben, damit, wenn sie darüber ginge, sie lahm werden möchte. Endlich, sie habe einen Sack mit Lehm so hingelegt, daß ihre Frau darüber fallen mußte. Natürlich verteidigt sich Dorette unter wütenden Scheltworten und leugnet Alles ab. Das Protokoll ist sehr ausführlich und der Landdrost sieht sich veranlaßt, wegen der vorgebrachten Beschuldigungen Zeugen abzufragen.

Die Zeugenaussagen ergaben, daß die Magd wirklich einen Sack mit Lehm, den der Mann auf die Seite gestellt, in den Weg gezogen und so gelegt habe, daß die Frau darüber fallen mußte und dabei das Bein gebrochen habe. Da, als die arme Frau nun jämmerlich

Digitized by Google

lamentiert, habe Dorette ihr höhnisch vorgehalten, nun erfahre sie auch, wie es dem zu mute sei, der gehen sollte und könnte nicht. Auch ergiebt sich aus den Zeugenaussagen, daß der Lebenswandel der Dorette Hofmeister keineswegs zweifelsohne war und daß sie ein Kind gehabt und dasselbe den Schweinen vorgeworfen habe usw. Also eine recht angenehme Magd!

Die Protokolle und Berichte gehen nach Celle und von da nach Rinteln und wieder finden die Herren Juristen am letzteren Orte in den Zeugenaussagen wider Dorothea Hoffmeister so viele Indicien der Zauberei, daß dieselbe zur Ergründung der Wahrheit mit scharfer, peinlicher Frage zu belegen sei. So wird denn am 4. November 1652 die peinliche Frage gestellt. Dorothea aber bleibt bezüglich des Bündnisses mit dem Teufel und der Zauberei fest. Am folgenden Tage aber, als sie „in der Güte" wieder verhört und vernommen wird, da erklärt sie, sie habe gestern nichts sagen können, denn der Peiniger habe sie gar zu stark gehalten. Nun aber wolle sie gestehen. Und nun gesteht sie aus freien Stücken alles, Teufelsbündnis und Hexentanz, nennt die übrigen Teilnehmer am Hexentanz, darunter auch die alte Amtmann'sche und die alte Aßling'sche, und alles, was man von den Hexen zu sagen pflegte. Das Rätsel löst sich wohl, wenn man bedenkt, daß die Angst vor Wiederholung der Tortur die Arme zu dem Geständnis bewogen hat, eine Erfahrung, die bei den Hexenprozessen sehr häufig vorkommt.

Aber Herr von Harling beruhigt sich dabei nicht er, schickt die Akten wieder nach Celle und bittet um weitere Verhaltungsmaßregeln. Und wieder beginnt die genaueste Untersuchung und, wie das nicht anders zu erwarten ist, vagiret die Befragte mit ihren Reden umher, widerspricht sich, weiß sich nicht mehr zu besinnen, man konnte überhaupt anfangs keine richtige Antwort aus ihr herausbekommen, bis sie schließlich wieder alles zugesteht, was sie früher zu Protokoll erklärt hat. Aber der Landdrost giebt sich noch nicht zu: es werden die Orte, wo die Zauberei geschehen und die Personen, die dabei gewesen, noch einmal von besonderen Kommissionen untersucht bezw. befragt. Schließlich ergeht aber unterm 10. Ja-

Digitized by Google

nuar 1653 das Urtheil von Celle aus „daß Beklagtin wegen ihrer bekannten Zauberei und Abfalls von Gott dem Herrn, ihr selbst zu wohlverdienter Strafe, Andern aber zu einem Exempel und Abscheu mit dem Feuer vom Leben zum Tode abzustrafen sei." Das Urtheil ist denn auch „durch Hegung eines öffentlichen peinlichen Halsgerichts dem Herkommen und Rechten gemäß an der Gefangenen gebührlich vollstreckt und exequieret worden."

Diese Prozesse machten ein ungeheures Aufsehen, und überall redete man von Hexen und Teufelsbündnissen. Die Folgen blieben nicht aus. Noch im September 1652, noch bevor Ahlke Bornemann hingerichtet war, erschien die Ehefrau Margarethe Meyer aus Aldorf und deren Sohn und klagte Letzterer den Böske Deppen zu Aldorf an, daß derselbe seine Mutter, als sie aus dem Kampe gekommen, erwartet, sie überfallen und mehrfach mit der Faust geschlagen und mit Füßen gestoßen, sodann einen Stock ergriffen und sie damit geschlagen, und gedreuet, er wolle sie tot schlagen und sie so zugerichtet, daß sie weder gehen noch stehen können. Und weil sie ihm keine Ursach gegeben, so bäte er die Obrigkeit um Schutz für seine Mutter und Strafe gegen den Böske Deppen. Die Margarethe Meyer bezeugt auch, daß Böske Deppen sie öfter eine Zauberin und Hexe gescholten, das könne sie ihrer Kinder halben nicht länger dulden. Beide bitten, Beklagtem aufzulegen, daß er der Meyer angebliche Zauberei beweise, oder Widerruf und Abbitte thue.

Deppe wird vorgefordert und erklärt, er habe keine Strafe verdient, sondern die Meyer, denn sie habe heimlich von ihrem Knechte im Holze Plaggen hauen lassen. Wie er solches gesehen, habe er den Knecht gefragt, wer ihm solches geheißen? ob es die alte Hexe befohlen? Da braust die gleichfalls anwesende Margarethe Meyer auf, nun höre man öffentlich, daß er sie für eine Hexe hielte, bittet, daß er solches beweise, oder wenn man sie aufs Wasser würfe, um ihre Unschuld zu beweisen, hernach ihn deshalb zu strafen. Der Beklagte ist mit der Wasserprobe einverstanden, wenn die Meyern nicht schwimmen würde, wollte er dem Amte in willkürliche Strafe verfallen sein. Der Landdrost aber, dem man den Widerwillen anmerkt, mit dem er die ganze Sache betrachtet,

Digitized by Google

schlägt die von beiden Parteien begehrte Wasserprobe ab und fordert den Beklagten auf, innerhalb 4 Wochen durch Zeugen die Zauberei der Meyer zu beweisen, oder 20 Thaler Strafe zu bezahlen.

Es dauerte denn auch nicht lange, so erschien Deppe wieder auf dem Schlosse mit 2 Zeugen, die erklären: die Meyer gälte unter ihren Bekannten schon seit langer Zeit als eine Hexe, sie habe mit dem Teufel einen Bund gemacht und sei mit anderen Hexen zum Tanz gegangen, sie verstehe die Kunst, aus wenig Milch viel Butter zu erzielen. Im Einzelnen gaben sie noch Folgendes an: Am Montag in den Pfingsten sei Rolf Promann vor ihre Thür gekommen und habe die Milcheimer, die sie ihm zu binden gegeben, wiedergebracht, und als ihr Mann gesagt: „Gieb ihm doch einen Pannekuchen davor, der hat doch wohl nicht viel zu essen", hätte sie 2 Eier aus dem Nest gelanget und ihm dieselben übers Heck gereichet. In den Eiern aber seien Würmer gewesen, daß er daran sterben sollte. Sie habe es auch gemacht, daß gedachter Promann von ihrem Torfschuppen, wie er das Dach bessern wollen, herunter und sich einen Pfahl in den Leib gefallen, daran er gestorben. Sie habe auch der Frau Gesche Runge Leinen zum Aermel gegeben, davon sei ihr der Arm lahm geworden. Hinrich Böscke erzählt auch, er habe dem Schäfer in Markonah die Immen nach Lembruch in die Blumen gefahren. Wie er auf das Feld gekommen, wären ihm in einem runden Reigen trefflich viele Hexen entgegen tanzen gekommen, hätten auf die Erde etwas hingesetzet gehabt, das wäre ganz weiß wie Linnen gewesen und ihn dahindurch nicht lassen wollen. Er habe gerufen, welches die Hexen gehört und um Hülfe gebeten. Die Pferde wären in dem Getümmel also erschrocken, daß sie abgesetzet und gezittert und zwei Tage nicht fressen wollen. Wiewohl er Niemand etwas gesagt, so hätte doch die Meyer'sche und ihr Mann ihn am 3. Tage zur Rede gestellt, warum er von ihr gesagt, daß sie mit im Reigen gewesen. —

Noch anderes wird vorgebracht, und der Landdrost wendet sich nun nach Rinteln um Rechtsbelehrung. Die erfolgt unterm 29. November 1652 und lautet, wie zu erwarten, „es erscheine aus den wider die Beklagtin zu

Digitized by Google
474416

Tage erbrachten Indicies so viel, daß sie wegen des Delicti der Zauberei mit scharfer peinlicher Frage ziemlicher maßen zu belegen sei." Nun wird Margarethe Meyer eingezogen und ihrem beständigen Drängen nach der Wasserprobe stattgegeben.

Mit der Wasserprobe aber verhielt es sich so: Im Hexenhammer war erwähnt, daß man eine Hexe daran erkennen könne, daß sie, ins Wasser geworfen, nicht unterginge. So warf denn der Büttel die der Zauberei Angeklagten an Händen und Füßen gebunden ins Wasser. Das geschah öffentlich vor allem Volk. Schwammen sie dann, so waren es Hexen, gingen sie unter, so waren es keine. Es ehrt den Landdrosten, daß er anfangs diesen abscheulichen Unfug nicht dulden wollte. Aber schließlich gab er der Meyer nach, die im Vollbewußtsein ihrer Unschuld fest davon überzeugt, daß, wenn sie ins Wasser geworfen würde, sie gleich jedem andern ehrlichen Christenmenschen allsogleich untergehen werde und die fortgesetzt um die Anstellung dieser Wasserprobe bat. Aber vorläufig war dieselbe unmöglich. Es war December, der Schloßgraben dick mit Eis bedeckt. Erst am 22. Januar war das Eis soweit aufgethaut, daß offenes Wasser da war und der Büttel „die Sache in die Hand nehmen konnte." Die arme Gefangene konnte die Zeit garnicht abwarten, sie that selbst einen Strick um den Leib, machte ihn mit eigener Hand fest und ging selbst in das eisige Wasser hinein — „hat aber auf dem Wasser getrieben und geflossen wie eine Gans." —

Unterdessen hatte sich Furcht und Schrecken aller der Frauen und Mädchen bemächtigt, deren Namen Ahlke Bornemann als solche, die an den Hexentänzen teilgenommen, bei ihrem Verhör genannt hatte. Es war, wie berichtet, eine ganze Anzahl, und Jedermann wies mit dem Finger auf sie. Was sollten die Unglücklichen anfangen, um sich von dem entsetzlichen Verdachte zu reinigen? Am nächsten lag der Weg, den schon Margarethe Meyer beschritten, nämlich die Wasserprobe um dadurch öffentlich vor Jedermann zu beweisen, daß sie keine Hexen wären. Als es darum der Meyer zugelassen ward, aufs Wasser geworfen zu werden, sind verschiedene Weiber herzugelaufen und haben sich durch den Büttel, welchen

Digitized by Google

sie selber gelohnt, auch aufwerfen lassen. Und haben die Berüchtigten Eine die Andere beredet, solches zu thun. 5 solche Frauen werden mit Namen genannt, es sind die bereits Erwähnten. Es sollen aber derselben noch mehr gewesen sein. Wie sie aber gesehen, daß Ebenbenannte geschwommen, sollen sie sich bedacht haben und zurückgekehrt sein, denn zur Verwunderung des zahlreich versammelten Volkes und zum tötlichen Schrecken der Beteiligten haben alle aufs Wasser Geworfenen „geschwommen und gefloſſen wie Gänse." — Wir wundern uns darüber nicht, denn ein menschlicher Körper, der in der Weise, wie es bei der Wasserprobe geschah, gebunden ins Wasser geworfen wird, geht nie unter, sondern er schwimmt immer oben. Aber man denke sich dies Schauspiel draußen im Freien, am Schloßgraben und zwar ohne richterliches Erkenntnis, unter dem Zulauf von ganz Diepholz, und man begreift, wie Herr von Harling außer sich geriet. Er berichtet über den Fall nach Celle und beantragt, und man muß dem edlen Manne noch heute danken — nicht, daß die armen Frauen, die die Wasserprobe so schlecht bestanden, als Hexen eingezogen und peinlich befragt würden, sondern daß sie gezwungen würden, Kirchenbuße zu thun, oder außer Landes zu gehen, damit ferner Aergerniß verhütet werde.

Margarethe Meyer aber befand sich in einer äußerst schlimmen Lage, sie selbst hatte die Wasserprobe verlangt, sie hatte selbst wiederholt erklärt, wenn sie schwimme, wolle sie jede Strafe erleiden, sie hatte Alles auf die eine Karte gesetzt und sie hatte verloren. Jetzt wurde sie wieder vorgenommen und ernstlich vermahnet, nunmehr zu bekennen. Da sie aber bei ihrem Leugnen verharrt, wird mit ihr zur Tortur geschritten. Bei den Daumschrauben bleibt sie fest; als ihr aber die spanischen Stiefel angelegt werden, gesteht sie alles zu, giebt auch auf Befragen ihre Mitschuldigen an und seltsam — alle ihre Ankläger. Wie ihr aber nach der Tortur solch ihr Bekenntnis wieder vorgelegt wird, leugnet sie alles, sagend, sie hätte es aus Pein gesagt. Und nun bittet sie inständig, man möge eine andere Frauensperson, die man für ehrlich und keine Hexe hielte, dazu vermögen, daß sie sich auf das Wasser werfen ließe, denn sie ver-

Digitized by Google

meine, alle Weibspersonen würden fließen und könnten nicht zu Grunde gehen. Sie wollte ihre beiden Kühe daransetzen, wenn eine zu Grunde gehen würde, oder, da sie es thun würde, möchte man ihr deswegen, daß sie geflossen, den Kopf lassen abschlagen.

Zwei Tage darauf wird sie wieder vernommen und ernstlich vermahnet, zu gestehen, es würde sonst noch härter mit ihr verfahren. Auf solches Zureden und Bedrohen hat sie denn wieder alles zugegeben. Nachher aber widerruft sie wieder alles und bleibt dabei, sie wäre unschuldig und wüßte nichts. Würde man sie mehr peinigen, so würde man es dahin bringen, daß sie sich von Gott zum Teufel bekehren müßte, und wir würden unschuldig Blut auf uns laden, schreibt der Amtmann im Protokoll. Es muß in diesen Worten und in der Art, wie sie gesprochen worden, eine Macht der Wahrheit und der Ueberzeugung gelegen haben, vor der die Richter Respekt bekommen haben. „Wodurch wir denn bewogen wurden, mit fernerem Prozeß bis auf weitere Verordnung innezuhalten.“ Die Angeklagte wird ins Gefängnis zurückgeführt, und der Prozeß ruht vorläufig.

Aber in Celle vergaß man die Sache nicht. Wiederholt wird der Landdrost aufgefordert, die Beklagte schärfer zu inquirieren. Auch von Rinteln aus drängt man auf weitere Forsetzung des Verfahrens. So muß denn am 25. Mai, nachdem die Meyer nicht allein durch Landdrost und Amtmann, sondern auch vorher durch den Pastoren fleißig ermahnet worden, in Güte zu bekennen, aber von nichts wissen wollen, mit ihr von neuem zur Tortur geschritten werden und hat nun, nachdem sie anfangs bei ihrem Nein geblieben, sich, wie sie vorher gesagt, von Gott zum Teufel bekehrt und alle ihr schuld gegebenen Dinge zugestanden. Als aber Tags darauf der Pastor wieder zu ihr kommt, hat sie wieder alle ihre Aussagen zurückgenommen und bekannt, sie hätte es nur aus Furcht vor der Tortur bekannt. Die Beamten sind in Verzweiflung, die Akten gehen noch einmal nach Rinteln, und wieder kommt die Weisung, noch schärfer mit der Tortur vorzugehen. Dazu kann sich aber der Landdrost nicht entschließen. Aber was soll er machen? Am 28. Juli wiederholt er das Verhör, Greta aber bleibt

Digitized by Google

bei ihren Aussagen, sie sei keine Hexe, sie wolle sterben und sich nicht weiter peinigen lassen, bitte nur mit dem Schwerte gerichtet zu werden. Als aber der Büttel seine Werkzeuge wieder herholt und die Folterbank zurechtstellt, bekennt sie ohne Tortur und ungebunden wieder alles das Böse, das ihr schuld gegeben wird.

Tags darauf, ungeachtet sie an Händen und Füßen geschlossen, ist sie die Nacht ausgebrochen, den Morgen aber etwa eine Viertelmeile von Diepholz bei einem Busche wiederertappt worden. Und wie sie darüber zur Rede gestellt, wie sie losgekommen und warum sie sich davon machen wollen? hat sie gezeiget, daß sie den Fuß aus den Beinhelden, auch die eine Hand aus den Handklauben ausziehen können, und vorgegeben, die Ursache, daß sie weggegangen, wäre daß sie ihr armes, bresthaftes Kind, welches ihr stets im Sinne liege und sehr jammerte, retten, die Obrigkeit auch ihrethalben nicht in Gefahr setzen möchte.

Obgleich sie nun nach dem Hexenhammer hundertfach den Tod verdient hatte und nach damaliger Anschauung durch ihre Flucht auch die letzte Rücksicht verscherzt hatte und, wie die Herren Räte in Celle bezeugen, man noch mehr Ursache hatte, die erkannte Tortur an ihr vollstrecken zu lassen, so ist doch der treffliche Landdrost anders gesinnt: Er schreibt nach Celle: „Wenn wir sie mit fernerer Tortur bedreuen, so sagt sie, es bedürfe dessen nicht, sie sei dessen geständig, was sie bekennen solle, wolle auch gern darauf sterben, Gott aber werde es richten und wir möchten sehen, daß wir es verantworteten. Wenn wir dann fragen, ob sichs denn nicht in Wahrheit also verhalte, als sie bekannt, sagt sie: nein, sie habe es nur aus metu torturae (Furcht vor der Tortur) bekannt und ihre Ankläger darum, daß dieselben sie fälschlich angegeben und sie in solch Elend gebracht, wieder angezeiget und weil sie auf Jemand bekennen müsse und sonsten der Tortur nicht geübriget sein könne, lieber auf die als auf einen Andern bekennen wolle." — Und was thut der brave Mann? Er schlägt als Strafe Landesverweisung vor, und es gelingt seinen Bemühungen, das fürstliche Gericht in Celle auf seine Seite zu bringen. Und so ergeht unterm 12. August 1653 das Urteil, daß

Digitized by Google

die Angeklagte aus den fürstlichen Landen zu verweisen und ihr nach geleisteter Urphede nimmer wieder darin zu kommen bei Leib- und Lebensstrafe verboten wird. So schwört denn am 26. August Margarethe Meyer: „Ich gelobe und schwöre hiermit einen leiblichen Eid zu Gott im Himmel und auf sein hl. Wort, daß ich diese meine Gefängniß und was mir darin begegnet und widerfahren, weder an Sr. Fürstl. Gnaden, meinem geliebten Herrn, deren Räten, Beamten und Dienern, noch an Jemandem, wer er auch sein möchte, der zu dieser meiner Verhaftung Ursach, Rat und That gegeben, oder auch deswegen von mir in Verdacht gehalten wird, weder heimlich, noch öffentlich ahnden, eifern, noch rächen, noch solches durch Andere thun lassen, auch Sr. Fürstl. Gnaden Erkenntnis und Verordnung gehorsamlich nachkommen und also fort aus Dero Fürstentum und Landen mich wegmachen und nimmer wieder darin kommen will, so wahr mir Gott helfe und sein hl. Evangelium."

Dieser Ausgang der Sache aber entsprach keineswegs der öffentlichen Meinung, im Gegentheil, der Landdrost und der Amtmann mußten harte Urteile über sich ergehen lassen, und als Greta Meyer, der Haft entlassen, zu Wagen abgeführt wird, da können es sich die Bewohner von Diepholz nicht versagen, sie mit Steinen zu bewerfen und den Wagen noch über das Gebiet des Orts hinaus zu verfolgen. Der Fuhrmann warf deshalb die Unglückliche im Holz bei der Hengelmühle vom Wagen und jagte mit seinem Gespann davon. Und da lag nun die Unglückliche unter freiem Himmel, 2 Tage und Nächte, bis sie von ihren Angehörigen weggeholt und nach Hause gebracht wurde. Dort liege sie nun vernichtet, schrieben ihre Angehörigen und dem Tode nahe und könne in diesem Zustande nicht außer Landes gebracht werden. Vielmehr sei es, wenn sie doch nicht weiter begnadet werden könne, besser, sie sofort vom Leben zum Tode zu bringen." Das ist die ergreifende Leidensgeschichte der Greta Meyer aus Aldorf.

Man war inzwischen in Diepholz in Geschmack gekommen. Das Thema der Hexen wurde in allen Häusern und auf allen Bierbänken eifrig behandelt, und überall spähte man nach neuen Hexenstücklein. Und auch hier

Digitized by Google

heißt es, wer sucht, der findet. Am 23. Oktober 1654 erschien Johann Schmidt aus Diepholz auf dem Schloß und legte vor einen „lebendigen wunderlichen Wurm mit einem roten spitzigen Kopfe, an dem andern Ende mit 4 spitzigen Stacheln, so er auslassen und einziehen können, sonsten durchscheinend wie Glas“, und berichtet, solchen hätte sein Sohn Heinrich „evomieret“ als er auf der Hochzeit seiner Schwester gewesen und einen Becher Bier getrunken, den Monecke Rövekamp ihm gegeben. Alsbald sei ihm sehr übel geworden und sei dick geschwollen und habe weder Hand noch Fuß regen können. Der Arzt habe ihm dann etwas eingegeben, worauf er besagten Wurm von sich gegeben. Noch jetzt aber läge er elend darnieder und würde heftig gequälet und könnte weder Tag noch Nacht Ruhe haben. Es sei kein Zweifel, die Monecke sei eine Hexe, schon ihre Mutter habe als solche gegolten, sie habe 2 ihrer eigenen Kinder durch Zauberei umgebracht, habe auch Andere „vergeben“. Als man sich nun weiter erkundiget, daß Angeklagte auch sonsten berüchtigt, ist sie vorgefordert und ihr die Klage vorgehalten. Thörichterweise leugnet sie ihre Anwesenheit auf der Hochzeit tagsüber, und nun beginnt ein weitläufiges Verhör, bei dem alle Vorgeladenen einstimmig bezeugen, daß Monecke am Tage auf der Hochzeit gewesen, den Heinrich auf ihren Schoß gezogen und ihn gezwungen, ihr aus ihrem Becher Bescheid zu thun. Als sie nun verhaftet wird, erscheint der Ehemann der Angeklagten vor dem Amte und verlangt, daß seine Frau, „weilen sie nunmehr auch berüchtigt wäre und er keine Mittel hätte, viel darum zu verraten, möchte aufs Wasser geworfen werden, würde sich dann ausweisen, was sie wäre. Auch die Angeklagte hält darum an, und so ist sie denn am 2. November durch den Büttel zu 3 Malen gebunden und aufs Wasser geworfen. „Aber hat geschwommen wie eine Gans.“ Ob sie nun darauf ernstlich vernommen, bedrohet und mit Vor- und Anlegung der Instrumente terriret (erschreckt) und examinieret ist, so will sie doch von nichts wissen. Nun werden die früheren Zeugen, die noch nicht beeidigt waren, unter Eid vernommen und wiederholen ihre Aussagen, bezeugen auch, daß die Monecke schon wiederholt um angeblicher Hexerei willen von

Digitized by Google

den Angehörigen der „Vergebenen“ so lange geschlagen sei, bis Blut von ihr gegangen, das man dann den „Vergebenen“ eingegeben. Aber Monecke bleibt bei ihrem „Nein“. „Scheint ein hartes und ziemlich verschlagenes Weib zu sein“, schreibt Amtmann Stölting in das bez. Protokoll.

Nun gehen die Akten nach Celle und nach Rinteln, und von beiden Behörden ergeht der Befehl, die Inhaftierte mittelst der Tortur zu befragen, auch werden die Fragen, die ihr vorgelegt werden sollen, dort formuliert. Und nun gehts zur Tortur am 30. December 1654. Aber das „harte“ Weib hat nichts bekennen wollen und ist nach wie vor beim Leugnen geblieben. Als sie noch schärfer angegriffen wurde, wurde sie ohnmächtig, sodaß man keine Regung und Bewegung bei ihr verspürte. Verdächtig erschien aber ein Mal auf ihrem Rücken, in das der Scharfrichter eine Nadel steckte, ohne daß sie es fühlte, nach dem Hexenhammer eines von den sichersten Kennzeichen der Hexen. Und 3 oder 4 Andere erschienen und erklärten, auch durch die Angeklagte „vergeben“ zu sein, so „daß des Ungeziefers sich nicht wenig hier befindet, und wohl nötig wäre, solches auszurotten, wenn man nur recht dahinter kommen können“, berichten der Landdrost und Amtmann nach Celle. Die Anklage erweitert sich nun und lautet nicht mehr blos auf Zauberei, sondern auch auf Giftmischerei. Aber obgleich von Celle und Rinteln aus weiter gedrängt wird auf Fortsetzung des Verfahrens, so findet doch diese Anweisung Widerstand auf dem Schloß in Diepholz, und als, sicher auf Veranlassung der dortigen Beamten, schließlich der Ehemann der Angeklagten eine Caution von 50 Thalern bietet, daß seine Frau sich jederzeit auf Anfordern dem Amte stellen werde, so gelingt es dem Drängen des Landdrosten, die Genehmigung des fürstlichen Gerichtes in Celle zur Entlassung der Inhaftierten zu erlangen. Am 28. März 1655 schwört Monecke Rövekamp Urphede und wird aus der Haft entlassen. Die Beamten wollten offenbar nicht weiter vorgehen, der Eindruck, den das Verbrennen der beiden Hexen auf sie gemacht, war ein derartiger, daß sie sich vorgenommen hatten, eine derartige Exekution unter keiner Bedingung mehr ergehen

Digitized by Google

zu lassen. Demgemäß ist denn auch bei der Tortur der Monecke verfahren, und das „ziemlich scharf“ wird wohl so viel bedeuten wie „ziemlich gelinde“.

Die Herren hatten noch wiederholt Gelegenheit, „Hexen“ zu retten. Am 19. April 1655 erschien Johann Hillebrand aus Barver auf dem Schloß und klagte des Bernd Griepenkerl zu Barver Ehefrau der Hexerei an. Sie habe seiner Mutter, wie sie mit einander uneins geworden und einander gescholten und geschlagen, gedreuet, sie wollte ihr das gedenken und einen Tag „loben“, der sollte ihr wehe thun, den wollte sie ihr auch halten. Und alsobald sei seine Mutter in solche Krankheit und Elend geraten, daß sie weder sitzen, noch liegen und ohne Herzeleid nicht angesehen werden könne. Er bittet deshalb, die Thäterin einziehen zu lassen und erbietet sich selbst, neben ihr sich in Haft zu begeben, zumal sie ihm auch gedrohet: „Ich will dir auch einen Tag loben und will ihn dir auch halten.“ Vorgefordert leugnet die Griepenkerl. Die Zeugenaussagen aber lauten recht ungünstig. Auch Andere hätte sie „vergeben“, so des Meyer 8-jährige Tochter, der sie Milch und Bohnen zu essen gegeben, und die darauf nach etlichen Wochen unter ganz absonderlichen Erscheinungen gestorben sei. Auch habe sie dem Bernd Meyer Bier gegeben, und derselbe sei davon so krank geworden, daß er von Weihnachten bis Pfingsten zu Bett gelegen, übel und dick geschwollen, hätte viel Eiter von sich gegeben usw. Weiter wird ihr Schuld gegeben, sie hätte der Rabbe Schild etliche Kühe und junge Biester tot gezaubert usw.

Die Angeklagte und ihr Mann verlangen nun vielfältig die Wasserprobe, alsdann werde sich ausweisen, ob sie ehrlich wäre, oder nicht. „Welches ihr dann schließlich zugelassen. Nachdem sie aber geschwommen, ist sie wieder fürgenommen und nicht allein ernstlich ermahnet, auch mit der Tortur bedreuet, in Güte zu bekennen, auch durch den Büttel terriret. Aber sie hat nicht gestehen wollen.“

Die Herren auf dem Schlosse aber waren klug geworden. Die Akten gehen nun nicht mehr nach Celle und nach Rinteln. Nachdem noch mehrfach Zeugen abgehört, die Angeklagte aber beim Leugnen geblieben, hat

Digitized by Google

man sie nochmals wieder gehen lassen. — Das geschah auch mit einer andern Frau aus Barver, der Frau des Bernd Welp, die im Jahre 1657 ebenfalls der bekannten Hexenstücke beschuldigt ward, und der Christine Drosting ebendort, der das Gleiche widerfuhr. Die beiden Beamten wiesen einfach die Ankläger ab, sie wollten mit den Hexenprozessen nichts mehr zu thun haben.

40 Jahre sind vergangen. Auf dem Schlosse residirt als „Oberamtmann" Döre, als „Amtsverwalter" Johann Wilhelm Henze. Da erscheint am 10. Juni 1695 ein Reuter der churprinzlichen Leib-Compagnie Staats Schaper aus Marien-Drebber vor dem Amte und berichtet, seine 10-jährige Tochter Magdalene sei von Gesche Othling angestiftet, ihren Eltern Geld zu stehlen. Dafür habe sie ihr allerlei versprochen und ihr die Zauberei gelehrt. Letzteres habe sie auch mit Arend Ripkings Kinde gethan. Er hat seine Tochter mitgebracht und diese erzählt, daß besagte Gesche Othling von ihr zu verschiedenen Malen Geld verlangt und solches den Eltern zu nehmen angetrieben, ihr auch versprochen habe, ihr dafür Puppen, seidene Stirntücher und dergl. zu schenken, ihr aber nur eine Puppe thatsächlich geschenkt habe. Weiter wäre sie von Gesche belehrt worden, ein Gebet zu beten, darin sie Gott und den Eltern absagte und den Teufel für ihren Vater annähme, sie sei auch von derselben zum Hexentanze mitgenommen, habe aber dabei nichts zu essen bekommen, habe auch gelernt, Läuse zu machen und die Leute zu „vergeben" — kurz, der ganze alte Hexenspuk tritt uns lebendig wieder vor die Augen und zwar in den Aussagen eines Kindes!

Der Vater Staats Schaper begnügt sich nicht mit der Anzeige beim Gericht, er geht auch mit dem Arend Ripking zum Pastor Heinz Lanemann in Jacobidrebber und bitten denselben eindringlich, die Kinder dieserwegen zu verhören. „Habe demselben in solchem seinem christlichen Ansuchen zu willfahren nicht vorbei können", schreibt der Pastor an den Oberamtmann. Er führte beide Kinder zugleich mit den höchstbetrübten weinenden Eltern in die Kirche vor den Altar, und nach verrichtetem Gebet und nach geschehener ernsten Vermahnung bekannte dann Magdalena Schaper wie vorher erzählt, das Rip-

Digitized by Google

king'sche Kind aber, es hätte das Gleiche von seiner Großmutter gelernt, wäre auch mit der Großmutter, mit Gesche Othling und der Magdalena Schaper auf dem Hexentanze gewesen — kurz, genau das Gleiche, wie das Schapersche Kind. Der Pastor berichtet Alles genau an das Amt.

Staats Schaper ist aber damit noch nicht zufrieden, er wendet sich auch an seinen Kapitain, den Leutnant Rumann zu Diepholz, und dieser berichtet gleichfalls an das Amt, der Reuter und seine Frau wollten alle desperat werden und bäten, daß ihnen doch beigestanden werden möge und plage ihn sehr, ihm doch zu erlauben, mit seiner Tochter nach Hannover zu reisen, um dieselbe dort vom Konsistorium examinieren zu lassen.

So wird denn die Untersuchung eingeleitet. Die vorgeforderten Zeugen leugnen, die alte 84-jährige Großmutter Ripking fordert, um ihre Unschuld zu beweisen, die Wasserprobe, Gesche, ein 26-jähriges Mädchen, leugnet natürlich auch, und die Akten gehen nach der churfürstlichen Kanzlei nach Hannover. Aber da kam man übel an, die Zeit war eine andere geworden, und churfürstlich Braunschweig-Lüneburgischer Vicekanzler und Räte verfügten unterm 5. Juli zunächst sorgsame Untersuchung über die vorgekommenen Diebstähle und fahren dann fort: „Soviel aber die der Gesche imputierte Hexerei betrifft und daß sie selber solche lehren wollen, kommt solches aus einem unbegründeten Geschwätz, oder auch wohl aus einer Thorheit, worauf im Geringsten nichts zu bauen. Dann aus denen Umständen und da die Kinder, welchen die Zauberei soll gelehret sein, aus einem Munde reden, scheint, daß dieselben entweder miteinander abgeredet, wie sie desfalls aussagen wollen, oder ihnen Jemand solches müßte an die Hand gegeben haben." „Dem Reuter Schaper aber habt ihr zu untersagen, von der angegebenen Hexerei gegen andere Leute nichts weiter zu gedenken, mit dem Anhange, daß widrigenfalls mit unausbleiblicher Strafe wider ihn verfahren werden werde. Habt euch also danach zu achten."

Nachdem die angeordnete Untersuchung beendet und die Akten eingesandt waren, erging schließlich unterm 30. Juli 1695 folgender Schlußbescheid: „Als wir daraus

Digitized by Google

verstanden, daß sich nichts weiteres, so besagte Othling gravieren können, hervorgethan, sondern vielmehr alles dasjenige, so solchergestalt vorgekommen, auf Kinderrede hinauslaufe, so wollet ihr beim Amte dahin sehen, daß die imputierte Zauberei den so ungebührlich Diffamierten nicht vorgeworfen werde, gestalt ihr denn diejenigen, so solchem Verbote zuwider handeln sollen, zu gebührender Strafe zu ziehen. Den Reuter Staats Schaper aber belangend, habt ihr solches dessen Militairobrigkeit kund zu machen, damit er desfalls mit gehöriger Strafe angesehen werde."

Das war das Ende des Prozesses contra Gesche Othling in puncto imputierter Hexerei.

Die Herren in Diepholz aber merkten sich diesen Bescheid, und als am 9. August 1707 die Witwe Katharine Wöhler, verw. Kuhlmann zu Drebber vor dem Amte erscheint und Johann Richter zu Drebber anklagt, daß derselbe sie als eine offenbare Hexe ausgescholten, sie könne das nicht auf sich sitzen lassen, habe auf der Gasse bei den Kindern keinen Frieden mehr, verlange Bestrafung, auch Satisfaktion, da wird die Untersuchung freilich eingeleitet, damit Supplikantin deshalb sich zu beschweren keine Ursach habe. Aber nun kehrt sich das Verhältnis um: die Beschuldigten leugnen schlankweg, die Kuhlmann eine Hexe auch nur genannt zu haben, dächten auch nicht daran, die Klägerin für eine solche Person anzusehen, die mit verbotener Hexerei umginge. Der Amtmann Henze aber hält ihr vor, warum sie sich selber beschimpfe vermittelst einer nicht erwiesenen Beschuldigung, worauf die arme Klägerin entgegnete, sie sei ein Christenmensch und wäre aller Hexerei unschuldig, man möchte sie aufs Wasser lassen, um ihre Unschuld an den Tag zu legen. „Aufs Wasser?" entgegnete der Amtmann. Ihr Gewissen würde ihr am besten sagen, ob sie unschuldig sei, oder nicht. Wäre sie unschuldig, so sollte sie nur Gott fleißig anrufen, daß er sie ferner vor allen teuflischen Versuchungen bewahren wolle. Dafern aber Jemand sich zukünftig gelüsten lassen sollte, sie der Zauberei ohne Grund zu beschuldigen und sie solches beweisen könnte, so sollte derselbe dafür gehörig angesehen werden. Wäre sie aber einiger Zauberei schuldig,

Digitized by Google

und ihr Gewissen überzeugte sie dessen, so müßte sie dem allwissenden und in die innerste Tiefe ihres Herzens sehenden großen Gotte die Ehre geben und ihre Missethat öffentlich bekennen, selbige herzlich bereuen und durch ernstliche Buße bei Gott wiederum Gnade suchen, weniger nicht der sodann durch ihre verübte Hexerei wohlverdienten weltlichen Bestrafung willig sich unterwerfen.

Das konnte die arme, der Hexerei Beschuldigte und von Jedermann Beschimpfte und Gemiedene wenig trösten, und es ist begreiflich, daß sie sich selber zu helfen versuchte. Am 24. Juni, einem Sonntag, ging sie nach beendigtem Gottesdienste in Begleitung der „Jungens" und einer Anzahl Erwachsener nach dem zwischen Dickel und Cornau belegenen Teiche, band sich einen Strick um den Leib, befestigte denselben an einem Erlengebüsch am Ufer, band sich darauf selbst Hände und Füße und rollte sich selbst ins Wasser und bat die Umstehenden, sie sollten sie mit dem Strick wieder aus dem Wasser ziehen, wenn sie zu Grunde gehen wollte. Aber sie konnte zu Grunde nicht kommen, sondern schwamm auf dem Wasser umher. Zuletzt kroch sie selbst aus dem Wasser wieder heraus und begab sich nach Hause — sehr wahrscheinlich unter dem Hohn und Spott der Vielen, die dem widerwärtigen Schauspiele mit beigewohnt hatten. Zu Hause aber kam sie übel an. Ihr Stiefsohn Hermann Kuhlmann wollte sie nicht wieder ins Haus nehmen und dessen Frau faßte sie an den Arm und zog sie aus dem Hause und machte die Thür hinter ihr zu mit den Worten, sie solle erst hingehen und sich wieder ehrlich machen. Da stand nun die Aermste und rang die Hände und rief: „O Gesche, Gesche, wo willtu deine Hände noch darnach erringen, daß ich, ein Christenmensch, so unschuldig leiden muß."

Was thut sie? sie geht stracksweg nach Hannover und beschwert sich bei der Kurfürstlichen Kanzlei und veranlaßt nun ein neues Verfahren in Diepholz. Aber dasselbe brachte ihr wenig Gewinn. Aus dem eingesandten Prototoll entnehmen die churfürstlichen Räte „fast nichts Anderes, als daß dieselbe närrisch und nicht bei Verstande sein müsse". Beachtenswert erscheint auch die Anfrage, ob bei gedachter Witwe einige Mittel vorhanden seien. Offenbar will man ihr eine Geldstrafe auflegen.

Digitized by Google

Als aber Amtmann Henze berichtet, daß die Witwe Kuhlmann „eben nicht närrisch sei“, eben so wenig bei ihr Mittel vorhanden seien, aber wieder bezeugt, daß dieselbe sich mit ihrem verbotenen Handel bei den gemeinen Leuten noch mehr anrüchig gemacht und bei verständigen und frommen Christen in dem Kirchspiel Drebber ein Aergernis angerichtet, so erfolgt unterm 21. September 1707 das Urteil der churfürstl. Kanzlei: „daß gedachte Witwe Kuhlmann wegen der von ihr versuchten abergläubischen Wasserprobe mit fünftägigem Gefängnis zu bestrafen sei.“ Das ist denn auch geschehen; in der Zeit vom 10. bis 14. Oktober hat sie die ihr zuerkannte Strafe im hiesigen Amtsgefängnis abgesessen. Die Zeit der Hexenprozesse ist damit abgeschlossen.

Digitized by Google

Soziales aus dem 17. Jahrhundert.

Gar stattlich lag es da am Anfange des 17. Jahrhunderts das alte Grafenschloß; Merians Topographie hat uns sein Bild aufbewahrt. Der Burgfriede war fast um die Hälfte höher als jetzt, er war mit Zinnen und einem runden spitzen Dache gekrönt. Hohe, 2 bis 3 Stockwerk-Gebäude umschlossen im Viereck den jetzt noch vorhandenen Hof; stolz stiegen die zinnengekrönten Giebel empor, und ein hoher Erdwall mit Einschnitten für die Geschütze und Bastionen an den 4 Ecken gaben dem Ganzen das Ansehen einer Festung. Eine Zugbrücke führte über den breiten Burggraben, geschützt durch einen starken Festungsturm.

Auf dem Schlosse aber saß seit 1613 der Landdrost Cord Plato von Schloen, genannt von Gehlen, erbangesessen zu Holwinkel, mit vornehmem Haushalte. Noch als er Junggesell war erscheint er mit 5 Dienern beim heiligen Abendmahl, das er der Sitte folgend regelmäßig 2 mal im Jahre gleich allen anderen Gemeindegliedern empfängt. Im Kirchenbuche heißt er meist Satrapa, wohl in Rücksicht auf sein Auftreten. Im Jahre 1615 vermählte er sich mit Metta von Rehden. Dieselbe kam aber nicht allein, sondern brachte ihre ältere Schwester Agnesa Margareta mit. Nicht lange, so gesellte sich zu ihr auch ihre jüngere Schwester Katrina Elisabet, und als die Kriegsnöte begannen, kam auch ihre alte Mutter. Der Aufenthalt in dem stark befestigten Schlosse erschien in „sothanen geschwinden Zeiten" sicherer als auf den

Digitized by Google

einsamen, schwach bewehrten Landsitzen des Adels. Geht die Familie nun zum heiligen Abendmahl, so ist es immer ein stattlicher Zug von 12 Personen. Mehrere Kinder sind dem Landdrosten noch vor dem Kriege geboren, mehrere während desselben; mehrere starben aber wieder. Er lebte offenbar in gutem Wohlstande. Noch im Jahre 1634 konnte er, um die schwedische Besatzung des Schlosses los zu werden und der furchtbaren Bedrückung der Landschaft durch die fremden Kriegsvölker ein Ende zu machen, aus seinem Besitz 1546 Thaler baar dem Obristen Steinecker übergeben; freilich von Bremen aus, wohin er sich mit seiner Familie geflüchtet hatte; also wahrscheinlich dort geliehenes Geld. Aber er hatte doch so viel Kredit. Daß er aber persönlich nicht an dem Gelde hing, das beweist eine eigentümliche Schenkung, die er der Pfarre zu Lemförde zukommen ließ. Am 22. November 1620 nämlich verkaufte er ein ihm durch Erbschaft zugefallenes Haus auf dem Kirchhofe zu Dielingen an Johann Sander gegen einen Erbzins von „einem Pfund guten, reinen Pfeffer, jährlich zu Michaelis zu entrichten". Diesen „Schatz" vermacht er als jährlichen Kanon bei den Predigtstuhl zu Lemförde „erblich, ewig und unwiderruflich". Solche Rolle spielte also damals das Gewürz in einem vornehmen Haushalte, soviel galt gute, reine Waare — oder auch so schlecht war das betreffende Haus. Der Pastor Hermann Rathorst aber zu Lemförde wird sich gewiß sehr über diese unerwartete und hocherwünschte Zugabe in seine Küche gefreut haben.

Die eigentlichen Verwaltungsgeschäfte führte Amtmann Heinrich Brandt, der gleichfalls verheiratet war und einen Diener und 3 Mägde besaß und mit 7 Personen zum heiligen Abendmahl ging. Seine kirchliche Gesinnung bewies er durch ein Geschenk von 100 Thalern an den Predigtstuhl zu Diepholz. Außerdem gabs aber noch mehr Beamte am Orte. Ich finde den Gerichtsschreiber, den Kornschreiber, den Holzvogt, mehrere Schreiber. Für die Küche auf dem Schloß sorgte Johann Ficke, der Jäger; für den Schutz des Schlosses stand ein der Kapitain Andreas von Voß, Cord Schütte, der Wachtmeister, der Korporal und mehrere Soldaten. Auf dem Turm saß Johann, der Wächter. Außerdem finde ich

Digitized by Google

noch erwähnt den Trompeter und den Konstabler. Alle waren verheiratet.

Außerdem lebte am Ort noch ein Teil der Familien, die früher zu der gräflichen Hofhaltung gehört hatten und die wohl alle in der Grafschaft begütert und hier am Orte erbangesessen waren. Außer der erwähnten Familie von Voß*), die von Hitzfeld und von Ellinghausen, welche jede eine besondere Prieche in der Kirche besaßen, während der Landdrost natürlich den alten Grafenstuhl inne hatte. Dann noch die Familien von Stemshorn, von Dinklage, von Halem, von Drebber, von Bordesloh, von Quernheim, von Steinfeld. Außerdem lebten hier noch einige ältere adlige Damen, „die alte Hitzfeld'sche" und ihre Tochter, „die alte Voß'sche", die „Jungfer von der Glaburg", Anna Christine von der Horst und Andere. Außerdem eine Anzahl wohlhabender bürgerlicher Familien, so Henning Kaland, der mit einem Knechte und 3 Mägden zum hl. Abendmahle kommt, Cord Hilmerding, aus dessen Hause eine Reihe von Bürgermeistern hervorgegangen sind, ebenfalls mit mehreren Dienstboten, auch die Familie Dudde. Ahlert auf dem Moore und Runge, auch Johann Bokelmann haben je 4 Knechte und Mägde, Klüseners „Volk" beläuft sich sogar auf 6 Personen.

Erster Geistlicher am Ort und Superintendent der Grafschaft war Magister Johann Wasserrham, damals noch ein jüngerer Mann mit Frau und einer Anzahl Kindern. Bei ihm lebten seine beiden Eltern, später kam hinzu die Mutter seiner Frau. Eine Tochter Anna Margarete heiratete den Pastor Henricus Löffelmeier zu Marien-Drebber. Ein Sohn Johannes überlebte die Kriegszeit und findet sich noch später am Orte. Der Superintendent lebte offenbar in ärmlichen Verhältnissen; die große Familie hatte nur eine Magd. In der Nacht auf den 10. p. trin. war der Sacellanus Johann Dreyer gestorben, der zweite Geistliche am Orte,

*) Von Herrn A. von Voß und seiner Gemahlin, einer geborenen von Münchhausen, befindet sich noch im Besitz hiesiger Kirche eine wunderschöne silberne Taufschale, geschenkt von den Genannten im Jahre 1615 und noch immer im Gebrauche.

Digitized by Google

und hinterließ eine betrübte Witwe, die hülflos und mittellos da saß, denn die Witweneinkünfte erhielt die alte Pastorsche mit ihren 3 Töchtern, und ein Witwenhaus war nicht vorhanden. Dreyers Nachfolger wurde Pastor Dieckmann, der im Jahre 1619 mit Frau und Magd seinen Einzug hielt. Auch der Küster Wilhelm hatte seine alte Mutter und 2 Schwestern bei sich und kommt mit 6 Personen zum hl. Abendmahl.

Bügermeister war im Jahre 1618 Johann Dudde. Aber im Jahre 1623 gehen 3 Bürgermeister zum heil. Abendmahle; außer dem erwähnten Johann Dudde noch Tönnies Kramer und Woldecke. Das früher so sehr begehrte Amt des Diepholzer Stadthauptes besaß, seitdem die Kriegsnöte über das Land hereingebrochen waren, keinerlei Anziehungskraft mehr. Dem Bürgermeister lag es ob, die schweren Kontributionen und Lieferungen, die von den jeweiligen Machthabern gefordert wurden, auf die einzelnen Häuser und Familien zu verteilen und für deren rechtzeitige Ablieferung zu sorgen, und das war, da der Ort sehr bald „von den vielfältigen Kriegspressuren ausgemergelt" war, eine schwere und undankbare Aufgabe. Da wollte keiner mehr Bürgermeister werden, und wer das Amt übernehmen mußte, suchte es so bald als möglich wieder los zu werden.

An Gewerbetreibenden finde ich noch erwähnt aus jener Zeit den Möller auf der Möhlen, dann Hermann Oppendorf, den Windmüller, Johann Grellen, den Gläseker, Deppe, den Hotmaker, Moritz, den Weckebäcker, Tilen, den Holschenmaker. Die anderen Gewerkschaften werden nicht erwähnt, auch nicht die später so zahlreich vertretenen Tuchmacher. Es stand wohl in den meisten Häusern der Webstuhl, aber nur für den Bedarf des Hauses. Die bei weitem größte Mehrzahl der Bevölkerung bildeten, wie auch heute noch, die Ackerbürger. Und da finde ich den größten Teil der Familien, die noch heute hier blühen: Aßling, Bockelmann, Brinkmann, Bödecker, Dönselmann, Cording, Bruns, Ebeling, Cramer, Grelle, Hadeler, Günther, zum Growege, Kettler, Klatte, Köhne, Fladdermann, Kock (Koch), König, Koop, Griepenkerl, Meyering, Ortmann, Lehnkering, Siemer, Schriefer, Schlake,

Digitized by Google

Stöner, Stickfort, Schöttler, Rolop, Sandmann, Tiesing, Wienstroh u. s. w.

Aber wie so ganz anders lauten die Rufnamen und wie viel schöner klingen die meisten derselben als die jetzt üblichen und deren Abkürzungen! Mit Bedauern sieht man, wie der Reichtum jener Zeit heutzutage einer wirklichen Armut an Rufnamen Platz gemacht hat. Ich setze einige der Vornamen hierher in der Aussprache, wie die Kirchenbücher sie bieten und mit ihren Abkürzungen, zuerst die männlichen Rufnamen: Adam, Adrian, Arndt, Andres, Asmus, Alert; Barthold, Balthasar, Bernd, Bosse, Böske, Bösche, Bruno, Bruns; Caspar, Claus, Christoffer; Dame, Daniel, Deppe, Detmar, Detert, Dietrich; Elias, Eggert, Erich, Evert; Gaste, Gerd, Gerhard, Giesecke, Grote; Hartwich, Harm, Harmen, Hartke, Helmann, Herbort, Helmerich, Heilicke, Helmut, Hiske, Hilmar; Jasper, Jost, Jochen, Jürgen; Kasten, Künnecke; Lambert, Levin, Lübecke, Lübbert; Magnus, Moritz; Peter, Pellecke; Rabbe, Rolof, Rodewald, Rudolf; Sander, Schwietert, Stats, Stephan; Talke, Telecke, Telemann, Teil, Tilen, Tönnies, Tübbecke; Wiechert, Wessel, Wilken, Wendelen, Wöbbicke, Willecke, Wolter usw. Viel geringer ist die Zahl der weiblichen Vornamen; außer den noch heute üblichen sind mir folgende aufgefallen: Ahlke, Alheid, Agnes, Annecke, Agata; Barbara; Clara, Catrina; Elsche; Heilwich; Ilsche, Ilsabein, Irmgard; Greta, Gesche, Gertrud, Lisabet; Mette und Metta; Sabina, Talicke, Trine und Trinecke usw.

Alle erwachsenen Gemeindeglieder kommen regelmäßig 2 Mal im Jahre zum hl. Abendmahl, das bis auf einige Wochen in der Erntezeit an alle Sonntage nach voraufgegangener Sonnabendsbeichte stattfindet; alle Frauen halten nach beendeten Wochen ihren Kirchgang und werden im Gotteshause eingesegnet. Strenge Kirchenzucht wird geübt mit öffentlicher Kirchenbuße; nicht blos gegen die gefallenen Mädchen, sondern auch gegen die schuldigen Männer. Meist wird diese Kirchenbuße willig geleistet, dann heißt es: Greta Runge vom Willenberge poenitentiam egit publicam, oder Johann Riemer et Alecke Klüsener publicam agebant poenitentiam propter scortationem. Nur einmal finde ich es: Friedrich

Digitized by Google

Hilmerding absolutionem publicam suscipere noluit e contumacia; tandem poenituit, d. h. Fr. H. wollte die öffentliche Absolution aus Scham nicht auf sich nehmen; schließlich reute es ihn und er that es doch. Auch die schwere Kriegszeit und die zunehmende sittliche Verwilderung brachte hierin keine Aenderung hervor, im Gegenteil, je größer die Not, desto fleißiger suchte man Hülfe und Trost bei Gott und den Heiligtümern der Kirche. So oft Soldaten am Orte sind, auch fremde, auch feindliche — auch die kaiserlichen Heere bestanden im weiteren Verlaufe des Krieges vielfach zum Teil aus Protestanten — finden sich einige derselben zur Beichte und zum hl. Abendmahle ein, etwelche auch mit ihren Frauen. Die Hauswirthe bringen auch wohl, wenn sie zum hl. Abendmahl gehen, „ihre Soldaten" mit. So heißt es z. B.: „Krafts Fraue mit ihrem neuen Soldaten." —

Nachdem im Jahre 1619 eine große Feuersbrunst den größten Teil des Ortes in Asche gelegt hatte, brach im Jahre 1623 die Pest über Diepholz herein. Am 3. p. trin. starben in einem Hause Dame Schmidt, der Vater, sein Bruder, seines Bruders Frau und dessen kleines Kind (peste interiere). Tags darauf erlagen 4 Personen der Seuche. Dann ruhte sie eine Zeitlang, aber brach dann mit neuer Heftigkeit über den Ort herein. Als es kälter wurde, belief sich die Zahl der an der Pest Gestorbenen auf 96 Personen, darunter viele Soldaten und Soldatenfrauen und Kinder. Ein Telemann begrub 4 Kinder auf einen Tag. Im Jahre darauf brach die Pest wieder aus; sie heißt jetzt Desynterie, Ruhr; und es starben vorzugsweise Kinder. Aber auch viele Erwachsene, im Ganzen im Sommer 1624 118 Personen.

Die kirchlichen Aufzeichnungen hören auf, die Kirchenbücher sind nicht mehr geführt, oder sie sind verbrannt und verdorben, nur vereinzelte Notizen finden sich noch in dem ältesten Kirchenbuche. Auch die vorhandenen Akten sind zum großen Theile verloren gegangen, auch die gesammte amtliche Korrespondenz zwischen dem Superintendenten und den Pastoren der Inspektion. Die Not war zu groß, seines Lebens war

Digitized by Google

Niemand sicher, Keiner konnte dem Andern raten und helfen; so wurde denn nur noch das geschrieben und verfügt, was unmittelbar mit dem Kriege zusammenhing, Kontributionszettel, Lieferungen u. s. w. Erst als der Frieden geschlossen und die Ruhe einigermaßen wieder hergestellt war, wurde wieder berichtet und verfügt. Aber erst im Jahre 1659 beginnen wieder die Aufzeichnungen in den Kirchenbüchern.

Auf dem notdürftig wiederhergestellten und wohnlich gemachten Schlosse saß im Jahre 1651 als erster Beamter der Grafschaft Anton Günther von Harling, fürstlich braunschweig-lüneburgischer Rat, Hofgerichtsassessor und Landdrost. Wir kennen ihn von seiner Thätigkeit bei den Hexenprozessen, die in den Jahren 1652 bis 1654 hier stattfanden und die seinen Charakter im hellsten Lichte erscheinen lassen. Obgleich mit seiner ganzen Zeit dem Hexenglauben verfallen und persönlich davon überzeugt, daß Menschen mit dem Teufel ein Bündnis abschließen und dadurch Macht gewinnen könnten, das eigene Gut zu vermehren und Anderen zu schaden, hebt ihn doch seine edle Gesinnung und seine evangelische Durchbildung turmhoch über die Masse seiner Zeitgenossen empor und zeigt ihn als einen mutigen und erfolgreichen Kämpfer gegen die abscheuliche Behandlung, die den unglücklichen „Hexen" damals allerorts zu Teil wurde. Nur mit Mühe läßt er sich überhaupt auf Verhandlungen in der Sache ein, er scheut zurück vor jedem harten Verfahren, und nachdem er in 2 Fällen dem Drängen der Juristenfakultät in Rinteln sowohl wie den Befehlen der fürstlichen Kammer in Celle nachgegeben und die Sache bis zur Hinrichtung der schuldig Befundenen durchgeführt hat, weigert er sich, die der Hexerei Angeklagten nach Maßgabe der bestehenden Gesetze weiter zu behandeln. Er trotzt nicht blos der Juristenfakultät in Rinteln, er läßt auch die scharfen Zurechtweisungen des höchsten Gerichtshofes in Celle unbeachtet, er stellt sich auch entgegen der öffentlichen Meinung, die auch hier in Diepholz mit Vergnügen noch Dutzende von Hexen auf dem Scheiterhaufen gesehen hätte. Ihm allein ist es zuzuschreiben, daß die Zahl der Opfer des finsteren Hexenwahnes in unserer Grafschaft auf 2 beschränkt geblieben ist. Er ist es wert,

Digitized by Google

daß wir noch heute einen Lorbeerzweig auf sein Grab legen.

Er hätte das aber nicht durchsetzen können, hätte ihm nicht treu zur Seite gestanden und ihn in allem unterstützt sein Amtmann Johann Friedrich Stölting. Derselbe hatte längere Jahre das gleiche Amt in Lemförde bekleidet und durch seine Tüchtigkeit und Geschäftsgewandheit die Augen des Landdrosten auf sich gelenkt, so daß derselbe ihn nach Diepholz zog. In Lemförde trat sein Sohn, der ebenso wie er Jurist war und den gleichen Vornamen trug, an seine Stelle. Viele Schriftstücke von der Hand dieses Amtmanns Stölting befinden sich bei den Akten; alle die Hexenprozesse betr. Akten aus den Jahren 1652—54 sind von ihm geschrieben. Und gerade die Vollständigkeit dieser Akten, die nicht blos die Schriftstücke enthalten, die den Vorgesetzten und sonstigen Behörden vorgelegt sind, sondern auch die Konzepte der Berichte, die Notizen, die während der peinlichen Verhöre gemacht sind, die ersten Entwürfe der Protokolle und Vernehmungen, die später nach Rinteln und Celle geschickt wurden, lassen uns einen Einblick thun in das Herz dieses Mannes und zeigen uns seine Umsicht, seine Gewissenhaftigkeit und die gleiche Gesinnung, die ich an Herrn von Harling gerühmt habe. Im Jahre 1659 kommt er mit seiner Frau, seiner Tochter Magdalena, seiner Mutter, 2 Knechten und 2 Mägden zum hl. Abendmahl. Er besaß, oder erwarb damals das Gut Danhollen. Begraben liegt er in Lemförde, wo sein Grabstein mit Wappen und Inschrift vor dem Altar der alten Kirche lag. Derselbe wurde beim Neubau der Kirche im Jahre 1889 entfernt und befindet sich jetzt in Einbeckhausen auf dem Gute des Konsistorialrats Stölting zu Cassel. In Lemförde steht noch das Haus, das er sich gebaut hat. Ueber der Thür befindet sich noch heute sein Wappen und sein Wahlspruch: Timenti Dominum nullum deerit bonum, wer den Herrn fürchtet, dem wird nichts Gutes mangeln.

Als Dritter im Bunde gesellt sich zu ihnen der Magister Johannes Naumann, Pastor prim. zu Diepholz und Superintendent der Grafschaft. Er war früher Superintendent in Bergen bei Celle und hatte dort die

Digitized by Google

Aufmerksamkeit des regierenden Herzogs Christian Ludwig von Braunschweig-Lüneburg auf sich gelenkt. Derselbe übertrug ihm im Jahre 1652 das durch den Tod des Magisters Tobias Münchmeier in Diepholz erledigte Amt. Nur sehr ungern verließ Naumann Bergen, das außer der Nähe der damaligen Hauptstadt des Landes eine schöne gesunde Wohnung gewährte und eine Einnahme, die sich auf 315 Thaler belief, während Diepholz so abgelegen war, das Pfarrhaus klein, feucht und ungesund, und die Einnahme der Stelle, Alles in Allem in Geld gerechnet, höchstens 115 Thaler betrug. Aber der Herzog ließ sich nicht erbittten, die Ernennung zurückzunehmen, er wußte, welche große Arbeiten den Superintendenten in Diepholz erwarteten und er kannte Naumann. Er versprach ihm jede mögliche Erleichterung, und gehorsam seinem fürstlichen Herrn zog Naumann hierher. Er brachte seine Frau und 2 Söhne mit, auch einen Präceptor für dieselben. Hier in Diepholz wurden ihm noch mehrere Kinder geboren. Uebrigens hielt der Herzog sein Versprechen. Er sorgte zunächst dafür, daß Naumann das Pfarrhaus überhaupt beziehen konnte, denn die Witwe des Superintendent Münchmeier wohnte noch darin und wollte es nicht verlassen, da ein Witwenhaus nicht da war. Dann verlieh er ihm besondere Einnahmen an Geld und Korn von der gräflichen Rentkammer, leider nur für seine Dienstzeit; weiter, als Naumann sich beklagte, daß der Torfrauch im Hause seinen schwachen Augen schädlich sei, ließ er ihm reichlich Holz aus den gräflichen Forsten anweisen und verlieh endlich ihm und seinen männlichen Nachkommen das gerade erledigte Ledebursche Lehnshaus in Diepholz sammt dessen Pertinentien, so daß er sein gutes Auskommen hatte.

Die Haupteinnahme der Stelle floß natürlich vom Pfarrlande. In dieser Beziehung hatte es aber der Superintendent damals leichter als jetzt, denn alles Pfarrland in der Diepholzer Feldmark mußte von den beiden Pfarrmeyern in St. Hülfe Lampe Finke und Harmen Finke zu rechter Zeit gepflüget, besäet, das Korn gemähet und eingefahren werden. Weiter mußten die genannten Pfarrmeyer, so oft der Superintendent ihrer nötig, mit Pferden und

Digitized by Google

Wagen dienen, in der Grafschaft fahren; ferner mußte Lampe Finke als Zweidrittelerbe des Sommers in der Frühe 2 Personen, Harmen, als Drittelerbe eine Person in des Superintendenten Dienste schicken, „wann sie verbotet werden“. Dafür erhielten sie dann freie Kost. Dazu mußten sie noch liefern 2 Molt Roggen und 2 Molt Hafer, dazu ein fett Schwein, oder 3 Thaler. Außerdem noch 2 Thaler Hofgeld. Im Jahre 1664 beklagen sie sich darüber, daß sie oftermalen die ganze Woche, oder in der Woche 3 oder 5 Tage müssen mit Pferden und Wagen in Hofdiensten dienen. Dafür waren sie denn freilich von allen Herrendiensten frei. Außer diesen beiden Meyern in St. Hülfe hatte die Pfarre aber noch 4 andere Meyer, nämlich Dietrich Johanning, Johann Johanning und Harmen Johanning in Aschen und Brand in Düste. Die 3 Erstgenannten liefern zusammen jährlich 2½ Molt Roggen und 2 Molt Hafer, dazu ein fettes Schwein, oder dafür 3 Thaler, einen Hammel, oder dafür 36 Grote, 2 Hühner, ferner 3 Thaler 9 Grote Hofgeld, und mußten jährlich 14 Tage mit Wagen und Pferden zum Mist- und Torffahren dienen. Brand in Düste mußte dies 2 Tage im Jahre thun und außerdem zahlen 2 Thaler 24 Grote Hofgeld und 2 Hühner. Außerdem erhielt die Pfarre noch den Zehnten von allen in der Feldmark Drebber aufgewachsenen Früchten von 25 Colonen, und zwar in natura, frei hierher geliefert. Unter diesen Umständen war es für den Superintendenten leicht, eine große Landwirtschaft zu führen.

Es zeigte sich übrigens bald, daß der Herzog den rechten Griff gethan hatte, als er Johannes Naumann hierher berief. Es war nach Celle berichtet, daß hier in Diepholz „die Unterthanen fast ärgerlich und ruchlos, ohne sonderbare Gottesfurcht lebeten“. Dem trat Naumann entgegen. Zunächst brachte er Ordnung in die Geschäfte. Die Kirchenbücher, die bisher nur aus einzelnen Notizen bestehen, die gelegentlich eingetragen wurden und vielfach nur ganz allgemein gefaßt sind, wie: an dem und dem Tage „eine alte Frau begraben“, oder „2 Kindlein getaufet“ u. dergl., in denen alles durcheinander geschrieben ist und in denen sich oft Monate hindurch gar nichts eingetragen findet, die werden

Digitized by Google

von Naumann ganz sorgsam geführt. Genau werden getrennt Geborene, Getraute, „Berichtete", d. h. solche, die als Kranke das hl. Abendmahl empfangen haben, Begrabene und Kommunikanten. Sorgsam werden stets die Paten angeführt, Naumanns Kirchenbücher bieten keine Lücke. Auch seine sämmtlichen Berichte zeichnen sich aus durch musterhafte Klarheit, Vollständigkeit und genaueste Sachkenntnis. Alles, auch die Koncepte, ist so schön geschrieben, daß man dieselben noch heute mit Vergnügen liest. Um so mehr ist zu bedauern, daß der größte Teil der Akten aus seiner Zeit verloren gegangen ist, daß auch die von Naumann geführten Kirchenbücher erst seit dem Jahre 1659 vorliegen.

Auch von seinen Predigtleistungen kann man sich eine Vorstellung machen. Vor mir liegt die Predigt, welche er am Sonntag Reminiscere 1659 bei Gelegenheit der Kirchweihe in Lemförde gehalten hat, gedruckt in Bremen im Jahre 1659. Dieselbe ist nicht weniger als 40 Druckseiten lang und handelt über den Text: Esra 6. 14—16: „Und sie baueten das Haus Gottes und vollbrachten es und hielten Einweihung und opferten auf die Einweihung". Die Predigt selbst ist so gefaßt, daß nach einer 7 gedruckte Seiten umfassenden Einleitung die Verlesung des Textes folgt, dann kommt ein Exordium von gleichfalls 7 Seiten und dann die eigentliche Predigt über 3 „Pünktlein": 1. über templi aedificatio, den Tempelbau, 2. über die Vollendung des Tempelbaues und 3. ad sacrificiorum in anguratione templi oblationem, die Opfer, die bei der Weihe gebracht sind. Ist diese Predigt auch, abgesehen von ihrer Länge und Weitschweifigkeit, in Form und Ausführung nicht nach dem heutigen Geschmacke, so klingt uns doch von jeder Seite entgegen der warme Herzschlag frommen Empfindens und evangelischen Bekennermutes; überall tritt hervor klares Bekenntnis und Erkenntnis dessen, worauf es ankommt. Und wenn er den Wunsch ausspricht, daß in dieser neuen Kirche, also auch in unser ganzen löblichen Grafschaft, ja in all unsers gnädigen Fürsten und Herrn Fürstenthum und Graf- und Herrschaften keine andere Lehre getrieben und gepredigt werden, denn allein das lautere und wahre Wort Gottes, und daß wir nicht Meister

Digitized by Google

suchen mehr, denn Jesum Christ mit wahrem Glauben und ihm aus ganzer Macht vertrauen, und daß Niemand einen anderen Grund lege, als den Grund der heiligen Propheten und Apostel, da Jesus Christus der Eckstein ist, und da Jemand eine andere Lehre auf diese Kanzel bringen, oder in dieser Stadt und Lande einzuschieben sich unterstehen würde, der sei ein Fluch vor Gott und werde ausgerottet, wie Paulus also wünschet Gal. 1. — so spricht er damit aus das Gelübde, mit dem er selbst das heilige Amt übernommen hat. Und wenn er betet, daß Gott den jetzigen Pastoren und dermaleinst alle seine Nachfolger ausrüsten wolle mit Kraft aus der Höhe, daß der Donner des göttlichen Wortes einen mächtigen Nachdruck in den Herzen der Hörer habe und sie dadurch gelehrt, ermahnt, getröstet und gestärket werden, zu thun was der göttlichen Majestät gefällig und ihnen an Leib und Seele ersprießlich ist, hier zeitlich und dort ewiglich, so blicken wir hinein in das Herz eines rechten Superintendenten. Magister Johannes Naumann war wirklich der ihm gestellten großen Aufgabe gewachsen.

Zur vollen Entfaltung seiner Kraft kam er aber erst, als an Harlings Stelle, der allmählig alt geworden war, ein junger, rüstiger Landdrost trat, der churfürstlich Braunschweig-Lüneburgsche Kammerrat Adolf Friedrich von Molzau. Auch er war ein vornehmer Herr, wie einst Cord Plato von Schloen und führte einen großen Haushalt. Er hatte 4 Diener, Albrecht, den Schützen, Johann, den Jäger und Otto und Johann Cord; seine Frau Lucia Christina von Wartensleben hielt eine Jungfer, eine „Küchin," eine Kindsmagd und 2 andere Mägde; und als am 29. August 1660 ihm ein Töchterlein getauft wurde, da standen als Gevattern da die Herzogin von Braunschweig-Lüneburg und die Gräfin von Oldenburg. Aber als einige Wochen nachher Hermann Schröders Kind getauft ward, da steht als Gevatterin neben der Frau Gerichtsschreiberin und der Frau des Magnus Böfing die Frau Landdrostin; und als 8 Tage später das Gleiche geschieht mit Sevecders Töchterlein, da leisten die gleichen Patendienste die Frau Superintendentin, die Frau Gerichtsschreiberin und wieder die Frau Landdrostin. Im folgenden Jahre steht der Landdrost selbst Gevatter bei

Digitized by Google

dem Sohne Cords, des Uhrmachers, und bei dem Sohne des Hilmer Bissendorf; die Frau Landdrostin aber bei der Tochter des Clarus Johann Schmidt, bei des neuen Pörtners Tochter und bei Heinrich Leineweber. Was bedeutet das in einer Zeit, wo der Unterschied der Stände noch viel größer war als heutzutage! Welche Leutseligkeit und Freundlichkeit setzt dies voraus bei der Familie des Landdrosten, und welch herzliches Vertrauen auf Seiten der Gemeinde! Auch zwischen Schloß und Superintendentur herrschte das freundlichste Verhältnis. Als dem Superintendenten im Jahre 1660 eine Tochter geboren wird, da stehen als Paten da die Frau Landdrostin und die Frau Amtmannin Horstmann; bei der Geburt eines Knaben im Jahre 1662 der „Herr Kantzlär," also der erste Minister des Herzogtums, und der Herr Landdrost. Dies freundliche Verhältnis beruhte aber nicht blos auf persönlicher gegenseitiger Wertschätzung, sondern auch auf dem frommen Sinn, der auf dem Schlosse herrschte und der sich kund gab nicht blos im regelmäßigen Kirchenbesuche, der verstand sich von selbst, sondern auch in der regen Teilnahme am hl. Abendmahl. Noch immer ging der Herr Landdrost mit Frau und Gesinde 2 Mal im Jahre zum Tische des Herrn; seine Frau aber empfing das hl. Sakrament außerdem noch 2 Mal öffentlich im Sonntagsgottesdienste für sich allein. Das Gleiche geschah seitens einer Anzahl anderer Damen am Orte. Offenbar die Frucht der Ermahnungen Naumanns, das Sakrament fleißig zu genießen, aber ganz sicher auch aus Herzensdrang der frommen Frau. Es war ihr eine Freude, das Gotteshaus zu schmücken. Sie hat den Altar geziert mit „rotem Tuche, worauf bei den hohen Festtagen ein roter seidener verblümter damasschen Tuch mit güldenen Galonnen und breiten Frantzen besetzt, sammt einem kleinen Herfordschen Leinentuch mit breit gewebten Spitzen gelegt wird." Diese Bekleidung ist leider nicht mehr vorhanden, ebensowenig ein „zinnerner Weinkauter, welchen der Herr Landdrost Molzan verehret." Aber noch ist vorhanden und war bis vor kurzem im regelmäßigen Gebrauche bei jeder Abendmahlfeier „ein großer silberner vergüldeter Kelch nebst Pastell, den 1661 Adolf Friedrich Molzan und Lucia Christina von Wartensleben geschen-

Digitized by Google

ket." Das von der Landdrostin selbst „mit roter Seide ausgemachte Tuch, wofür güldene Spitzen gesetzt, nebst einem weißen, leinen Tuche", womit die hl. Gefäße bis zum Gebrauche auf dem Altar verdeckt werden, ist leider auch den Weg alles Fleisches gegangen.

Das waren die Personen, denen der Herzog die Wiederherstellung der Ordnung und der kirchlichen Sitte in der Grafschaft Diepholz anvertraut hatte, und wie erfolgreich sie gearbeitet, das beweist eine Ausführung Naumanns in der erwähnten Predigt in Lemförde. Da erklärt er feierlich vom Altar aus Folgendes: „Ursach haben wir, uns allerseits herzlich zu erfreuen, weil hiermit unsern Widersachern das Maul gestopfet wird, indem sie uns beschuldigen, als ob wir Lutherischen die Kirch- und Bethäuser ließen über einen Haufen fallen und die geistlichen Gefälle und Aufkünfte zu unserm Privatnutzen verwendeten. Aber Gott sei Dank, es ist nicht allein hier zu Löwenförd dieses Kirchhaus von Grund auf erbauet, sondern innerhalb 5 Jahren die Kirche zu Diepholz und Burlage repariert und jene, wie auch die Kirche zu Barnstorf mit einer feinen Orgel geziert; die beiden Kirchtürme zu Marien- und Jacobidrebber sind von neuem aufgerichtet, und an jenem Ort die verwüstete Orgel auch reparirt und vermehret; die Kirche aber zu St. Jacobidrebber aus dem hochadelichen Erbe der Gehlen mit einem schönen Positif gezieret worden. Ja das noch mehr ist, sein die Einkommen der Kapell zu Brucken (Brockum), in welcher sonst der Pastor zu Löwenförde Herr Ludovicus Raschius in 4 Wochen nur einmal predigte, zu Unterhaltung eines absonderlichen und eigenen Pastoris verordnet, daß also diese Grafschaft vor 4 Jahren mit einer Pfarre vermehret worden, woselbst Herr Casparus Wellmann anjetzo der erste Pastor ist."

Das ist ein Rechenschaftsbericht, öffentlich abgelegt, den man nur mit Bewunderung und Hochachtung anhören kann. Und das sind nur die nach außen hervortretenden Erscheinungen einer gewaltigen Arbeit auf einem einzigen kirchlichen Verwaltungsgebiete. Hand in Hand geht damit auch der innere Aufbau der Gemeinden. Naumann hielt zuerst wieder alle Jahre zugleich mit dem Landdrosten die vorgeschriebenen Kirchenvisitationen. Die

Digitized by Google

Herren wohnten dem Gottesdienste bei, hörten den Pastoren predigen und katechisiren. Dann prüfte der Superintendent nicht blos die Kinder, sondern auch die Erwachsenen. Nach dem Gottesdienste versammelten sich die Juraten und Bauermeister auf der Pfarre, und die Herren fragten nach dem Kirchenbesuche und ob sich Jemand vom hl. Abendmahl fern hielte. Die Säumigen wurden vorgefordert und vermahnt, auch wohl bestraft. Dann nahmen sie die häufigen Beschwerden der Gemeinden gegen ihre Pastoren und Lehrer an und suchten sie abzustellen, sie revidirten aufs sorgfältigste die Kirchen- und Armenrechnungen, begutachteten jede Ausgabe und sorgten dafür, nicht blos, daß alles ehrlich, sondern auch den kirchlichen Ordnungen entsprechend zuging. Kaum 10 Jahre nach dem großen Kriege ist das Kirchenwesen in unserer Grafschaft vollständig geordnet, und alle kirchlichen Gesetze werden sorgfältig beobachtet. Ehre den treuen Männern, die dies Werk vollbracht haben!

In Lemförde erwähnt Magister Naumann zuerst die Reparatur der Kirche zu Diepholz. Die war allerdings hochnötig. In einem Gesuche an den „durchlauchtigsten, hochgeborenen Fürsten und gnädigen Herrn" heißt es, daß „unser Kirchengebäu unter den währenden Kriegsjahren leider in einen solchen üblen Stand geraten, daß die Pfeiler um die Kirchen abgewichen, die Mauern von unten bis oben an also von einander gewichen, daß man eine große Hand darzwischen stecken kann und sonderlich der Turm, darinnen 3 feine Glocken hängen, dermaßen gefährlich stehet, daß der Küster und Andere, wenn sie läuten sollen, in großer Leib- und Lebensgefahr schweben, sintemal der Turm mit der ganzen Mauer sich beweget, gleich als wenn er stracks über einen Haufen wollte. Darneben das Dach also durchlöchert, daß die meisten Leute unter dem lieben Gottesdienste im Ungewitter nicht drucken sein können." So bittet denn der Bürgermeister und Rat nebst den Kirchenjuraten daselbst um die Gewährung einer Hauskollekte zur Reparatur der Kirche, „weilen ihre Armut und Unvermögen sie hindern, solch ihr Kirchhaus in einen besseren Stand zu bringen, sintemal dieser unser Flecken nunmehro in die 28 Jahre unter der harten Kriegspresse gelegen, indem wir bald diesem,

Digitized by Google

bald jenem, ja bisweilen wohl an 3 und 4 Orten auf einmal kontribuiren müssen, zu geschweigen, daß der Ort vor 34 Jahren ganz abgebrannt und ausgenommen wenig Häuser in die Asche gelegt worden. Dadurch wir denn in eine solche Dürftigkeit gerathen, daß die Meisten dieses Ortes ohne Hülfe anderer guten Leute ihr eigen Brot nicht haben, sondern die Meisten sind mit Schulden beschweret und beladen."

Die erbetene Hauskollekte ist freilich nicht bewilligt, aber es gelang dem Superintendenten, anderweit ausreichende Mittel flüssig zu machen, und im Laufe von 1½ Jahren legte er in die Hand der beiden Rechnungsführer Johann Bödecker und Ahlert Böning die Summe von 67½ Reichsthaler, die er durch Bitten bei seinen Bekannten, natürlich auch von dem Herzog, erlangt hatte. Dazu kamen von dem Bürgermeister Bordesloh noch 20 Thaler und von einzelnen Gebern noch einige Thaler, so daß im Ganzen 101 Thaler 34½ Grote vorhanden waren. Aber das bedeutete damals etwas ganz Anderes, wie heutzutage. Vor mir liegt die Rechnung von dem Kirchbau in Lemförde aus dem Jahre 1659. Dieser Ort hatte die Erlaubnis erhalten, eine Hauskollekte in dero fürstlichen Ländern zu halten und hatte 3 Kollektanten ausgesandt, Johann Maßmann, Hinrich Speckmann und Hinrich Stryck; die hatten im Ganzen im Laufe von etwa 1½ Jahren 796 Thaler 12 Grote zusammengebracht. Die Unkosten der Sammlung beliefen sich auf 213 Thaler 20 Grote, so daß für den Kirchenbau verwendbar blieben 582 Thaler 27 Grote. Aber was ist mit dieser Summe geleistet! Der Maurer- und Zimmermeister erhalten den Tag 11 Grote, die Gesellen 6 Grote, die Handlanger 8 Grote. Ebenso viel diejenigen, welche die Bretter schneiden. Das 1000 Dachpfannen kostet 9 Thaler, 100 Ziegelsteine 27 Grote, eine Tonne Kalk 24 Grote. Verhältnismäßig teuer sind die Nägel: 1000 Dielennägel kosten 3 Thaler 12 Grote. Billig aber sind die Botenlöhne; ein Botengang von Lemförde nach Osnabrück kostet 9 Grote. Holz ist natürlich unentgeltlich vom Berge geliefert, ebenso die Steine (an Ziegelsteinen sind nur 3550 Stück gebraucht), und auch die Hand- und Spanndienste sind nicht gerechnet. So kostet denn der gesammte Kirchbau nur 417

Digitized by Google

Thaler 2 Grote, und man kann noch von dem vorhandenen Gelde die Schule neu errichten mit einem Kostenaufwande von 86 Thaler 33 Grote. Alle Nebenausgaben beliefen sich auf 42 Thaler 15 Grote, so daß die Herstellung von Kirche und Schule nur 591 Thaler 27¼ Grote kostete. So konnte denn auch mit der Summe, die Naumann gesammelt hatte, die Restauration der Kirche zu Diepholz wohl ausgeführt werden. Aus der Baurechnung führe ich einige Zahlen auf, weil dieselben die damaligen Preise erkennen lassen: Von Osnabrück 9 Tonnen Kalk holen lassen 3 Thaler, Johann Meyering Biergeld 34 Grote, Johann Drop mit 6 Wagen nach Bornow (Barenau) Stein geholet mit den Fuhrleuten verzehret 54 Grote, Johann Meyering mit den Wagen von Osnabrück, kam an Bier 7½ Grot; noch 6 Wagen abgeladen, Bier gegeben 18 Grote; einen Knecht, der uns den Weg weisende bei Bornow 3 Grote usw. 12 Tonnen Kalk und den Knechten Biergeld 4 Thaler 36 Grote; 2000 Steine und Zehrung 13 Thaler 45 Grote; Hans Wilen vor 2 Tage bei der Kirchen zu arbeiten 36 Grote; Johann Grellen vor ein Dohr vor die Kirchen 12 Grote; den Müerleuten gekauft 2 Pötte und 2 Schalen 6 Grote; der Glaser von der Vechte auf Rechnung laut Quittung 5½ Thaler 15 Grote, 4 Tag an Essen und Drinken und Schlafgeld verzehrt 54 Grote; das Uhrwerk zu machen 4 Thaler, vor Stahl dazu 16 Grote; 7 Kannen Thran, jede Kanne 16 Grote thut 1 Thaler 40 Grote; Haus Wilen nach den Müerleuten nach Delmenhorst geschicket 40 Grote; vor Nägel 1 Thaler 10½ Grote; Lüdecke Dieckmann vor ein Schloß, so vor den Kirchhof ist kommen 12 Grote; den Müerleuten bezahlt 20 Thaler 18 Grote usw. So kostete denn die Restauration der Kirche 108 Thaler 58 Grote.

Und wie sah nun die neu restaurirte Kirche aus? Ihre Länge betrug 113 Fuß, die Breite 35 Fuß. Frei auf dem Chore stand der Altar, vorn mit einem Gitter, wie noch heute in Burlage. Hinter dem Altar waren ebenso wie dort mehrere Reihen von Stühlen, ebenso rechts und links vom Altar. Hier hatte der Amtmann seinen Stand, auch der Hausvogt und die anderen Beamten. Vorn im Schiff war links des Superintendenten

Digitized by Google

Stuhl. Das ganze Schiff der Kirche war angefüllt mit Bänken, so wie noch jetzt in Barnstorf, 2 schmale Gänge, die sich in der Nähe des Turmes vereinigten, führten von der Turmseite nach dem Chore hin. An der Nordseite stand die Kanzel, ihr gegenüber auf der Südseite die gräfliche Prieche, neben ihr nach Westen hin die Orgel. Im Nordosten befand sich der Ellinghausensche, im Westen der Hitzfeldsche Stuhl, beide in gleicher Höhe wie die Kanzel; neben der Kanzel die Voßsche Prieche, die alle wohl, wie noch jetzt in Dielingen, mit Wappen und Schnitzwerk verziert waren; im Westen eine große breite Prieche, die fast ein Drittel der Kirche einnahm. Im Osten befand sich die Sakristei. Die adligen Stühle und der gräfliche Stuhl waren sämmtlich mit Gitterwerk versehen. Der Aufgang zu der Gemeindeprieche befand sich im Nordwesten in Gestalt einer gewundenen Treppe. Im Schiffe rechts waren 187 Sitzplatze; im Schiffe links 236; auf der Gemeindeprieche 161 Plätze, so daß abgesehen von den Privatstühlen und Priechen und den Sitzen der Kinder auf dem Chore 584 Plätze vorhanden waren. 3 Thüren führten in die Kirche, 2 an der Nordseite, eine an der Westseite. Auf den Hitzfeldschen Stuhl gelangte man durch eine an der Außenwand an der Ostseite emporsteigende Freitreppe. Irgend welcher Schmuck im Innern, als Kronleuchter, Gemälde oder dergl. war nicht vorhanden. Das im Jahre 1663 von Naumann, Molzan und Horstmann aufgestellte und unterschriebene Inventarium der Kirche führt außer den hl. Geräten und den Altardecken, der Kirchenordnung und der Altarbibel nur einen Sandzeiger auf der Kanzel auf.

Die neue Orgel, die der Superintendent erwähnt, ist zum Teil ein Geschenk des Leutnants Oldewelt von Lengerke, der 1653 50 Thaler zu diesem Zwecke stiftete. Sie wurde von dem Orgelmacher Meister Bernhard in Oldenburg angefertigt und auf der Bürger Unkosten hierher gebracht. Der Kontrakt liegt noch bei den hiesigen Akten. Darin verpflichtet sich der Meister, eine Orgel herzustellen mit 11 Registern und einem Tremulanten, darunter Prinzipal, Trommel, Gedakt, Mixtur, Blockflöte, eine Quinte von 8 Fuß und eine von 3 Fuß usw. Dagegen soll er haben 300 Thaler.

Digitized by Google

Im Jahre 1653 wurde auch ein neues Schulhaus gebaut, im Jahre 1660 ein neues Organistenhaus, letzteres für 87 Thaler 62 Grote. Im gleichen Jahre wird die Kaplanei, d. h. die 2. Pfarre restaurirt für 9 Thaler 60 Grote. Für beides, Organistenhaus und Kaplanei zahlte der Bürgermeister Bernd Griepenkerl für Diepholz 40 Thaler, Johann Meyering vom Willenberge 21 Thaler, Major von Voß wegen der Edelleute und Freien einen Thaler. Im Jahre 1661 und 1662 wurde aber die Kaplanei gründlich vorgenommen und mit einem Kostenaufwande von 98 Thalern 36 Grote in einen wirklich wohnlichen Zustand gebracht. Aufgebracht werden die Kosten von der Bürgerschaft nach dem Fuße, daß Diepholz 20 Thaler bezahlt, der Willenberg 10 Thaler liefert und die Edelleute einen Thaler.

Von der Dienstwohnung Naumanns liegt eine Beschreibung von der Hand seines Nachfolgers bei den Akten. Danach war das Haus nach hiesigem Landesgebrauche in einem Stockwerk aus Fachwerk erbaut, 70 Fuß lang und 40 Fuß breit. 2 Stuben sind darin, eine gegen Westen 14 Fuß breit und 8 Fuß hoch, eine gegen Osten 11 Fuß breit und 8 Fuß hoch, „zum Studieren". Dazwischen lag die Küche mit offenem Herde und Kesselhaken und einem Schüsselbord und Speisekammer. Oben befand sich eine Kammer, 9 Fuß breit und 7 Fuß hoch, zu der eine Treppe hinaufführte. Noch sind gegen Osten und Süden 2 Kammern. „Boden befinden sich garnicht darin", d. h. keine Bretterfusböden. Ein Windfang trennte die Wohnräume von den Stallungen. Gegen Westen lagen 4 Kuhställe, gegen Osten 2 Kälberställe. Im Norden ist ein Pferdestall und ein Torfschuppen beigebauet, 20 Fuß breit und 26 Fuß lang. In gedachtem Pferdestalle befinden sich auch 2 Schweineställe. Es ist wohl zu verstehen, daß sich Naumann mit seiner großen Familie in diesem Hause nicht behaglich fühlte, er ließ deshalb gegen Süden dem Hause anbauen eine dritte Stube, 11 Fuß breit und 8 Fuß hoch, „zum Studieren ziemlich bequem aptiret." Das wurde das Arbeitszimmer des Superintendenten. Das Wohnzimmer der Familie hatte ringsumher feste Bänke; oben liefen Börte herum, „da Fässer und Gläser aufstehen". Alles war grün gestrichen. Die Wohnung

Digitized by Google

des Superintendenten unterschied sich also in keinem Stücke von den gewöhnlichen Bauerhäusern. „Obstgärten befinden sich bei dieser Pfarre nicht, außer daß etliche wenige junge Bäume am Hause stehen. Der Küchengarten, so am Lohn und nahe an der Herrenweide belegen, ist nach hiesiger Landesart sehr feucht und wächst also die Frucht nicht zum besten darinnen."

In welch großartiger Weise übrigens der Herzog Christian Ludwig damals für die Geistlichen in Diepholz sorgte, das beweist die im Jahre 1650 erfolgte Emeritirung des alten Superintendenten Wasserrham. „Damit es ihm Zeit seines Lebens am notdürftigen Unterhalt nicht mangeln möge," heißt es in einer Verfügung vom 5. August 1650, „so wollen Se. fürstl. Gnaden ihm jährlich fünfzig Reichsthaler an Geld, 4 Molt Roggen, 2 Molt Gerste, ein Schlachtrind, wie es des Orts sollte, 3 Hammel und 2 Schweine reichen und geben lassen." „Weilen er aber der Gemeinde daselbst lange Jahre gedienet, so ist nicht unbillig, daß dieselbe überdies zu seinem Unterhalte jährlich etwas beitragen müßte. Und werdet ihr mit Bürgermeister und Rat, auch Vorstehern der Kirchen reden und Fleiß anwenden, daß es etwa auf fünfzig Reichsthaler an Gelde gebracht und dem alten Pastori eine andere Wohnung verschafft werde." Als aber der Magistrat Schwierigkeiten macht, fügt der Herzog zu dem bereits versprochenen jährlichen Deputat an Vieh, Korn und Geld noch 30 Thaler und 3 Fuder Heu hinzu. — Dem Superintendenten Münchmeyer verlieh er bei seinem Dienstantritt am Ort ein Kanonikat in Einbeck. Was er Naumann gegeben, davon ist oben bereits die Rede gewesen.

Digitized by Google

Aus der Zeit des siebenjährigen Krieges.

Wir haben Krieg! so gings im Sommer des Jahres 1756 von Mund zu Mund. Der Ruf: es ist Krieg! war seit dem großen 30-jährigen Kriege in Deutschland eigentlich nie verstummt. Die Raubkriege Ludwigs XIV., der spanische Erbfolgekrieg, der nordische Krieg, der österreichische Erbfolgekrieg, die schlesischen Kriege waren sämtlich auch auf deutschem Boden geführt, aber unsere Grafschaft war davon unmittelbar nicht berührt. Nur die Frachtfuhrleute, die auf ihren Fahrten vom Rhein nach Bremen in den Wirthshäusern an der Landstraße einkehrten, erzählten von den Greueln des Krieges, von Raub und Plünderung, und mit einem Gemisch von Schauder und Wohlbehagen hörten es die dort zahlreich versammelten Bürger und Bauern mit an. Die jungen Leute aber, die Thatenlust in sich spürten und denen es in der Heimat zu enge ward, steckten dann die Köpfe zusammen und gingen bei Nacht und Nebel dahin, wo trotz aller Verbote die Werbebüreaus errichtet waren, und meist hörte man von ihnen nichts wieder. Seit mehr als 100 Jahren hatte kein feindlicher Heerhaufen unsere Grafschaft betreten, und die Wunden des 30-jährigen Krieges fingen an, langsam zu heilen. Da ging der Schreckensruf durch das Land: wir haben Krieg.

Zunächst glaubte man nicht recht daran. Wohl wußte man, daß der Seekrieg zwischen England und

Digitized by Google

Frankreich, in dem es sich um die Oberherrschaft in Amerika handelte, im Gange war, hörte auch, daß am 16. Januar 1756 König Georg, der Andere, „von Gottes Gnaden König von Großbritannien, Frankreich und Irland, Beschützer des Glaubens, Herzog zu Braunschweig-Lüneburg, des hl. römischen Reiches Erzschatzmeister und Churfürst" mit König Friedrich II. von Preußen ein Schutzbündnis geschlossen hatte, aber man glaubte, daß das Kriegsunwetter, wenn es hereinbräche, nicht so weit nach Norden dringen würde. Aber bald sollte man es merken, daß man sich trüglicher Hoffnung hingegeben hatte. König Georg zog die hannoverschen und die gekauften hessischen Truppen zur Sicherung der Küsten Englands dorthin und ließ sein Churfürstenthum Hannover völlig ohne Verteidiger. Auch die preußischen Westprovinzen waren, da Friedrich das Königreich Sachsen besetzt hatte und sich mit den Oesterreichern in Böhmen schlug, von Truppen entblößt. So blickte man denn mit angehaltenem Atem nach Westen, nach dem Rheine, nach Frankreich.

Unterdeß geschah, was in solchen Zeiten immer geschieht, das Geld verschwand aus dem Verkehr und die Lebensmittel stiegen im Preise. Schon im Mai 1756 ergeht eine königliche Verordnung, daß die Kornpreise so in die Höhe gestiegen seien, daß ein Kornmangel befürchtet werde. Nachdem auf die Schändlichkeit einer Handlungsweise hingewiesen war, mit dem von Gott verliehenen Kornvorrat Wucher zu treiben, werden die getreuen Unterthanen darauf hingewiesen, daß die Amts- und Kriegsmagazine angewiesen seien, Korn zu billigen Preisen abzugeben „und dürften daher diejenigen, die ihr Korn zu gleichen Preisen nicht verkaufen, sondern noch teurere Zeiten erwarten wollen, ihre unerlaubten Absichten ohnehin gar sehr verfehlen." Das gereichte freilich sehr wenig zur Beruhigung der Gemüter, denn gleichzeitig wurde eine genaue Inventur aller vorhandenen Vorräte an Lebensmitteln und Futter aufgenommen, und bei Strafe der Konfiskation und mit einem Eide mußte Jeder seine Vorräte angeben, die dann durch Visitationen seitens der Aemter kontroliert wurden. Am gleichen Tage wurde dann auch verboten, aus Weizen und Roggen Branntwein zu brennen, und am 12. Oktober ergeht ein strenges

Digitized by Google

Verbot jeglicher Ausfuhr von Korn und Lebensmitteln. Natürlich wirkten alle diese Maßregeln das gerade Gegenteil, und als am 25. Oktober das Branntweinbrennen von nachweislich ausländischem Getreide wieder gestattet wurde, da wurde schon am 22. Dezember diese Erlaubniß zurückgenommen und „weil das Verbot das gerade Widerspiel und eine beträchtliche weitere Verteuerung des Brotkorns gewirkt, das Brennen von Branntwein gänzlich verboten und die Brenn-Apparate werden versiegelt oder gänzlich konfisziert. Am 3. Januar 1757 erfolgt dann noch das Pferdeausfuhrverbot und am 28. Februar das Verbot der Ausfuhr irgend welcher Früchte. Aber die Not war trotz alledem so groß, daß am 31. Januar 1757 angeordnet wird, daß die Besitzenden den Bedürftigen Brotkorn bis zur nächsten Ernte „leihen" sollen, und zwar mit Zuthun und Wissen der Obrigkeit. Das Geld dafür soll mit 5% verzinst und unfehlbar zurückgezahlt werden. Alle anderen Schulden sollen dagegen zurückstehen. Und der Krieg war noch nicht einmal ausgebrochen! Frankreich war mit seinen Rüstungen noch nicht fertig.

In England hatte man sich unterdeß einigermaßen von dem ersten Schreck erholt, König Georg sah ein, daß England am wirksamsten in Deutschland verteidigt werden könnte, und sein großer Minister Pitt erklärte öffentlich, Amerika müsse in Deutschland erobert werden. So kehrten denn die hannoverschen und hessischen Truppen zurück und verbanden sich mit den Braunschweigern, Hessen, Gothaern und Bückeburgern; König Friedrich sandte einige Tausend preußische Truppen, so daß im Ganzen etwa 40000 Mann versammelt waren, deren Führung der Sohn des Königs, der Herzog von Cumberland übernahm. Letzterer entschloß sich, bei Hameln ein Lager aufzuschlagen und sich auf die Verteidigung des Weserflusses zu beschränken. Vergebens widersprach König Friedrich, vergebens sandte er den General Schmettau nach Hannover. Der Herzog von Cumberland blieb bei seinem Entschluß und verharrte in Unthätigkeit.

Unterdeß zogen die Franzosen heran, mehr als 100000 Mann unter dem Befehl des Marschall d'Estrées, überschritten ohne Widerstand den Rhein, besetzten Wesel

Digitized by Google

und die Herzogtümer Cleve, Ostfriesland und Westfalen. Und nun, es war am 19. April, erging die königliche Verordnung, daß in den Kirchen bei jedem Gottesdienste, auch in den Wochenpredigten und Betstunden das gleiche Gebet um Abwendung der Kriegsnot gebetet werden sollte. „Es toben die Völker", so heißt es darin, „die uns nicht wohl wollen regen sich, und Fremde eilen herbei mit großem Grimm; es sind aufgestanden, die den Grenzen drohen und des Herrn Erbteil fluchen." Darum sind denn auch die königlichen churfürstlichen Truppen ausgezogen zur Verteidigung des geliebten Vaterlandes, und der Sohn des Königs hat sich an das Haupt des Heeres gestellt, das unsere Grenzen schützen soll. Ihm gilt vor allem das Gebet: „Rüste ihn aus mit Weisheit und mit Segen aus der Höhe in all seinen Anschlägen und Unternehmungen. Und wenn der Heldenmut, den du ihm geschenkt hast für die Notwehr und Wohlfahrt dieser Lande ihm selbst die größte Gefahr trägt, so behüte ihn wie einen Augapfel im Auge und bringe ihn unverletzt mit Ehren und Ruhm gekrönt in die Thore zurück, aus denen er zum Streite ausgezogen ist." Auch die übrigen Befehlshaber und Anführer werden nicht vergessen, aber nur diejenigen, „welche unter Sr. Königlichen Hoheit, dem Sohne des Königs, stehen." Die Gemeinden im Lande hören kein Wort von dem hohen Verbündeten König Georgs, kein Wort von dem Ungewitter, das über Preußen sich zusammengezogen hatte und von den furchtbaren Kämpfen, die bereits stattgefunden haben. Es ist in all den offiziellen Aktenstücken, die von dem „Königl. Großbritannischen und Churfürstlich Braunschweig-Lüneburgischen Konsistorio in Hannover" ausgingen, in all den Gebeten, auch gelegentlich der späteren Dankfeste auch nicht mit einem Worte die Rede von dem großen Friedrich, nie von seinem Kampfe gegen Oesterreich, Rußland, Frankreich und das deutsche Reich. Nicht einmal das Wort Preußen finde ich erwähnt, auch beim endlichen Friedensfeste nicht. Aber auch die Angelegenheiten Englands werden nicht berührt, mit größter Sorgfalt wird nur von dem gesprochen, was das Churfürstentum berührt. Das Volk soll behütet werden, das sich „zu unserer Beschützung bewegt", sie sollen zum Streite

Digitized by Google

so gestärkt werden, „daß ihnen auch die Mächtigsten, die sich ihnen entgegenstellen, nicht widerstehen können.“ Dann erst wird gebetet für „das gesammte übrige Kriegsvolk.“ Gott wird angerufen, sie zu beschirmen wider alle Unternehmungen ihrer Feinde. Aber es wird dies Kriegsvolk ebenso wenig genannt, wie die Feinde näher bezeichnet werden, und flehentlich wird erbeten der „Friede, nach dem der Erdboden, dessen großer Teil bereits unter der Angst der Kriegsflamme seufzet, als edelstes Geschenk der göttlichen Güte seufzet.“

Am 17. April 1757 erging diese Verfügung. Am 26. April wurde weiter auf den Bußtag vor Pfingsten ein Kriegs-Buß- und Bettag angeordnet und bestimmt, daß die Pastoren an dem Tage predigen sollten über Joel 2. 12—14. In dem vorgeschriebenen Gebete wird gebetet um christliche Geduld in unserer Leidenszeit und um Abwehr allzu großer Heimsuchungen und natürlich auch um einen gottwohlgefälligen, baldigen, beständigen, dauerhaften und allgemeinen Frieden. Aber damit begnügt die kirchliche Behörde sich nicht, sie giebt den ihr unterstellten Geistlichen und Lehrern genaue Weisung, wie sie sich bei vorhandener Kriegsgefahr im allgemeinen und in dem Falle besonders zu verhalten hätten, daß das Kirchspiel in feindliche Gewalt geraten sollte. Bei Strafe der Dienstentlassung wird ihnen verboten, sich in solchen Zeiten aus der Gemeinde zu entfernen, oder die ihnen anvertraute Heerde zu verlassen. Auch das Erforderliche wegen Behütung des Kirchenvermögens und der hl. Gefäße in solchem Falle wird verfügt. Vor allen Dingen werden seitens der Kriegskanzlei die sämmtlichen Baarbestände der Kirchen- und Armenkassen eingezogen; aus der Diepholzer Kirchenkasse 158 Thaler 8 Mgr., aus Mariendrebber 208 Thaler 18 Mgr., aus Lemförde 85 Thaler und Burlage 73. Die Lemförder Armenkasse muß 24 Thaler geben, die Brockumer 20 Thaler usw. Ausdrücklich werden dann die Benannten angewiesen, auch dann der Treue gegen den Landesherrn nicht zu vergessen und in beständiger Verbindung mit ihren Vorgesetzten zu bleiben. Alle Geistlichen und Lehrer aber sollen in dieser Zeit ihre Sorge um ihre Gemeinden verdoppeln und ihnen allezeit ein gutes Vorbild geben, auch ihres Amts

Digitized by Google

in aller Treue warten. Sie sollen die Gemeinden ermahnen, die schwere Zeit zur Buße zu gebrauchen, die einfallende Not mit Geduld zu ertragen, alles Murren zu unterlassen und einander mit Rat und That beizustehen. In ihren Predigten und Reden sollen sie sich aller Anzüglichkeiten, Bitterkeiten und Heftigkeiten gegen diejenigen, unter deren Gewalt sie seufzen, fürsichtiglich enthalten und die Gemeinden vor aller Verführung und Aergernis warnen.

In banger Erwartung sah Alles den kommenden Ereignissen entgegen. Um das Unglück voll zu machen, brach auch die „leidige" Hornviehseuche, die schon mehrfach in den letzten Jahrzehnten gewütet hatte, in Folge des nassen Frühjahres wiederum über das Land herein, und die Viehverluste in unserer Gegend waren derartig, daß in das allgemeine Kirchengebet noch eine besondere Fürbitte eingeschoben wurde um „Abkehr der Teuerung und der Viehseuche."

Endlich stießen die Heere aufeinander. Am 26. Juli wars, bei Hastenbeck, in der Nähe von Hameln, wo die Franzosen mit weit überlegenen Kräften die Verbündeten angriffen, und obgleich die Schlacht durchaus günstig stand, obgleich die hannoverschen Truppen die größten Vortheile erlangten und der Erbprinz von Braunschweig den Franzosen eine bereits eroberte Hauptbatterie wieder abnahm, verlor doch der Herzog von Cumberland, noch während die Schlacht im vollen Gange war, den Kopf, wandte sich zur Flucht und befahl den Rückzug seines Heeres. Die Franzosen hinter ihnen her. Hameln öffnete seine Thore, Hannover schickte Gesandte an den französischen Marschall und ergab sich; und schließlich schloß der Herzog von Cumberland, von der Elbe abgeschnitten und rings vom Feinde eingeschlossen am 8. September die berüchtigte Convention vom Kloster Zeven, in der bestimmt ward, daß die zu Hessen, Braunschweig, Gotha und Bückeburg gehörigen Truppen aus einander gehen, die Hannoveraner aber in der Gegend von Stade bleiben sollten. Die Franzosen aber betrachteten Hannover bereits als erobertes Land, schickten ihre Beamten dorthin und übernahmen die Verwaltung. In der Stadt Hannover erließ der Brigadier des Armées du Roi et

Digitized by Google

Aide-Maréchal, General des Logis de Baye in französischer Sprache seine Befehle, forderte die Steuerlisten, Häuserverzeichnisse, Entfernungstabellen u. s. w. aller Ortschaften des Churfürstentums wegen der Erhebung der Steuern und der Belegung der Ortschaften mit Einquartierung ein und schrieb Lieferungen aus. Auf hiesigen Schlosse erscheint der Commissair de Guerre de Villaume und nimmt alle Karten mit. Von Osnabrück aber legt der französische Intendant de Lucé dem Amte Diepholz eine erste und sofort zu berichtigende Kriegskontribution auf, bestehend in 15000 Thaler baar und 50000 Rationen; die Ration bestehend in 18 Pfund Heu und 1/3 Scheffel Hafer. Auf die Geistlichen und Lehrer des Amts kommen davon 216 Rationen und die entsprechende Geldsumme. Mit der Annahme der Rationen in Diepholz selbst wurden beauftragt die Bürger Adelhorn und Heinrich Köhne. Die Rationen mußten in natura geliefert werden und von tadelloser Beschaffenheit sein. Wessen Lieferung beanstandet wurde, der mußte das Fehlende mit eigenem Gespanne, bezw. auf seine Kosten nach Osnabrück liefern, was sehr schwierig war, da die Franzosen fast alle Pferde im Amt zu Kriegsfuhren mit Beschlag belegten. Die Rationen wurden später erhöht, das Heu von 18 auf 22 Pfund und fortgesetzt erfolgte die Ausschreibung neuer Kontributionen und die Forderung neuer Geldzahlungen. Führten doch die Franzosen den Krieg ausschließlich auf Kosten der eroberten Länder, und erließ der Kriegsminister des Königs, Belleville, schon im Anfange des Krieges den Befehl: „Ich weiß keine andere Quelle für unsere dringenden Bedürfnisse, als das Geld, welches wir aus den feindlichen Ländern ziehen. Diese müssen uns auch außer dem Gelde Alles, was nur zum Unterhalte gehört, verschaffen: Heu, Stroh, Hafer, Brot, Korn, Vieh, Pferde, ja sogar Menschen, um unsere ausländischen Regimenter wieder vollzählig zu machen. Bis Ende September 1757 wird es nötig sein, eine gänzliche Wüste aus allen Gegenden zu machen, die vor der Fronte des Cordons liegen, den wir im Winter beziehen wollen, damit es dem Feinde ganz unmöglich wird, sich uns zu nähern." Damit begnügte man sich aber nicht. Das Losungswort aller französischen Feldherren während des ganzen

Digitized by Google

Krieges war, sich zu bereichern, und jeder Einzelne bemühte sich, so viel an Geld und Geldeswert zusammenzuraffen, als ihm nur möglich war, und so verübten sie überall, wohin sie kamen, die furchtbarsten Plünderungen und Erpressungen.

In dieser Absicht erschien auch im November desselben Jahres eine Abteilung Franzosen in Diepholz selbst, und ihr Auftreten am Orte und auf den Dörfern war derart, daß Furcht und Entsetzen sich überall hin verbreitete, und daß der Superintendent Hahne in Wildeshausen an den Superintendenten Grupe in Diepholz schreibt: Als man vernommen habe, wie die Franzosen in Diepholz wüteten, da habe Schrecken und Furcht auch bei ihnen, in Wildeshausen, alles ergriffen, weil sie erwarteten, daß der Feind auch dorthin käme. „Viele Häuser wurden verlassen und verschlossen, fast alle Güter wurden weggeschleppt, Kühe, Schweine und Pferde waren in der Fremde. Wie leicht hätte eben das Detachement uns ebenfalls zur Kontribution zwingen können! Es ist recht zu verwundern, daß es nicht geschehen." Die kirchlichen Akten berichten über dies Einzelne nichts; nur Einiges, was die Kirche angeht, finde ich darin.

In Mariendrebber drängten sich am Dienstag vor Weihnachten gelegentlich einer Leichenpredigt ein paar französische Dragoner in die Kirche und schossen mitten unter dem Gesange in die Kirche hinein! Der Küster und Organist Schmeidel, ein mutiger Mann, wollte ihnen solches Thun verwehren, da richtete ein Dragoner den Lauf seiner Pistole auf ihn. Schmeidel aber verstand die Sache unrecht und schlug auf den Mann ein. Nun faßten auch die in der Kirche versammelten Männer ein Herz, drangen auf die Dragoner ein, überwältigten sie und prügelten sie „trucke" durch. Pastor Thilo, der eben die Kirche verlassen hatte, aber als er das Schießen hörte, sofort herbeieilte, fand einen wirren Haufen von Männern, die auf einen Franzosen einschlugen. „Ich suchte ihn nun zwar los zu machen, allein es war kein Beikommen und Gehör. Ehe ich mir's versah, ließen sie ihn springen, und jeder, der ihm etwas anhaben konnte, gab ihm eine tüchtige Maulschelle, bis er zur Kirche hinaus kam. Und weilen die Kerls von neuem geladen

Digitized by Google

und dann schießen wollen, so nahmen sie ihnen die Pistolen weg." Pastor Thilo geriet darob in große Angst und fürchtete, daß der Ort das Geschehene teuer büßen würde, er schrieb deshalb sofort an die Beamten in Diepholz und bat sie, doch die französischen Offiziere von dem Geschehenen in Kenntnis zu setzen und reiste selbst nach Diepholz. Der französische Major de la Marre war ein billig denkender Mann, der den in der Kirche, bei währendem Gottesdienste, geschehenen Unfug seiner Leute ernstlich mißbilligte. Als darum der Pastor um Gnade für die Gemeinde bat, auch die Pistolen wieder zur Stelle schaffte, so verzichtete er auf Bestrafung Schmeidels und der Gemeinde. Nun wagte sich auch der brave Schmeidel, der sich seither verborgen gehalten hatte, wieder hervor.

In Diepholz selbst entstand eine große Aufregung dadurch, daß die Kunde kam, in der hiesigen Kirche sollte katholischer Gottesdienst gehalten werden. Von Vechta war schon ein Mönch zu dem Zwecke geholt und der Tag der Uebergabe der Kirche an die Katholiken festgestellt. Aber auch hier hinderte der Marquis de Guyon, „ein vernünftiger Mann, der Alles zu vermeiden suchet, was zu unangenehmen Vorfällen Gelegenheit geben kann," auf die Bitten der Beamten den bösen Plan. Das Amt aber ließ in der Gemeinde ansagen, „wenn etwa der Mönch das „Venerabile" über die Straße tragen werde, daß dann Niemand bei 20 Groschen Strafe auf die Gasse gehen, sondern in das nächste Haus treten solle."

Wie groß die Not in den von den Franzosen besetzten Landschaften schon in Folge dieser ersten Erpressungen wurde, beweist eine Verordnung der churfürstlichen Regierung vom 2. September 1757, in der es heißt, an gar vielen Orten befänden sich die Unterthanen außer stande, die Bestellung der Aecker vorzunehmen, deshalb sollten diejenigen, die „verschonet" seien, aus christschuldigem Mitleid ihnen mit Getreide und Spannwerk aushelfen. Aber der Aufruf blieb ohne Erfolg, und so ergeht denn am 29. November der weitere Befehl, „demnach die mannigfachen und großen Forderungen, welche an die Grafschaft Hoya zum Unterhalte der französischen Armee ergangen, daß solcher keine andere Mittel

Digitized by Google

übrig geblieben," so soll eine außerordentliche Personal- und Vermögenssteuer erhoben werden, um dieser Landschaft wieder aufzuhelfen. Es soll jede Person zahlen: der Adel und die Geistlichkeit 2 Thaler, jeder Bürger 1 Thaler, jeder Bauer $^1/_2$ Thaler, jeder Jude $^1/_2$ Thaler, jede Frauensperson die Hälfte. Weiter von allen Besoldungen, allen liegenden Gründen, allen Geräten und allem baaren Gelde den 20. Pfennig, d. h. 5 Prozent, dazu noch an Einnahmegebühren $^3/_8$ Prozent von jedem Betrage. So ging der Winter hin in Schrecken und Angst, und der Notstand wuchs von Tage zu Tage. Wohin der Hunger kommt, da kommen auch mit tötlicher Sicherheit ansteckende Krankheiten, und so ergehen Verordnungen, die Häuser, wo die Franzosen gehaust und wo jetzt die Leute krank liegen und sterben, zu reinigen und die Kleider der Gestorbenen zu verbrennen. Alle diese Verordnungen und Befehle werden Sonntags von der Kanzel verlesen.

Inzwischen hatte König Friedrich die Franzosen und das mit ihnen verbündete Reichsheer am 5. November 1757 bei Roßbach und die Oesterreicher am 5. Dezember des gleichen Jahres bei Leuthen völlig geschlagen. Das erfüllte auch König Georg von England mit neuem Mute. Er rief seinen Sohn, den Herzog von Cumberland, zurück und überließ den Oberbefehl seines Heeres in Deutschland dem Könige Friedrich, und der sandte einen seiner besten Generäle, den Herzog Ferdinand von Braunschweig, der Ende November in Stade eintraf. Die Konvention vom Kloster Zeven war vom englischen Hofe niemals anerkannt, sie wurde auch von den Franzosen nicht beachtet, so that denn auch Herzog Ferdinand als sei nichts geschehen, und rief seine Truppen wieder zusammen. Auch der Landgraf von Hessen stellte König Friedrich 12000 Mann zur Verfügung. Noch zögerte der Herzog von Braunschweig, der sogar drauf und dran war, seine Truppen mit den Franzosen zu vereinigen. Aber sein Sohn, der Erbprinz, weigerte sich, den Franzosen zu dienen, und schließlich gab der Vater nach und unterstellte auch seine Truppen Friedrich. Nur 8 Wochen hatte die Waffenruhe gedauert, da brach Herzog Ferdinand mit seinen rasch versammelten Truppen von Stade auf, er-

Digitized by Google

oberte Harburg, besetzte Lüneburg und bemächtigte sich der Stadt Celle. Die Franzosen, die das Heer der Verbündeten vernichtet glaubten, waren aufs äußerste überrascht, sie setzten sich aber zur Wehr, verbrannten die Vorstädte von Celle, verschonten nicht einmal das Waisenhaus und drohten, die Stadt Hannover in einen Aschenhaufen zu verwandeln, auch Kassel dem Erdboden gleich zu machen. Aber der einfallende harte Winter hinderte sie an jedem größeren Unternehmen. Schon im Februar 1758 brach Herzog Ferdinand von Celle auf, besetzte die Weser und rückte gegen Hannover vor, das die Franzosen in einem fluchtartigen Rückzuge verließen. Mariendrebber brandschatzten sie noch in aller Eile um 500 Reichsthaler, zertrümmerten auch etliche Fenster der Kirche. „Jedoch kamen wir noch, gottlob, ungeplündert davon," schreibt Pastor Thilo. In Diepholz verbrannten sie vor ihrem Abzuge noch alle Magazine. Wo Herzog Ferdinand mit seinem Heere erschien, da flohen die Franzosen. Nur Hoya leistete Widerstand und mußte erst erstürmt werden. In einer Zeit von 8 Tagen war ganz Hannover vom Feinde geräumt, der sich auf den Rhein zurückzog und seine Vorräte, Verwundeten u. s. w. im Stiche ließ. Auch Bremen räumten sie. Bei ihrem eiligen Rückzuge hatten sie aber ganz die Besatzung von Vechta vergessen, die sich dann später mit über 100 Kanonen dem Herzoge ergab.

Aber der Krieg wurde jetzt auch seitens der Verbündeten ganz anders geführt, wie im Anfange. In den Herzen der hannoverschen, hessischen und braunschweigischen Truppen war eine so furchtbare Erbitterung erwacht gegen die Franzosen, die überall, wohin sie kamen, die größten Ansprüche machten, die grausamsten Erpressungen verübten, die jungen Leute mit Gewalt in ihre Regimenter einreihten, die die Leute, die ihre Ansprüche nicht mehr befriedigen konnten, einfach aufhingen, die überall die Frauen und Mädchen schändeten und das Vieh, das sie nicht selbst verzehren oder fortschleppen konnten, mutwillig töteten, daß sie sich, wo sie sie trafen, voller Wut auf sie stürzten. Auf die Flüchtigen aber warf sich das Landvolk, und man kann sich denken, wie die aufs äußerste erbitterten Bauern mit diesen Flüchtlingen um-

Digitized by Google

gesprungen sind. Als die Franzosen in Wesel ankamen, hatten sie 11000 Mann allein auf dem Rückzuge verloren.

Ein Jubel ging durch das Land. Niemand hatte eine so rasche und so völlige Wendung der Dinge erwartet. Es versteht sich von selbst, daß die Kirche dem, was Aller Herzen erfüllte, sofort Ausdruck gab. Zunächst wurde ein feierliches Dankgebet in allen Kirchen gehalten, das so angekündigt wird: „Nachdem es dem Allmächtigen gefallen, nach seiner grundlosen und unverdienten Barmherzigkeit die Waffen Sr. Majestät, unseres allergnädigsten Königs und Landesherrn dergestalt zu segnen, daß das feindliche Kriegsheer dieses Land hat räumen müssen." Auf den Sonntag Jubilate aber wird ein allgemeines Dankfest angeordnet und der Verlauf desselben für jede Gemeinde genau vorgeschrieben. Als Predigtthema wird gegeben Ps. 66, 10—14. Natürlich wurde der Tag auch anderweit gefeiert. In Wildeshausen z. B. wurde das Fest mit Vokal- und Instrumentalmusik gefeiert und Sonnabends und Sonntags vom Turm geblasen, „welches vielleicht in einigen Seculis (Jahrhunderten) nicht geschehen. Dies Vergnügen hat uns über 50 Thaler gekostet, welches Geld unsere Honoratiores aus eigenem Triebe fertig gebracht haben. Die Bürgerschaft hat auch den Montag darauf einen Ball gegeben und sich höchlich, obgleich ziemlich modeste et sobrie (bescheiden und mäßig) gefreuet. Die Kollekte meiner Gemeinde ist vielleicht die größte gewesen, welche je gesammelt ist, indem solche 104 Thaler betragen hat," schreibt Superintendent Hahne an Superintendent Grupe.

Denn mit dem Dankfest war verbunden die Einsammlung einer Kirchen- und einer Hauskollekte zu Gunsten derjenigen, die durch die feindlichen Einfälle gelitten hatten, aber nur in denjenigen Orten, die nicht in feindlicher Gewalt gewesen waren. So wurde denn bei uns die Kollekte nicht gesammelt. Ich zweifle aber nicht, daß ein Teil derselben auch den durch den Krieg so schwer getroffenen Einwohnern unserer Grafschaft zu Gute gekommen ist. Da aber die Kollekte von den Beamten gesammelt und befördert ist, so ist in den kirchlichen Akten darüber nichts enthalten.

Das öffentliche Kirchengebet wird jetzt den veränderten

Digitized by Google

Verhältnissen gemäß gestaltet. Es lautet von jetzt an: „Laß nicht zu, daß die Flammen des Krieges sich unsern Grenzen wieder nähern. Segne du zu dem Ende die Ratschläge und Unternehmungen deines Knechtes, unsers geliebten Königs, zu glücklicher und baldiger Endigung eines von uns nicht angefangenen und nicht gesuchten Krieges. Beschirme das für uns streitende Kriegsheer, dessen teures Oberhaupt und alle, die unter ihm zu Felde liegen."

Der Krieg ging unterdeß seinen Gang weiter. Herzog Ferdinand verfolgte die Franzosen bis über den Rhein, eroberte Düsseldorf und schlug bei Crefeld das feindliche Heer, das, nachdem es bedeutende Verstärkungen an sich gezogen hatte, sich ihm dort entgegenstellte. Anfang Juli wurde auf allen Kanzeln abgekündigt: „Das in gerechter Verfolgung des Feindes zeither begriffene Kriegsheer des Königs hat nach einer sehr glücklichen und bereits von verschiedenen kleineren Vorteilen gefolgt gewesenen Uebersetzung über den Rhein am 23. des Monats Juni einen vollkommenen Sieg erfochten, so daß die feindlichen, unter des Prinzen von Clermont Befehlen stehenden Kriegsvölker ohnweit Crefeld geschlagen und aus ihren durch Natur und Hände befestigtem Lager zu weichen gezwungen und diesseits verschiedene Siegeszeichen erobert worden sind. Dadurch ist nicht nur der Feind aus unseren Grenzen vertrieben, sondern auch immer weiter davon entfernt." Wiederum erfolgte ein allgemeiner Dankgottesdienst in der Kirche, laut ertönte das: Nun danket Alle Gott! Das Land atmete auf.

Die Hoffnung aber, daß der Feind endgültig den Landesgrenzen fern bleiben würde, erwies sich als fehlsam. Während der Herzog Ferdinand vor Wesel lag, und seine Streifkorps bis in die Nähe von Brüssel ausschickte, rückte ein Heer von über 80000 Mann, zum großen Teil deutsche, in französischem Solde stehende Regimenter, unter dem Prinzen Soubise von Württemberg aus, zunächst gegen Hessen, besetzte das Land und bedrohte von neuem Hannover. Nun mußte Herzog Ferdinand zurück; er setzte wieder über den Rhein und nahm sein Winterquartier in Westfalen. Dadurch wurden

Digitized by Google

die Franzosen gehindert, den Befehl auszuführen, der am 5. Oktober von Paris aus an den Prinzen Soubise ergangen war: „Sie, mein Herr, müssen ganz Westfalen in eine Wüste verwandeln und in den Ländern an der Lippe und in Paderborn, als den fruchtbarsten Provinzen, muß Alles bis auf die Wurzeln in der Erde ausgerottet werden.“ Der Winter war sehr hart, täglich erfroren Einzelne von den schlecht gekleideten und schlecht genährten Truppen auf ihren Posten. Es wurde spät, bis der Herzog wieder auf dem Kriegsschauplatze erscheinen konnte. Der Befehl König Friedrichs rief ihn nach Frankfurt a. M., das die Franzosen hinterlistigerweise besetzt und zu ihrem Hauptquartier gemacht hatten. Aber vergeblich waren die Bemühungen des Herzogs, ihnen die Stadt wieder zu entreißen. Unterdessen rückten die Franzosen von Hessen aus wieder vor, nahmen Minden ein und eroberten Münster und Osnabrück. Da erschien der Herzog wieder. Bei Minden kam es zu einer großen Schlacht, und von allen Kanzeln im Lande wurde es verkündigt, daß am 1. August der Allmächtige die zur Rettung dieser Lande ergriffenen Waffen Sr. Königlichen Majestät, unsers allergnädigsten Herrn, abermals also gesegnet habe, daß er denenselben einen herrlichen und glorreichen Sieg über die zahlreiche französische Armee bei Minden verliehen habe, wodurch diese, da sie auf die Seite zwischen Petershagen und Minden angerücket, zurückgeschlagen und mit großem Verluste sich in und hinter die Stadt Minden zu ziehen genötigt worden, worauf auch schon am 2. August die Verlassung der Stadt Minden erfolget, wie denn auch ferner ein besonderes Korps feindlicher Truppen am 1. August bei Cofeld eine Niederlage erlitten habe. Wiederum wird ein feierlicher Dankgottesdienst für den nächsten Sonntag angeordnet und die Feier eines andern großen Dankfestes in nächster Zeit in Aussicht gestellt. Dies Fest findet am 12. Sonntag nach Trinitatis statt. Als Predigttext wird vorgeschrieben Jes. 8, 9 u. 10. Doch wird verfügt, daß die Prediger ernstlich erinnert werden sollen, bei solcher Predigt der geziemenden Sanftmut und Moderation sich zu befleißigen und ihren Vortrag so einzurichten, daß darinnen Alles, was nach Bitterkeit gegen den Feind

Digitized by Google

und nach eigener Ruhmrätigkeit schmecken könnte, mit aller Sorgfalt vermieden, dagegen die Gemeinde zum Preise Gottes und einer guten Anwendung der dem ganzen Lande verliehenen Wohlthaten erwecket werden möge. In dem Dankgebete aber wird ausgesprochen: „Wir bringen dir Dank, daß du den weisen und tapfern Befehlshaber unsers Heeres, nebst den heldenmütigen Erbprinzen von Braunschweig, deren sich deine Vorsicht, als auserlesener Werkzeuge bei Verleihung dieses großen Sieges, vornehmlich bedienen wollte, so gnädig beschirmet und dieselben nicht nur siegreich, sondern auch ganz unversehrt aus der Gefahr herausgeführt hast. Gieb ferner diesen tapferen und unerschrockenen Kriegsleuten, die sich beständig für unser Wohl aufopfern, Mut und Sieg."

Mit diesem Dankfeste wurde wiederum die Einsammlung einer Hauskollekte verbunden, um denjenigen unter die Arme zu greifen, welche bei dem feindlichen Durchzuge gelitten hatten, denn, wie den Gemeinden abgekündigt wurde, nach der Niederlage bei Minden zogen sich die Franzosen von Minden nach Cassel zurück, und zwar durch die Fürstentümer Calenberg, Grubenhagen und Göttingen. Dies Mal wurde die Kollekte auch in unserer Grafschaft gesammelt, die in diesem Jahre von der Kriegsnot nicht unmittelbar getroffen war.

In der Citadelle von Vechta lag unterdes nach der Uebergabe derselben seitens der Franzosen eine preußische Besatzung unter dem Befehle des Majors Guntenberg. In der streng katholischen Stadt aber konnten die Soldaten weder das Wort Gottes hören, noch das hl. Abendmahl empfangen, und schmerzlich empfanden sie diesen Mangel. So wendete sich denn der Major an das Konsistorium in Hannover und bat, dasselbe möchte doch durch die benachbarten lutherischen Prediger ihnen regelmäßige Gottesdienste abhalten lassen. Der Bitte wird sofort entsprochen und dem Superintendenten Grupe in Diepholz der Auftrag erteilt, sich mit den Superintendenten in Wildeshausen und in Sulingen in Verbindung zu setzen. Beide stimmen freudig zu, und nun wird eine bestimmte Reihenfolge festgesetzt, in der die Geistlichen in Diepholz, Drebber, Barnstorf, Heiligenloh, Colnrade, Groß-Knethem und Huntlosen nach Vechta behuf des Gottesdienstes kommen sollen.

Digitized by Google

Aber es hatte sich ein Bedenken erhoben. „Da man dem katholischen Pöbel niemals trauen darf," schrieb der Amtmann von Diepholz an Superintendent Grupe, „derselbe aber im Amte Vechta besonders insolent ist und nicht ohne großen Verdruß sehen wird, daß von einem evangelischen Prediger zu Vechta Gottesdienst gehalten wird, so verstellen wir zu geneigtem Ermessen, ob Ew. Hochwürden den Herrn Kommandanten zu requirieren geruhen wollen, daß er allemal denen Herren Predigern zu deren Sicherheit ein Kommando von 5 oder 6 Mann bis zu der münsterschen Grenze entgegen schicken und sie wieder dahin begleiten lassen." Dieses Bedenken wird dem Kommandanten vorgelegt und von demselben für berechtigt erklärt, er meint aber, daß es zu sehr in die Augen fallen würde, 5 oder 6 Kommandierte den Predigern entgegen zu senden. Er bestimmt je einen Unteroffizier und einen Mann zu diesem Geleite und so ist bis zum Jahre 1760, wo ein eigener evangelischer Feldprediger in Vechta angestellt wurde, alle 14 Tage einer der Geistlichen der genannten Orte mit seinem Küster unter militärischem Geleite in die „Citadelle" von Vechta am Sonnabend eingezogen und am Sonntag Nachmittag wieder abgefahren. Es wurde ihnen ein mit 4 Pferden bespannter Wagen zur Verfügung gestellt, der als Kriegsfuhre von den verschiedenen Aemtern geliefert ward. Zur Bestreitung der Kosten dieser zweitägigen Reise erhielt der Pastor jedes Mal 2 Thaler, der Küster 1 Thaler.

Die Niederlage bei Minden hatte den Franzosen 8000 Mann und ihr ganzes Gepäck gekostet, sie gaben auch Hessen wieder auf. Zu all dem Unglück, das sie getroffen, kam auch noch der Verlust ihrer Flotte, die am 20. November desselben Jahres von dem englischen Admiral Hawke an der französischen Küste vernichtet wurde. Auch in Indien und Amerika wurden die Franzosen geschlagen und zurückgedrängt. So boten denn Friedrich von Preußen und Georg von England am Ende des Jahres 1759 unter günstigen Bedingungen Frankreich den Frieden an. Aber vergebens; die Marquise von Pompadour, die eigentliche Beherrscherin von Frankreich, haßte König Friedrich viel zu sehr und wollte

Digitized by Google

von Einstellung der Feindseligkeiten nichts wissen. Im Gegenteil, Frankreich raffte noch einmal alle seine Kraft zusammen. So begann denn das Jahr 1760 damit, daß wieder 130000 Franzosen den Rhein überschritten, von denen 100000 Mann in Westfalen eindringen, 30000 am Rhein stehen bleiben sollten. Man beabsichtigte dadurch das Heer des Herzogs Ferdinand zu teilen. Derselbe hatte Alles in Allen nur 70000 Mann, mit denen er die ganze Gegend von Frankfurt bis Wesel und Hannover decken sollte. Aber trotz ihrer Uebermacht wagten die Franzosen keine entscheidende Schlacht mehr. Trat ihnen der Herzog entgegen, so verschanzten sie sich jedesmal, oder zogen sich in die festen Städte zurück. Statt dessen übten sie den sog. kleinen Krieg mit Raub, Plünderung und Brandstiftung, wohin sie kamen. So wütete denn der Krieg abwechselnd in Westfalen, Hessen, Hannover. Bald waren die Franzosen Meister, bald die Verbündeten.

Bei den großen Verlusten, die dieser Krieg naturgemäß mit sich bringt, suchte man auf jede Weise dieselben zu ersetzen. Alle kriegstüchtigen jungen Leute wurden in die Uniform gesteckt, und zwar einerlei von Freund und Feind. Denen, die freiwillig eintraten, bot König Georg große Vergünstigungen, sie sollen erhalten neben freier Kost monatlich 4 Thaler, sie brauchten auch nicht länger zu dienen als die feindliche Invasion (Einfall) dauerte, im Falle der Verwundung sollten sie eine Pension erhalten, im Falle des Todes sollten ihre Frauen und Kinder eine Pension erhalten. Man griff zuletzt auf 14jährige Knaben. Schließlich wird auch allen Deserteuren und Fahnenflüchtigen Verzeihung angeboten, wenn sie sich freiwillig wieder zu den Fahnen stellten.

Noch einen andern schweren Schaden zeitigte dieser sog. kleine Krieg. Die rasch erscheinenden und schnell wieder verschwindenden kleinern Korps, die überall den Feind beunruhigten, seine Zufuhren abzuschneiden und ihm jeden möglichen Abbruch zu thun suchten, drückten furchtbar das Landvolk. Sie verlangten, wohin sie kamen Lebensmittel, Wagen, Pferde, und zwar sofort. Nicht blos der Feind that dies, auch der Freund, und nicht blos im Falle der äußersten Not, sondern oft genug mutwillig. Das Uebel wurde so drückend, daß schon im

Digitized by Google

Jahre 1759 auch bei uns der Herzog Ferdinand die schwersten Strafen denen ankündigte, die ohne Befehl der Höchstkommandierenden derartige Lieferungen und Kriegsfuhren erpreßten. Dieses Verbot wird im Jahre 1760 in schärfster Weise wiederholt und an allen Orten öffentlich angeschlagen. Zugleich werden alle Obrigkeiten aufgefordert, sich solchen boshaften Frevelthaten mit Gewalt zu widersetzen. Man kann daraus entnehmen, welchen Umfang das Unwesen angenommen hatte. Auf den 6. Mai 1760 wurde deshalb wieder ein allgemeiner Buß- und Bettag ausgeschrieben zur Erhaltung eines vom ganzen Lande sehnlichst gewünschten Friedens und als Predigttext Ps. 85, 7—9, bestimmt. Aber der gewünschte Friede kam nicht.

Als der Winter hereinbrach, waren die Franzosen unter dem Herzog von Broglio Herren des Fürstentums Göttingen, von Cassel und Hessen, wo sie alle festen Plätze besetzt hielten und überall ungeheure Vorräte aufgespeichert hatten. Die Versuche Ferdinands, den Feind noch im Herbste von dort zu vertreiben, waren sämtlich fehlgeschlagen. Als er aber im Februar 1761 in 4 Kolonnen aufbrach und die Franzosen von allen Seiten anfiel, da hielten sie nicht länger Stand. Göttingen fiel, aber Cassel, Marburg und Ziegenhain blieben in den Händen der Franzosen. Von hier aus drangen sie, sobald der Herzog wieder fern war, wieder nach Norden vor, brandschatzten den Harz, das Herzogtum Braunschweig, auch Osnabrück. Anfang September kamen sie wieder hierher. „Sie wüteten in Diepholz grausam", schreibt Pastor Thilo (vergl. Detmering, Chronik von Marienbrebber p. 50), „und forderten 10000 Reichsthaler, unter Bedrohung, daß sie den ganzen Flecken in Brand stecken wollten; daher schon die Dragoner mit angezündeten Strohwischen auf der Straße herumsprengten. 15000 Reichsthaler und verschiedene Geiseln, worunter selbst der Superintendent Grupe war, nahmen sie mit. Der Superintendent kam aber bald wieder los, nachdem er bis Gohfeld mit gewesen war. Einige andere Geiseln kamen auch nach und nach wieder, einige aber blieben zurück." „Was die Kontribution betrifft, so wollte die Königliche Regierung den geforderten Nachschuß nicht

Digitized by Google

bewilligen. Die 15000 Thaler aber mußten durch das ganze Amt wieder aufgebracht werden, und wurde Alles auf die Ländereien und Wiesen geschlagen. Und zwar so, daß für diesmal die Adligen, Geistlichen und Freien, sogar die Kirchen von ihren Ländereien dasjenige in duplo liefern mußten, was die Contribuabeln einfach gaben. Der Gestalt war das Prinzipium der Contribution: 1 Himten Einfall gutes Ackerland gab 1 Mgr., 1 Himten schlechtes Ackerland gab 4 Pf., 1 hoyasches Fuder Wiesen-Wuchs gab 2 Mgr. 2 Pf. So viel nun Jemand Land hatte, mußte er in duplo geben. So gab die Pfarre in Mariendrebber zweimal 8 Thlr. 28 Mgr. 6 Pf. und nochmal 7 Thlr. 19 Mgr. 4 Pf. Die Kirche und Schule gab zweimal 2 Thlr. 4 Mgr. 1 Pf. und nochmal 1 Thlr. 29 Mgr. 2 Pf. Das monatliche Simplum (Einfache) von der Pfarre betrug 1 Thlr. 9 Mgr. 2 Pf., das monatliche Septuplum (Siebenfache) 8 Thlr. 28 Mgr. 6 Pf., das monatliche Sextuplum (Sechsfache) 7 Thlr. 19 Mgr. 4 Pf. Da die Pfarre von 20 Monaten kontribuieren mußte, leistete sie 20 Mal 1 Thlr. 9 Mgr. 2 Pf. = 25 Thlr. 5 Mgr. kassenmäßig Geld. Die Pfarre zu Jacobidrebber zahlte zweimal 10 Thlr. 23 Mgr. 2 Pf. und nochmal 9 Thlr. 4 Mgr. 4 Pf."

Der Versuch der Franzosen, sich von neuem Bremens zu bemächtigen, wurde von den Bürgern der Stadt vereitelt, die entschlossen waren, lieber bis auf den letzten Mann unterzugehen, als noch einmal die schmählichen Mißhandlungen seitens der Franzosen, die sie früher erduldet hatten und als die Stadt vom Feinde besetzt war, über sich hatten ergehen lassen müssen. Damals sind die Franzosen auch wieder in Diepholz gewesen. Bei der ungeheuren Uebermacht der Franzosen und da er so weite Länderstrecken schützen mußte, war Herzog Ferdinand nicht in der Lage, dieses Vorgehen der Feinde zu verhindern. Noch etwas Anderes kam hinzu: Im Oktober 1760 starb Georg II. von England, und mit seinem Tode hörte der Eifer, Amerika in Deutschland zu erobern, auf. England hatte in Amerika erreicht, was es wollte, und König Georg III. erneuerte den Vertrag mit Preußen nicht wieder, zahlte auch keine Hülfsgelder an König Friedrich mehr. Pitt, der Minister und Freund

Digitized by Google

Friedrichs II., mußte einem Manne weichen, der Friedrich haßte. Das trug selbstverständlich sehr viel dazu bei, daß der Krieg auch bei uns ins Stocken geriet und den oben geschilderten Verlauf nahm.

Unterm 2. Dezember 1761 verfügte Georg III., daß, „obwohl die göttliche Vorsehung die Unternehmungen unserer unter der tapfern und weisen Anführung des Herzogs Ferdinand stehenden Armeen in diesem Jahre abermals dergestalt gesegnet, daß nicht nur der größte Teil unserer deutschen Lande gegen die ihnen angedrohte Ueberziehung beschützet worden, sondern auch am Ende des Feldzuges diejenigen Gegenden dem Feinde wiederum entzogen sind, welche bei dem Anfange desselben von dessen Gewalt befreit waren, so habe jedoch bei der großen und sehr überlegenen Anzahl der Königlich französischen Truppen selbigen das Eindringen nicht gänzlich zu verwehren gestanden. Die aus den von ihnen besetzt gewesenen Oertern einkommenden höchst kläglichen Berichte ergäben nun, wie hart solche mitgenommen wären und in welchen mitleidswürdigen Umständen sie sich befänden." So wird denn abermals eine Hauskollekte zu Gunsten derselben eingesammelt, und dabei seitens des Königs erklärt, „er hege zu seinen Unterthanen, die nicht nur von feindlicher Gewalt befreit geblieben, sondern auch Gelegenheit gehabt hätten, ihre in Ruhe eingeernteten Früchte zu einem weit höheren Preise auszubringen, oder auf andere Weise mehr zu gewinnen, als sonst hätte geschehen können, das billige Zutrauen, daß auch sie ihres Ortes ihren verarmten Mitbürgern zu Hülfe zu kommen, „geneigt seien."

Da die englischen Hülfsgelder ausblieben, so mußte man Umschau halten nach neuen Steuern. Eine Verschlechterung des Geldes, wie das in Preußen geschah, wurde nicht beliebt. So wurde denn eingeführt eine neue Tabaksteuer, und zwar in der Art, daß jede Mannsperson jährlich 3 Mariengroschen an „Tobackgeld" zu entrichten hatte, und zwar soll jeder Hauswirt diese Steuer für seine Söhne, Knechte und Dienstjungen über 14 Jahre alt entrichten, auch für die bei ihm befindlichen Häuslinge. Keiner wird von dieser Steuer ausgenommen, „er sei Hoher oder Niedriger, Adel oder Unadel, Geist-

Digitized by Google

oder Weltlicher, Civil- oder Hofbedienter, Ober- oder Unteroffizier." Nur die „Reuter, Dragoner und Soldaten sollen frei und immun (unbesteuert) sein." Ferner wird eine neue Steuer auf allen Essig, Wein und Branntwein gelegt, indem die bisherige Steuer für den Ohm Wein erhöht wird um $1^1/_2$ Thaler, für den Ohm Branntwein um 1 Thaler, für die halbe Tonne Essig um 8 Gutegroschen.

Der Tod der Kaiserin Elisabeth von Rußland am 5. Januar 1762 brachte endlich die gewünschte Wendung in dem langen, schrecklichen Kriege. Der neue Zar Peter III. verehrte König Friedrich aufs höchste, er rief sofort seine Truppen aus Preußen zurück, gab die dort eroberten Festungen heraus, ja, er stellte sogar einen Teil seines Heeres Friedrich zur Verfügung. Freilich dauerte das nicht lange. Peter wurde heimlich schon am 9. Juni von seiner eigenen Gemahlin Katharina entthront und ins Gefängnis geworfen, wo er bald starb, und Katharina bestieg den Thron. Aber sie schloß sich nicht wieder den Feinden Friedrichs an, und letzterer konnte sich nun wieder gegen seine andern Feinde wenden. In Westfalen und am Rheine wurde unterdeß in der Weise des vorigen Jahres der Krieg weiter geführt. Sorgfältig vermieden die Franzosen jede entscheidende Schlacht. Bei Cassel lagen sie in einem festen Lager. Um den Besitz dieser Stadt drehte sich schließlich der letzte Kampf. Nach einer langen Belagerung, in der die Einwohner namenlos durch Hunger litten, erreichten die Franzosen am 1. November 1762 einen ehrenvollen Abzug. 2 Tage nachher wurden die Praeliminarien (Einleitungspunkte) zu dem Vertrage unterzeichnet, welcher dem Kriege zwischen Frankreich und England ein Ende machte. In diesem Vertrage wurde ausdrücklich bestimmt, daß Hannover, Hessen und Braunschweig von den Franzosen geräumt und zurückgegeben werden sollten. Die Hostilitäten (Feindseligkeiten) sollten sofort aufhören. Das geschah. Der edle, tapfere Herzog Ferdinand berief noch einmal seine Unterbefehlshaber und dankte ihnen und seinen braven Truppen für ihr Vertrauen und für ihren Gehorsam und schloß mit der Versicherung, daß das Andenken, mit so wackern Leuten für sein Vater-

Digitized by Google

land gestritten zu haben, nie in seinem Herzen erlöschen würde. Dann entließ er die Truppen in ihre Heimat. Damit hört die Anteilnahme Hannovers am 7jährigen Kriege auf.

Am 23. November 1762 verordnet das Konsistorium, daß das in Absicht auf die bisherige Kriegsnot gebrauchte Formular des Kirchengebetes nunmehr einzustellen sei. Unterm 9. Dezember verfügt der König von neuem die Abhaltung einer Hauskollekte „in unsern gesammten teutschen Churlanden, das Fürstentum Göttingen und Grubenhagen allein ausgenommen," zu Gunsten der durch den Krieg verarmten getreuesten Unterthanen. Am Neujahrstage 1763 aber wird den Gemeinden von der Kanzel verkündigt: „Der gnädige Gott hat uns gegen Ende des verflossenen Jahres eine solche Wohlthat geschenkt, die alle Siege übertrifft und die völlige Errettung von all den Uebeln verspricht, die der Krieg mit sich führt, indem er die im letztverflossenen Jahre gepflogenen Friedensunterhandlungen dergestalt gesegnet hat, daß zwischen Ihrer Königlichen Majestät und churfürstlichen Durchlaucht, unserm allergnädigsten Könige und denen Kronen Frankreich und Spanien der Friede nunmehro wieder hergestellt ist." Es wird nun auf Donnerstag, 6. Januar, als am Feste Epiphaniae, ein öffentliches Dankfest in allen Kirchen höchstderoselben teutschen Landen angeordnet. In dem vorgeschriebenen Dankgebete des Tages aber heißt es: „Auf dies Land war die größte Macht unserer bisherigen Feinde gerichtet" und „du hast uns die schweren Folgen dieses heftigen Krieges empfinden lassen, damit wir die unschätzbare Wohlthat des edlen Friedens desto höher achten möchten, wir, die wir vorhin in mehr als 100 Jahren keinen Krieg im Lande erfahren haben."

Der Dankgottesdienst selbst aber verlief in folgender Weise: Geläutet wird wie am ersten Tage der großen Feste; die Kinder versammeln sich mit dem ersten Geläute in der Schule und gehen vor dem letzten in guter Stellung und Ordnung in die Kirche unter Absingung des Liedes Nr. 5 im alten hannoverschen Gesangbuche: „Alle Welt, was lebt u. s. w." Im Gottesdienst wird statt des Interitus und Kyrie gesungen Nr. 3: „Bringt

Digitized by Google

her dem Herrn". Als zweiter Gesang Nr. 10: „Allein Gott u. s. w." Statt der Epistel wird verlesen der 145. Psalm. Dann folgt der Hauptgesang Nr. 771: „Sagt Gott dem Höchsten Dank". Statt des Evangelii Psalm 157. Statt des Glaubensbekenntnisses wird entweder musicieret, oder gesungen Nr. 480: „Es wolle Gott uns gnädig sein". Wenn der Pastor auf der Kanzel steht, wird gesungen Nr. 272, 6 u. 7: „Dein Name sei gepriesen u. s. w." Gepredigt wird über 1. Könige 8, 56—58. Dabei bemerkt das Konsistorium vorsichtig: „Man verspricht sich von der Klugheit der Prediger, daß sie sich in Ansehung unserer vormaligen Feinde aller Heftigkeit enthalten und da wo es der Zweck erfordert, nur in gemäßigten und solchen Ausdrücken ihrer erwähnen werde, die den von Gott gnädiglich verschafften beiderseitigen friedlichen Gesinnungen gemäß sind." Nach der Predigt wird das Dankgebet gehalten und danach mit Weglassung aller andern Fürbitten und Danksagungen das Vaterunser gebetet. Nach der Predigt wird gesungen: „Herr Gott dich loben wir". Zum Beschluß des Gottesdienstes Nr. 15: „Nun danket Alle Gott". Dieser Gesang wird auch nach beendigtem Gottesdienste von den Türmen wiederholt.

Am Nachmittage findet eine ganz ähnliche Feier statt. Die Prediger aber und Lehrer sollen allen Fleiß verwenden, daß auch aus dem Munde der Kinder dem Herrn ein Lob zugerichtet und auf allerlei Weise die liebe Jugend einen lebhaften und bleibenden Eindruck von der Größe der dem Lande widerfahrenen Wohlfahrt und ihrer schuldigen Dankbarkeit gewinnen. Daß sich an das Dank- und Friedensfest wiederum eine Hauskollekte für die im Kriege Verarmten anschließt, ist wohl selbstverständlich.

So war denn der Krieg endlich zu Ende gekommen, aber die wirkliche Ruhe im Lande war noch lange nicht zurückgekehrt. Auf allen Straßen trieb sich liederliches, herrenloses Volk umher, entlassene Soldaten und all jenes Gesindel, das sich damals den Heeren anschloß. Sie rotteten sich vielfältig zu Banden zusammen und erzwangen Unterstützungen und Hergabe von Lebensmitteln, verübten Einbrüche und Diebstähle und schreckten

Digitized by Google

selbst nicht zurück vor öffentlichen Raub- und Mordthaten. So wird denn wiederholt im Laufe des Jahres 1763 befohlen, diesem Wesen mit allen Mitteln zu steuern und ja nicht zu milde Strafen zu verhängen, sondern die Todesstrafe schon bei bloßen Bedrohungen in Anwendung zu bringen. Sind aber von diesen Banden Verletzungen verübt, Brandstiftungen und Mordthaten, so soll nicht mehr der Strang, sondern das Rad zur Anwendung kommen.

Und schon im Jahre 1763 beginnt man die Rückzahlung der von den verschiedenen Landschaften gemachten Kriegsschulden. Aber bis dieselben wirklich zurückgezahlt sind, bis die zerstörten Wohnungen wieder aufgerichtet, die verödeten Felder wieder bestellt sind und der Viehstand wieder auf seine frühere Höhe gebracht ist, wie lange Jahrzehnte hat das gedauert! Und als das arme Volk anfing, aufzuatmen, da kamen die Franzosen wieder, aber diesmal nicht auf wenige Monate, nein, auf lange Jahre, da kam Napoleon, und Hannover wurde mit dem Kaiserreich Frankreich, bezw. mit dem Königreich Westfalen vereinigt.

Im Jahre 1766 werden auch die 1757 von der Kriegskanzlei eingezogenen Barbestände der Kirchen- und Armenkassen denselben durch Vermittlung des Konsistoriums wieder zurückgezahlt, und zwar, wie im Anfange versprochen, mit 4 % Zinsen für die ganze Zeit. Aber leider erfolgt die Rückzahlung in schlechtem Gelde, so daß bittere Klagen einlaufen über die erheblichen Verluste, die die kirchlichen Kassen durch diese Zahlweise erleiden. Aber es hilft nichts, eine Mehrzahlung findet nicht statt, und die Kirchenvorstände müssen sich beruhigen mit dem, was sie empfangen haben. Im Jahre 1770 wird von den Kirchenkommissarien berichtet, daß die im Jahre 1766 zurückgesandten Gelder in allen Kirchspielen zu Gunsten der betr. Kassen zu 5 % wieder ausgeliehen seien. Das war damals der übliche Zinsfuß.

Digitized by Google

Aus den Tagen unserer Großväter.

„Ew. Hochwürden habe hierdurch gehorsamst zu versichern, nicht ermangeln wollen," so schrieb am 19. Nov. 1773 Amtmann Hellmuth in Lemförde an den Superintendenten Dörrie in Diepholz, „daß die bestellten 6 Vorspann-Pferde morgen über 8 Tage zu dero Abholung des Abends in Diepholz eintreffen werden und daß dem hiesigen Bürgermeister sowohl schriftlich, als mündlich mit Nachdruck befohlen worden, durchaus keine unvorsichtigen Fuhrleute, noch unsicheren Pferde zu dieser Reise zu bestellen; wobei ich jene noch besonders ermahnen werde, mit möglichster Behutsamkeit zu fahren und sich in Branntwein nicht zu übernehmen." Am 27. Novbr. nämlich sollte der Pastor Heimann in Lemförde eingeführt werden, und dazu bedurfte es solcher Anstalten! Man sagt vielleicht: ja, das war im Winter! Aber im Jahre 1756 verordnet Superintendent Grupe, daß die Pferde, welche ihn zu der am 8. Juli in Burlage stattfindenden Kirchenvisitation abholen sollen, pünktlich um 4 Uhr morgens vor der Superintendentur einträfen, damit er rechtzeitig zum Beginn des Gottesdienstes in Burlage sein könnte.

In vielfachen Schlangenwindungen zog sich die uralte Heerstraße, die von Osnabrück nach Bremen führte, durch unsere Grafschaft hindurch, sorgfältig alle Niederungen meidend und nach Möglichkeit die Anhöhen aufsuchend. Nur selten führten Brücken über die Wasserläufe, meist waren die Niederungen mit Knüppeldämmen

Digitized by Google

ausgefüllt; ein Steinweg war nirgends vorhanden. Noch jetzt sind viele Strecken der alten Heerstraße erhalten und zeigen deutlich, wie schmal der Weg war, so daß kaum 2 Wagen aneinander vorbei fahren können, sie zeigen aber auch, wie krumm und gewunden die Straße lief. Die Bewohner der anliegenden Ortschaften hatten nur ein geringes Interesse daran, den Weg zu bessern. Eine große Heerstraße in schlechtem Stande bedeutete damals einen steten und großen Gewinn durch Leistung von Vorspanndiensten. Auch bei uns müssen diese Vorspanndienste in großem Maßstabe geleistet sein. Die Viehzählung im Jahre 1746 im alten Amte Lemförde, die allerdings die Pferde nicht mit umfaßt, weist einen Bestand von 238 Ochsen auf; wohl sämtlich Zugochsen, die fast ausschließlich von den an der Heerstraße gelegenen Grundbesitzern gehalten werden. Gerd Plaggemeier hielt 16 solcher Ochsen, Lücke Krone deren allein 20.

Und doch bewegte sich auf dieser schmalen, tiefausgefahrenen und bei Regenwetter und im Winter kaum zu passierenden Straße ein großer Verkehr, und die Sorge für das nötige Fuhrwerk und die Vorspannpferde ist in Kriegszeiten fast die erste Sorge der Heerführer. Die erste Maßregel bei beginnendem Kriege ist das strenge Verbot des Pferdeverkaufs und der Pferdeausfuhr. Streng wird auch Unbefugten untersagt, Vorspannpferde zu requirieren, oder durch Drohungen und Thätlichkeiten Kriegsfuhren zu erpressen. Schon im November 1759, beim Beginn des 7jährigen Krieges in unserer Gegend droht Herzog Ferdinand von Braunschweig, der Général-en-Chef Sr. Königlichen Majestät von Großbritannien Armee, „rigouristische" Strafe, Jedem, der diesem Befehle zuwider handelt. Aber erst der Scharfblick und die Thatkraft eines Napoleon war nötig, bis diesen unerträglichen Wegeverhältnissen ein Ende gemacht und die jetzige schöne, breite Chaussee angelegt wurde, die in möglichst gerader Linie auf kürzestem Wege die Gegend durchläuft, die Niederungen auf aufgeschüttetem Damme überschreitet, die Wasserläufe auf soliden, steinernen Brücken überwindet und mit einem Male unsere Gegend auf die damalige Höhe des Verkehrs hob.

Digitized by Google

Die schwerbeladenen Frachtwagen waren ebenso wie die ländlichen Fuhrwerke streng angewiesen, den Postwagen auszuweichen, die mit verhältnismäßig großer Schnelligkeit, infolge der häufigen Relais, wo frische Pferde vorgespannt wurden, den Weg zurücklegten. Ich vermute, daß die Post von Osnabrück nach Bremen schon bald nach dem großen Kriege eingerichtet ist, denn schon im Jahre 1676 hatte Herzog Georg Wilhelm von Celle den Venetianer Francesco Maria Capellini Stechinelli, der 1656 als Bettelknabe einen Mordanschlag auf das Leben des Herzogs entdeckt und den der Herzog mit nach Celle genommen hatte, infolge seiner Verdienste um das Verkehrswesen im Herzogtum zum General-Erbpostmeister in seinen Landen ernannt, und ich zweifle nicht, daß derselbe schon um das Jahr 70 herum eine regelmäßige Postverbindung auf dieser Strecke eingerichtet hat. Aber noch im Jahre 1802 fuhr die Post wöchentlich nur 2 Mal, und das „Königlich-Churfürstliche Amt" verordnet zum Besten des Publici sowohl, als zur Erleichterung für die Postbedienten, daß von den Einheimischen die Briefe nur an Mittwochen und Sonntagen, von nachmittags 5 bis abends 8 Uhr, von den Auswärtigen aber an denselben Tagen auch von 11—12 Uhr mittags angenommen werden sollten. „Und hat es sich Jeder selbst beizumessen, wenn ihm die Briefe zu einer jeden andern Zeit nicht abgenommen werden und er das Comtoir geschlossen findet."

Und wie teuer war damals die Beförderung eines einfachen Briefes durch die Post! 1726 kostete ein Brief von Burlage nach Diepholz mit der Post 6 Mariengroschen. Dazu kam noch die Gebühr für den Briefträger, die je nach der Größe des Briefes 1 und 2 Grote betrug. Noch im Jahre 1787 kostete ein Brief von hier nach Celle 4 Mariengroschen 4 Pf.; die Uebersendung eines Betrages von 2 Thaler 1 Mariengroschen 2 Pf. ebendorthin 8 Mariengroschen. In der Franzosenzeit aber wurde diese Taxe so „enorm" hoch gesetzet, „daß ein aus einem halben Bogen bestehender Brief nach Hannover, der seinen Weg über Bremen nehmen muß, 84 Centimes; ein aus einem ganzen Bogen bestehender $1^1/_2$ Franken und darüber kostet," klagt Superintendent Köler am

Digitized by Google

3. Dezember 1811. Selbstverständlich mußten in dieser Zeit alle Briefe frankiert werden, auch die Portofreiheit der früher Privilegierten wurde nicht mehr berücksichtigt. Unsere Grafschaft, die von 1807 bis 1810 zu dem westfälischen Departement Aller gehörte, war von da an bis zur Vertreibung der Franzosen ein Teil des Kaisertums Frankreich und dem Departement Wesermündung und Oberems zugelegt, in kirchlicher Beziehung aber dem Konsistorium zu Stade unterstellt. Für einen „etwas größern" Bericht dorthin forderte die „Malle", so hieß damals die Post, 8 Franken 86 Centimes! Unter solchen Umständen wurde natürlich die Post möglichst wenig benutzt und Briefe nach Kräften mit „Gelegenheit" befördert. Die amtlichen Berichte aber der Geistlichen an den Superintendenten und die Geldsendungen an denselben, sowie die Cirkularschreiben des Superintendenten wurden durch die Küster besorgt, zu deren amtlichen Obliegenheiten diese Botendienste gehörten. Zuweilen geschah dies auch durch die Pfarrmeyer.

Welche Umstände bereitete aber die Beförderung von Briefen nach Orten, die nicht an der großen Poststraße lagen! 1758 versah Superintendent Grupe interimistisch die Superintendentur Sulingen, zu der damals auch Blendern bei Vilsen gehörte. Da schreibt nun der Pastor Movius in Blendern: „Weil von den 3 Pfarren Schwarme, Blendern und Inschen (Intschede) die Kirchenmeyer die Briefe in Kirchensachen tragen müssen, so habe ich gehorsamst Anfrage thun wollen, wenn etwas ferner zu berichten vorfallen sollte, ob dieselben die Briefe nach Sulingen oder Diepholz bringen müssen. Zu dem Letzteren werden sie sich als einem zu entfernten Orte schwerlich verstehen wollen." Movius selbst ersucht den Superintendenten, die Antwort auf seine Anfrage über Nienburg nach Verden mit der Post zu senden, „von da ich Gelegenheit habe, sie aus dem Posthause abholen zu lassen." „Ich weiß aber nicht," fügt er hinzu, „wie weit die Briefe müssen franquiret werden. Nach meinem Bruder in Heiligenlohe franquire ich bis Nienburg. Das zu erlegende Postgeld werde ich zu Danke remittiren." —

Digitized by Google

Aus dem südlichen Teile der Grafschaft hören die Klagen nicht auf über die Schädigungen, welche der Betrieb der Landwirtschaft durch den mangelhaften Abfluß des Wassers erleidet. Monatelang konnte in manchem Winter aus Hüde und Lembruch Niemand zur Kirche in Burlage kommen. Das Wasser steht oft noch um Johannis auf den Wiesen und Feldern, und die Bewohner jener Gegend sind dann nicht imstande, Torf zu stechen, müssen vielmehr Torf und Holz mit großen Kosten aus Oldenburg und Preußen beschaffen. Im Jahre 1699 weigern sich der Landdrost und der Superintendent nach Burlage zu kommen, „weil sie anjetzo bei so schlimmen Wegen und großem Wasser ohngefähr nicht dorthin kommen könnten." In Diepholz war es nicht viel besser. Am 10. April 1679 schreibt die Herzogin Sophie von Hannover, die öfters auf dem hiesigen Schlosse weilte: „Allhier kann man nirgends hinkommen, es liegt noch Alles unter Wasser."

Diese überreichliche Nässe übte nicht blos üblen Einfluß auf die Bestellung der Felder, sondern noch mehr auf die Viehhaltung. Im Vieh bestand schon damals der einzige Reichtum unserer Grafschaft; um das „Hornvieh" drehte sich zumeist der gesamte Betrieb der Landwirtschaft. Es liegen mir vor die Akten von 2 Viehzählungen, leider nur aus dem Amte Lemförde, eine aus dem März 1746, also vor dem Ausbruch des 7jährigen Krieges, eine aus dem November 1810, also mitten aus der Franzosenzeit heraus. Danach hielten im Jahre 1746 von 86 Haushaltungen in Lemförde nur 16 kein Hornvieh, darunter 4 arme Witwen, der Doktor Durich und Kantor Cruse. Die höchste Zahl an Hornvieh besaß die Witwe Rüdinger, nämlich 1 Ochsen, 6 Kühe, 1 Rind und 2 Kälber. Im Ganzen waren im Flecken Lemförde 8 Ochsen, 145 Kühe, 53 Rinder und 47 Kälber. In Marl hatten 32 Grundbesitzer 47 Ochsen, 71 Kühe, 34 Rinder und 5 Kälber; Gerd Plaggemeier allein, wie erwähnt, 16 Ochsen und 46 Kühe, Lücke Krone 20 Ochsen, aber nur 16 Kühe und 5 Kälber. In Lembruch hatten 60 Grundbesitzer 28 Ochsen, 202 Kühe, 119 Rinder und 236 Kälber; 18 Häuslinge noch 30 Kühe, 5 Rinder, 2 Kälber; der Schulmeister Jungblut

Digitized by Google

hält 2 Kühe, 2 Rinder und 2 Kälber. In Hüde sind 6 Ochsen, 232 Kühe, 171 Rinder und 117 Kälber; der Schulmeister Bockelmann hält 2 Kühe. In Brockum haben 113 Besitzer 29 Ochsen, 307 Kühe, 109 Rinder, 183 Kälber; der Pastor Oldendorp hat 4 Kühe, 1 Rind und 2 Kälber; der Schulmeister Wacker 2 Kühe. In Quernheim besitzen 20 Bauern 108 Ochsen, 75 Kühe, 24 Rinder, 71 Kälber; 10 Häuslinge noch 1 Ochsen, 13 Kühe und 1 Kalb. In Stemshorn endlich werden von 61 Besitzern 11 Ochsen, 148 Kühe, 84 Rinder und 48 Kälber gehalten. Im Ganzen befanden sich im Jahre 1746 im Amte Lemförde 238 Ochsen, 1223 Kühe, 599 Rinder und 759 Kälber, also 2739 Stück Hornvieh.

Es ist interessant, damit die jetzigen Zahlen zu vergleichen. Die Viehzählung am 1. December 1897 wies auf in Lemförde in 150 Haushaltungen 225 Stück Rindvieh, also 28 weniger als im Jahre 1746; in Quernheim in 60 Haushaltungen 315 Stück, also nur 37 mehr; in Marl in 121 Haushaltungen 710 Stück, in Hüde in 120 Haushaltungen 726 Stück, in Lembruch in 102 Haushaltungen 855 Stück, in Stemshorn in 109 Haushaltungen 354 Stück, in Brockum in 183 Haushaltungen 1129 Stück. Im Ganzen 4314 Stück Hornvieh; also nur 1575 Stück mehr als im Jahre 1746.

Die Viehzählung in der „Mairie" Lemförde vom 21. November 1810 ist viel genauer und hat offenbar hauptsächlich militärische Zwecke. In erster Linie sind es die Pferde, die gezählt und genau geschieden werden in Hengste, Wallachen, Stuten und Füllen. In Lemförde sind nur 24 Haushaltungen, welche Pferde halten, und zwar 11 Wallachen und 36 Stuten, dagegen kein Füllen; in Quernheim 14 Besitzer mit 4 Wallachen und 15 Stuten, sie ziehen 6 Füllen groß; in Stemshorn giebt es 2 Hengste, und 26 Haushaltungen haben 8 Wallachen, 34 Stuten und 2 Füllen; in Marl haben 41 Hofbesitzer 9 Wallachen und 62 Stuten, aber kein Füllen; in Hüde 51 Haushaltungen 10 Wallachen, 68 Stuten, 3 Füllen; in Lembruch 65 Besitzer 43 Wallachen, 30 Stuten und 8 Füllen; in Brockum 59 Bauern 32 Wallachen, 82 Stuten und

Digitized by Google

14 Füllen. Die Zahl sämtlicher Pferde im erwähnten Bezirke belief sich also auf 479 Stück.

Aber mit diesen Zahlen war nichts anzufangen. „Se. Majestät der Kaiser", verfügt der Präfekt von Quakenbrück aus, „hat die Selbigem vorgelegten Nachrichten über den Bestand der Pferde des hiesigen Departements zur vollständigen Beurteilung desselben nicht ausreichend gefunden und daher nähere Exemplifikationen verlangt". Und nun wird ein ganz genaues Schema vorgelegt, nach dem eine erneute Zählung vorgenommen werden soll, zuerst die jungen männlichen Pferde, und zwar die im laufenden Jahre Geborenen, dann die 1 bis 2jährigen, die 3—4jährigen, endlich die ausgewachsenen Hengste und Wallachen, und zwar die 5—8jährigen, die 11—12jährigen und solche über 12 Jahre. Ebenso sollen auch die weiblichen Pferde gezählt werden. Die Zählung ist wirklich im Juni 1812 vorgenommen während die „große" Armee auf dem Vormarsche nach Rußland begriffen war und natürlich auch eine erhebliche Anzahl von aus hiesiger Gegend requirierten Pferden dieselbe begleiteten. Die Zählung ergiebt den folgenden Bestand: In Lemförde sind nur 2 männliche Füllen, beide aus dem Jahre 1812; in Brockum 13 solche, 9 1—2jährige, 6 3—4jährige, im Ganzen 28; in Hüde 9 solche aus dem Jahre 1812; in Lembruch 7 solche, und eines im Alter von einem Jahre; in Marl 10 im Alter von noch nicht einem Jahre; in Quernheim ihrer 2, 3 1—2jährige, 2 3—4jährige; in Stemshorn 5 aus dem Jahre 1812, 3 1—2jährige, 1 3—4jähriges. Im Ganzen 73 männliche Füllen; davon 48 aus dem Jahre 1812; 16 1—2jährige: 9 3—4jährige. Die Zahl der ausgewachsenen Hengste und Wallachen beträgt in Lemförde 23, in Brockum 29, in Hüde 3, in Lembruch 4, in Quernheim 5, in Marl 4, in Stemshorn 2, im Ganzen 69; davon 17 5—8jährige, 23 9—12jährige nnd 28 über 12 Jahre alte. Aehnlich verhält sichs mit den weiblichen Pferden. Hier finden sich in Lemförde 7 solche bis zu 4 Jahren, in Brockum 35, in Hüde 22, in Lembruch 70, in Marl 31, in Quernheim 8, in Stemshorn 8, im Ganzen 181, davon 63 aus dem Jahre 1812. An Stuten sind vorhanden in Lemförde 35, in Brockum 82, in Hüde 72, in

Digitized by Google

Lembruch 68, in Marl 82, in Quernheim 22, in Stemshorn 22, im Ganzen 382, davon 54 5—8jährige, 88 9—12jährige, 88 über 12 Jahre alte.

Während also im Jahre 1810 479 Pferde vorhanden waren, nämlich 2 Hengste, 117 Wallachen, 327 Stuten und 33 Füllen, ist diese Zahl schon nach 2 Jahren um 227 gestiegen, nämlich auf 706; die Zahl der jungen Pferde von 33 auf 254, davon allein 111 im Jahre 1812 Geborene. Die Pferdezucht erschien also damals infolge des ungeheuren Pferdeverbrauchs in Anlaß der beständigen Kriege und militärischen Operationen, als das zur Zeit lohnendste Gewerbe. Die Pferdezahl von damals ist selbst heute noch nicht erreicht. Nach der letzten Zählung befinden sich im Bezirke Lemförde nur 643 Pferde; nämlich in Lemförde 43, in Quernheim 26, in Brockum 170, in Hüde 101, in Lembruch 164, in Marl 94, in Stemshorn 45; also 63 weniger als damals.

Kehren wir zurück zu der Viehzählung im Jahre 1810. Dieselbe umfaßte den gesamten Viehbestand im weitesten Umfange. Ich setze die einzelnen Zahlen hierher. Zunächst die des Hornviehes:

Darnach hielten:

	Haushaltungen	Ochsen	Kühe	Rinder	Kälber
in Lemförde	100	2	203	27	29
„ Quernheim	59	—	61	15	17
„ Stemshorn	58	—	128	23	17
„ Marl	104	—	199	48	60
„ Hüde	102	—	231	43	40
„ Lembruch	92	—	176	70	62
„ Brockum	144	5	291	79	89

Die Zugochsen, früher 23, sind also völlig verschwunden; unzweifelhaft aus dem Grunde, weil dieselben den Anforderungen der Kriegführung Napoleons nicht mehr entsprachen, auch die Wege besser geworden waren; die Zahl der Kühe 1289 übertrifft nur um 66 Stück den Bestand von 1746; die Zahl der Rinder aber ist um 294, die der Kälber um 445 gesunken. Im Ganzen sind vorhanden 1915 Stück Hornvieh gegen 2759 Stück beim Beginn des 7jährigen Krieges.

Digitized by Google

Weiter wurden 1810 gezählt die Schafe. Es gab davon 2 Sorten, Heidschnucken und Rheinische, also veredelte. Aber Heidschnucken sind nur noch in Stemshorn vorhanden und zwar 75 Stück; es hielten in

Lemförde	22	Haushaltungen	240	Rheinische	Schafe
Quernheim	17	"	29	"	"
Marl	37	"	57	"	"
Hüde	31	"	33	"	"
Lembruch	16	"	31	"	"
Brockum	77	"	314	"	"

im Ganzen also nur 704 veredelte Schafe. Jetzt sind deren vorhanden 998, nämlich in Lemförde 187, in Quernheim 19, in Stemshorn 7, in Brockum 415, in Hüde 175, in Lembruch 47, in Marl 148.

Auch die Schweine wurden gezählt. Aber die angegebenen Zahlen sind offenbar nicht genau. In Lembruch werden gar keine Zahlen angegeben, und zwar aus dem Grunde, weil „die Schweine, die am Zähltage vorhanden sind, alle zu schlachten sind". Es war also eine Unklarheit darüber vorhanden, welche Schweine gezählt werden müßten, und diejenigen, welche im November 1810 zum baldigen Schlachten gemästet wurden, sind wohl meist nicht mitgezählt. Aber auch abgesehen davon sind die einberichteten Zahlen schwerlich ganz zuverlässig. Man urteile selbst: Es sind vorhanden in

	Haushaltungen	Sauen	Faselschweine	Ferkel
Lemförde	?	3	7	11
Quernheim	13	—	—	30
Stemshorn	17	1	4	38
Marl	80	4	60	46
Hüde	67	1	67	27
Brockum	48	4	9	67

Außerdem befindet sich in Stemshorn ein Eber. Es sind also nur 380 Schweine vorhanden und 1 Eber, darunter 13 Zuchtsauen und 219 Ferkel. Das ist offenbar viel zu wenig. Aber sind die Zahlen wirklich richtig, so war die Schweinezucht damals ganz unbedeutend. Man vergleiche nur die Zahl der Haushaltungen, welche Hornvieh halten mit der Zahl derjenigen, welche Schweine halten,

Digitized by Google

so tritt dies deutlich hervor. Auch wenn die zum Schlachten bestimmten Schweine nicht mitgezählt werden, so kommt die Schweinezucht von damals nicht in Betracht gegen die von heute. Jetzt beträgt die Zahl der Schweine im Amt Lemförde 3712 Stück; und zwar in Lemförde 445, in Quernheim 338, in Brockum 768, in Hüde 629, in Marl 580, in Lembruch 588, in Stemshorn 364. Aber es ist auch wohl zu verstehen, warum man damals möglichst wenig Schweine einschlachtete. Bei den beständigen Durchzügen des Kriegsvolks, den unaufhörlichen Einquartierungen und Requisitionen fielen die geräucherten Schinken und Speckseiten auf der Diele den unliebsamen Gästen immer zuerst in die Hände, und sehr bald schlossen daraus die Bauern, daß es entschieden vorteilhafter sei, keine Schweine mehr zu mästen, als es Jahr für Jahr zu erleben, wie der ganze Vorrat von geräuchertem Fleisch von den Soldaten verzehrt und fortgeschleppt wurde.

Auch Ziegen gabs im Jahre 1810, wenn auch nur in geringer Anzahl, 47 im Ganzen; 28 in Lemförde, 2 in Quernheim, 2 in Marl, 11 in Hüde, 4 in Brockum; und nur in Hüde hält eine Familie 2 Ziegen, sonst findet sich immer nur eine Ziege in dem betr. Haushalte. Jetzt giebt es im fragl. Bezirke 184 Ziegen, davon 128 in Lemförde selbst, je 16 in Brockum und Stemshorn, je 9 in Quernheim und Hüde und je 3 in Lembruch und Marl.

Bedeutend dagegen war damals schon die Zahl der Gänse; sie belief sich auf 1179 Stück und verteilt sich so, daß halten

in Lemförde	12	Haushaltungen	8	Ganter	31	Gänse
„ Quernheim	14	„	4	„	23	„
„ Stemshorn	30	„	22	„	72	„
„ Marl	61	„	59	„	255	„
„ Hüde	75	„	75	„	257	„
„ Lembruch	92	„	80	„	254	„
„ Brockum	27	„	5	„	35	„

im Ganzen 1179 Stück. Jetzt hat sich diese Zahl vervierfacht und beträgt 4773. Lembruch allein hat jetzt mehr Gänse, als damals das ganze Amt, nämlich 1986;

Digitized by Google

Marl desgleichen 1466. Ihnen reiht sich Hüde an mit 804, Brockum mit 373, Quernheim mit 73, Stemshorn mit 53 und Lemförde mit 18 Gänsen.

Hühner und Enten wurden damals nicht gezählt. Jetzt beläuft sich die Zahl der Hühner im ganzen Kreise auf 57 155; die der Enten auf 2381. Dagegen zählt man jetzt nicht mehr die Tauben; es sind ihrer zu wenige. In Lemförde hält im Jahre 1810 der „Friedensrichter" von der Decken 20 Paar Tauben und der Postverwalter Sommer ihrer 4 Paare; in Brockum Pastor König 6 Paare und 2 andere Besitzer noch 8 Paare.

Auch die Zahl der Bienenkörbe verlangte die französische Verwaltung zu erfahren und stellte fest, daß in Lemförde 4 Besitzer 26 Stöcke halten; in Quernheim und Stemshorn je 2 Besitzer 2 Stöcke; in Marl 9 Besitzer 33 Stöcke; in Hüde 5 deren 25 und in Brockum 9 Besitzer 59 Stöcke.

An Chaisen, oder verdeckten Wagen gabs im ganzen Amt Lemförde nur 2; eine davon besaß der „Friedensrichter", die andere der Postverwalter zu Extrapostfahrten.

Bei der Bedeutung der Viehwirtschaft in der Grafschaft griffen die leider sehr häufigen Viehseuchen tief ein in die wirtschaftlichen Verhältnisse. Unzählig sind die polizeilichen Verordnungen, die erlassen werden, sobald eine Viehkrankheit, besonders die „leidige Hornviehseuche" „einfällt". Es werden dann nicht blos strenge Verboteerlassen, aus den verseuchten Gegenden kein Vieh auszuführen, ebensowenig Häute und Hörner des Getöteten, es werden auch die anzuwendenden Arzneimittel genannt, ihre Bestandteile aufgezählt, ihre Zubereitung beschrieben, auch die Preise werden bestimmt, zu denen sie in den Apotheken verkauft werden dürfen, falls man sie nicht selbst herstellen will. Aber da man die eigentliche Natur der Krankheiten nicht kannte, so half alles nichts, und man nahm die Zuflucht zum Gebet. Schon im Jahre 1751 wird in das regelmäßige Kirchengebet aufgenommen eine Fürbitte wegen der „leidigen Hornviehseuche, welche abermalen eingerissen sei", und jeden Sonntag betet die Gemeinde: „Steure, o gnädiger Verschoner deiner Werke, allen verderblichen Landplagen, insonderheit der weitern Ausbreitung der Viehseuche und befreie du die damit

Digitized by Google

behafteten Oerter davon bald wieder in Gnaden." Dem Pastor Gaschlitz in Burlage starben 6 milchende Kühe ohne das Jungvieh im Jahre 1758, und sein ganzer Viehstapel ging ihm verloren. Als die Seuche ausbrach, war des Pastors schönes „Schlachtbeest" das Erste, das eingescharrt wurde; der Amtsvoigt verlor 20 Stück, schreibt der Pastor. Verschiedene haben nichts behalten. Unsere Leute werden nun bettelarm". Im folgenden Jahre verlor er wieder eine milchende Kuh, die er sich für 19 Thaler gekauft hatte, um den geringen Viehstapel zu vermehren. „Hat man wenig, kann man nicht viel verlieren". Aber die Seuche breitete sich immer weiter aus. „7 Stück habe schon von meinem Hornvieh in die Erde stecken müssen", schreibt am 28. Oktober 1761 Pastor Thilo in Mariendrebber an den Superintendenten Grupe, „alles Andere ist bis auf ein Kalb auch krank. Auch sonst scheint von den Beestern keins durchgekommen zu sein. Ich habe also einen Schaden, welchen ich über 100 Thaler rechnen muß in einer Zeit von 8 Tagen auf ein Mal gelitten." Tags vorher hatte Pastor Friederici in Jacobidrebber ebenfalls hierher geschrieben: „Ich habe leider nur noch eine gottlob glücklich durchgekommene Kuh". Und so fortgesetzt wiederholen sich die gleichen Klagen. Noch im Jahre 1820 schreibt Pastor Oldendorp in Burlage: „Kaum erlöset von den Drangsalen des Krieges, welcher mir außer den unmittelbaren Nachteilen, den Besitz und Genuß fast meines ganzen Vermögens, mehrere tausend Thaler, gekostet, schickte die Vorsehung 4 aufeinanderfolgende Mißjahre: 1816 zu viel Nässe und Ueberschwemmung, 1817 Rindviehsterben als Folge der vorjährigen Nässe, 1819 Dürre und Mäusefraß, wodurch $^3/_4$ der Ernte verloren gingen."

Natürlich stiegen in Folge der Seuche die Viehpreise erheblich. 1744 wurde in Burlage gelegentlich des Ablebens des Pastors dessen Viehstapel verkauft, und werden 3 Kühe mit 30 Thalern, 12 Gänse mit 3 Thalern, 3 welsche Hühner mit 8 Thalern bezahlt. Im Jahre 1759 kostete, wie erwähnt, eine milchende Kuh fast das Doppelte. Im Jahre 1744 kosteten 48 große Scheffel Roggen 22 Thaler, 21 Scheffel Gerste 5 Thaler 18 Grote, Schinken und Speck das Pfund 6 Grote, das Maß Bier $3^3/_4$ Pfg.

Digitized by Google

1750 werden in Burlage 16 Pfund Rindfleisch mit einem Thaler bezahlt; ein fettes Kalb kostet 2 Thaler 30 Mariengroschen; ein Paar Tauben 3 Mariengroschen; ein Hase 12 Mariengroschen; ein junges Huhn 2 Mariengroschen; Fisch das Pfund ebenfalls 2 Mariengroschen; das Pfund Butter 3 Mariengroschen 4 Pfg. Dagegen sind verhältnismäßig teuer alle von auswärts eingeführten Lebens- und Genußmittel. Das Pfund Reis kostet 3 Mariengroschen; das Pfund Zucker 8 Mariengroschen; das Pfund Kaffee sogar 12 Mariengroschen; ein Pfund Spargel 6 Mariengroschen. Ein Pfund gemeiner Taback kostet 6 Mariengroschen; ein achtel Pfund Kanaster aber 12 Mariengroschen; ebensoviel eine Citrone.

Es war oben davon die Rede, daß die Arzneimittel gegen die „leidige Hornviehseuche" in der Apotheke angefertigt werden, bezw. die Bestandteile derselben dort vorrätig sein sollten. Seit dem Jahre 1669 war nämlich Diepholz im Besitze einer solchen. Am 30. Mai 1669 hatte Ernst August, Bischof von Osnabrück, Herzog zu Braunschweig-Lüneburg, von seinem „Residenzhause" Iburg aus dem Johannes Friese nach vorausgegangenem Examen und befundener Qualifikation die Erlaubnis und Verwilligung gegeben, sich nicht allein in Diepholz häuslich niederzulassen, sondern daselbsten auch eine wohlgeordnete, ohntadelhafte, gräfliche Apotheke anzulegen und aufzurichten, unter der Bedingung, daß er dieselbe „in notwendigen und unverfälschten Medicamentis compositis und allerhand tauglichen Materialien treulich und fleißig versehen, dazu gehörige nützliche Bediente annehmen, die Medicamenta zu jedermännlichen Notwendigkeit um einen ziemlichen Preis nach redlicher und billiger Taxe herreichen, dieselben so oft es von ihm erfordert wird, zur Visitation darstellen, nebst vorbesagten Bedienten seinem Amte gemäß sich stets nüchtern, mäßig und embsig halten, auch sonst treu und fleißig bezeigen und verhalten solle und wolle, wie einem ehrlichen Apotheker eignet und wohl anstehet." Dafür wird denn auch gänzlich verboten, „daß in unserem Flecken Diepholz, er sei auch wer er wolle, eine Apotheke, oder Medicinalien daselbst zu präpariren, oder zu verkaufen außer gedachtem Johann Friesen sich unterstehen solle."

Digitized by Google

Es muß aber doch allerlei Risiko mit solch einem Unternehmen verbunden gewesen sein, denn es wird dem Johannes Friese außer dem erwähnten Privilegium des Alleinverkaufes aller Arzneimittel auch „einige Immunität und Befreiung“ zugestanden und dieselbe näher dahin bestimmt, daß besagter Johann Friese und dessen Apotheke „von aller ordinärer Schatzung, Kontribution, Wacht und Einquartierungen, Gemeine- und Privat-Werken und Diensten, auch allen bürgerlichen Beschwerden immunisiret und befreit sein solle“. Ja, als am 16. Juni 1697 Johann Friese starb und seine Witwe die Uebertragung des Privilegs auf sie selbst und ihre Kinder erbittet, ein Gesuch, dem übrigens nicht stattgegeben wird, da der einzige Sohn Frieses sich einem andern Berufe gewidmet hat und zunächst nicht abzusehen war, ob die Apotheke in Zukunft ordnungsmäßig verwaltet werden würde, da wird dem „Apothekergesellen“ Johann Jobst Brauer aus Hildesheim, der von seiner Geschicklichkeit nötige Bescheinigung beigebracht und die hiesige Apotheke nach Frieses Tode verwaltet, auch sich mit der einzigen Tochter Frieses verlobt hatte, nicht etwa das frühere Privilegium einfach übertragen, sondern ein ganz neues erteilt, das übrigens mit dem früheren wörtlich übereinstimmt, aber den „Immunitäten“ hinzufügt: „Auch soll er wegen seiner Person und Familie, ingleichen wegen seiner treibenden Apothekernahrung von aller ordinären Schatzung und Kontribution befreit sein, von seinem Hause aber und etwa sonst habenden oder acquirirenden liegenden Gütern, auch von anderer als Apotheker-Nahrung, die er eben treiben möchte, hat er die Schatzung und Kontribution nach Gebühr abzutragen. Erst seinem Sohne Justus Brauer wird nach dem Ableben des Vaters am 23. März 1744 das demselben verliehene Privilegium „transferiret“; natürlich auch erst, als er von seiner Geschicklichkeit nötige Bescheinigung beigebracht hat und ihm einbezeugt war, „daß er sich bisher wohl und geziemend aufgeführet und daneben der hiesigen Apotheke rühmlich fürgestanden.“

Inzwischen aber hatten sich die Verhältnisse geändert, eine Apotheke war ein wertvoller Besitz geworden, und Justus Brauer mußte es sich gefallen lassen, daß die dem

Digitized by Google

Vater verliehenen Privilegien sehr erheblich beschränkt werden und er nur von „würklicher Einquartierung“ befreit bleiben solle. Dagegen sei er schuldig, „einen proportionirten Servis zu entrichten, auch was ihm sonsten oblieget ohnverzüglich abzuführen.“ Aber er verstand es, sich schadlos zu halten; er erlangte im Jahre 1768 das Privileg „des alleinigen Absatzes des mit Kümmel, Anis und dgl. abgezogenen Branntweins“ und steigerte den Vertrieb dieser Liqueure derart, daß die übrigen Branntweinbrenner der Grafschaft sich darüber beschwerten und seinem Sohne und Nachfolger Justus Gerh. Brauer dies Privilegium wieder entzogen wurde, als er im Jahre 1779 die Apotheke übernahm.

Die Apotheke ist übrigens nur in sehr wenigen Händen gewesen. Nachdem Johann Friese sie 28 Jahre lang inne gehabt und seine Witwe sie etwa 4 Jahre lang hatte verwalten lassen, kam Johann Jobst Brauer 1702 in ihren Besitz und behielt sie bis 1744, dann übernahm sie sein Sohn Justus, der 1796 im 88. Lebensjahre starb. Dessen Sohn Justus Gerhard Brauer behielt sie bis zum Jahre 1827, wo sie am 20. Juni dem Pharmaceuten Friedrich Wuth in Göttingen übertragen ward, der die Apotheke von den Brauerschen Erben gekauft hatte. Derselbe erhielt „die Konzession zur Ausübung der Apothekerkunst“; aber nur für seine Person und ohne daß dieselbe auf seine Erben übergehen sollte. In der Wuthschen Familie blieb sie bis zum Jahre 1884, (Friedrich Wuth 1827—1861, Karl Wuth 1861—1883, Witwe Wuth 1883—1884), wo sie durch Kauf in den Besitz des jetzigen Inhabers Herrn Carl Jäger überging.

Weder die Apotheker noch die Aerzte erfreuten sich übrigens in der „guten, alten Zeit“ der Wertschätzung, die sie heute genießen, und als im Jahre 1785 eine neue ärztliche Taxe bei uns eingeführt wurde, da meinten die Leute, sie könnten den Arzt in Krankheitsfällen überhaupt nicht mehr zuziehen. Von verschiedenen Pastoren wird im Jahre 1796 berichtet, daß in ihren Dörfern die Kranken thatsächlich aus diesem Grunde ohne ärztliche Hülfe dahinstürben. Nur im Barnstorf'schen machte die neue Taxe keinen besonderen Eindruck, denn „selbst der kluge Bauer traut dem Arzt nicht“, schreibt Pastor Bäthgen in dem

Digitized by Google

gleichen Jahre; und der kannte seine Leute, war er doch damals schon 40 Jahr Pastor in Barnstorf. Aber noch am 6. März 1723 ergeht eine Königliche Verordnung, die so beginnt: „Uns ist vorkommen, was maßen eine Zeit hero, wann in unsern Landen hin und wieder heftig ansteckende Krankheiten sich geäußert, solches von denen Unterthanen aus Furcht, daß die anzuwendenden Medicamente und nötige Pflege etwas kosten würde, solange verhehlet werden, bis die Krankheit überhand genommen, die mehrsten Leute ohne Hülfe weggestorben und nachmals es zu spät gewesen, denen Patienten Rettung zu schaffen". So wird nunmehr den Predigern der ernstliche Wille und Befehl des Königs kund gegeben, daß sie, sobald in ihren Gemeinden mehr Krankheiten und Sterbefälle als gewöhnlich vorfallen, „sich ohngesäumt nach dem Zustande der Krankheit genaue erkundigen und den benachbarten Landmedicum, oder wenn dergleichen nicht vorhanden, einen Medicum aus der benachbarten Stadt fordern und die Symptomata und Umstände der Krankheit genaue untersuchen, auch Medicamente herbeizuschaffen und sonst vor die Verpflegung der Kranken gebührende Vorsorge zu tragen, zugleich auch von allen solchen gemachten Anstalten und dem Genere morbi, auch deren Fortgange unserer geheimbten Kanzlei schleunigst Bericht abzustatten." Aber selbstverständlich erhob sich nun die Frage, wer die Kosten dieses Verfahrens tragen sollte; denn sehr hart und bitter bezeugt es die erwähnte königliche Verordnung, „daß der Bauer öfters so gesinnt, daß er lieber crepiret, als auf seine Kosten Hülfsmittel suchet und gebrauchet." Und da wird denn in wahrhaft königlichem Sinne entschieden: „Die Magistrate haben sich nicht daran zu kehren, noch vorher die Patienten und deren Angehörige zu befragen, ob sie einen medicum, oder medicamente verlangen, sondern sofort dazu thun und Oberzähltes veranstalten." „Jedoch dabei mit gebührender Menage haushälterisch verfahren, wird vorsichtig hinzugefügt, maßen denn pro principio festgestellet worden, daß die Patienten und Dorfschaft, worinnen sie befindlich, nicht des Vermögens sein, solche angewandte, ohnentbehrliche Kosten aus eigenen Mitteln zu stehen, das ganze Amt, oder Gerichte, und wenn auch solche allein denen

Digitized by Google

Kosten nicht gewachsen, andere benachbarte Aemter und Gerichte dazu concurriren, und nachdem die Rechnung zuvörderst mit allen dazu gehörigen Belegen eingesandt, ratificiret und approbiret worden, das Quantum nach dem Fuße der Kontribution repartiret, oder auch wohl in größern Notfällen von dem ganzen Lande getragen werden sollen." Also damals schon genau die Maßregeln, wie sie noch jüngst bei Gelegenheit der Cholera in Hamburg von der Obrigkeit getroffen sind. —

Wer die alten Rechnungen durchliest, dem fällt immer wieder auf, wie viel bei jeder Gelegenheit getrunken wird. Die Arbeitsleute, die Handwerker, die Fuhrleute erhalten zu jeder Mahlzeit Bier; bei jeder Festlichkeit wird Bier in Massen verschenkt. Beim Begräbnis eines Pastoren in Burlage bekommt sogar jede Dorfschaft der Gemeinde eine Tonne Bier. Auch wird schon ein Unterschied zwischen dem Bier gemacht. Bei Gelegenheit der Kirchenvisitation in Barnstorf ist „darauf gegangen" für „Bier" 1 Thaler 36 Grote, dann noch für „Minder Bier" 1 Thaler 32 Grote, für „Bremer Bier" 1 Thaler 18 Grote. Bei der Kirchenvisitation in Lemförde wurde bezahlt für „Bier" 21 Mariengroschen, für „Broyhan" 15 Mariengroschen. Es wird das verständlich, wenn man bedenkt, daß im Jahre 1654 die fürstlichen Abgeordneten aus Celle finden, daß „ein Jedweder dieses Orts krügete und Wein und Bier auszapfte, wer nur wollte." Da nun aber „solches nicht allein große Unordnung causirte, indem die Leute dadurch zum Saufen Ursach und Gelegenheit erlangeten und das Saufen sowohl unter der Predigt und Gottesdienst als zu anderer Zeit trieben, sondern auch der Obrigkeit, als welche Krüger zu setzen allein Macht hätte, dadurch praejudiciret würde," so wird „solche Unordnung abgeschafft und bei willkürlicher Strafe, auch daneben bei Verlust des Weines und des Bieres geboten, daß sich Niemand des Krügens und Wein- und Bierauszapfens und Verschenkens hinfüro unterfangen soll, er habe denn dessen Bewilligung aus dem Amte erlanget." Aber strenge durchgeführt wurde diese Maßregel schwerlich, namentlich hielten die Küster an ihrem Gewohnheitsrechte, Bier und Branntwein schenken zu dürfen, fest. In Lemförde hielt

Digitized by Google

der Küster Rathhorst einen Krug und hatte lebhaften Zuspruch. Da er sich aber weigerte, Kommunalsteuern zu zahlen, unter Berufung auf die damalige Steuerfreiheit der Geistlichen, so ließ der Bürgermeister ihn am 2. Januar 1649 in der schweren Kälte ins Stockhaus legen, wo er 8 Wochen in schweren Ketten und Banden gesessen und fast um seine Gesundheit kam, bis er sich schließlich zur Zahlung seiner Schuld herbeiließ. Erst bei seinem Tode 1665 wurde seiner Witwe der Krug abgenommen. Auch der Küster Bödecker zu Brockum hielt eine Schenke und brannte sogar Branntwein mit dem Holze, das er ohne Anweisung und trotz geschehenen Verbots vom Berge holte, und machte aus der Schule ein Krughaus, ließ die Gäste in der Schulstube sitzen, während die Kinder draußen beim Feuer saßen, sähen und hörten nichts Gutes von den Reutern, die im Hause aus- und eingingen", klagte die Gemeinde gelegentlich der Kirchenvisitation im Jahre 1661. Der Kantor und Lehrer Christian Wilhelm Jungblut in Lemförde hielt nicht blos einen Laden, in dem er seine Kunden bediente, er verkaufte auch Wein und Branntwein über die Straße, schenkte es in seinem Hause aus und machte sich wenig daraus, wenn Gäste da waren, die Schulstunden abzukürzen, oder die Kinder sich selbst zu überlassen. Auch des Organisten Tegeler Ehefrau zu Mariendrebber handelte mit Band, Tobackpfeifen, Seife, Thran, aber auch mit Wein und Branntwein. Das Gleiche geschah im Hause des Küsters Poppe zu Colurade.

Aber mehr und mehr griffen doch die Behörden durch und beschränkten den Ausschank von Bier und Branntwein auf die Wirtschaften. Gegen die Verteuerung der Getränke, die sich hieraus ergab, waren sie aber auch nicht blind, und suchten dieselbe möglichst zu hindern. So wird schon am 9. Mai 1656 verordnet, „Demnach man befunden, daß eine Zeit hero ein Jeder das Bier, ohngeachtet das Korn wohlfeil ist, nach dem alten Preise und so hoch einem Jeden beliebet verkauft und dadurch die Gemeine übersetzet worden, solches aber der Billigkeit und fürstlichen Polizeiordnung zuwider ist", so wird eine „billigmäßige Biertaxe zu machen eine Notdurft erachtet" und bestimmt, daß eine Tonne einheimisch Bier von

Digitized by Google

gutem Gerstenmalz gebraut, um einen Reichsthaler 48 Grote, und die Kanne davon um 6 Schwaren; die Tonne von Halbstiel, oder Weißkorn um 1½ Thaler, und die Kanne davon um 1 Groten, ingleichen die Kanne Minder Bier um 2 Grote gegeben werden soll. Alles bei Strafe des Verlustes des Bieres und einer Pön von 10 Reichsthalern.

Den Haustrunk durfte scheinbar ein Jeder noch selbst brauen; wenigstens finde ich in der älteren Zeit kein Verbot desselben. Aber je mehr man Bier und geistige Getränke mit hohen Steuern belegte, desto mehr beschränkte man auch die Zahl der Brauereien, zog auch wohl Brauereikonzessionen zurück. So legte 1798 Schröder auf der St. Hülfer Mühlen eine Brauerei an, „welche so ein gesundes Bier kochte und hatte so einen Absatz, daß es halbwegs nach Bremen und Sulingen und in diesem ganzen Amte versandt wurde, so daß man alle Woche 3 Mal Bier brauen müssen und jedes Mal 5 Tonnen." „Da wurde kein Branntwein getrunken, sondern die Bewohner mußten von des Schröders Bier haben." Als aber im Jahre 1799 der alte Schröder auf einer Reise nach Holland starb, da wurde dem Sohne verboten, Bier zu brauen, bei 50 Thaler Strafe für jedes Mal. So lag denn die ganze Anlage, die über 2000 Thaler gekostet hatte, unbenutzt da — noch im Jahre 1840.

Aber es blieb nicht bei dem Trinken des Bieres; mehr und mehr trat der Branntwein an dessen Stelle, wie schon aus dem Vorhergehenden hervorgeht, und selbst kirchliche Feierlichkeiten hinderten nicht die Völlerei. Schon eine Polizei-Verordnung vom 6. Oktober 1618 verbietet bei 20 Thalern Strafe die Veranstaltung von Gastmählern bei Beerdigungen aus eben diesem Grunde. Aber vergeblich. Das Begräbnis des unverheiratet verstorbenen Pastors Friederici in Burlage kostete nach der noch vorliegenden Rechnung aus dem Jahre 1744 91 Thaler 48 Groschen 6 Pfennige, und es nahm daran die ganze Gemeinde teil. Es wurde nicht blos den Trauergästen beim Kommen Speise und Trank gereicht, sie kehrten nach beendeter kirchlicher Feier in das Trauerhaus zurück, und dort fand regelmäßig „eine Schmauserei" statt, bei der die berauschenden Getränke in Masse vertilgt wurden.

Digitized by Google

Pastor Schmidt, der von 1767 bis 1795 in Burlage das Pfarramt führte, rühmt sich, diese Leichenmahlzeiten in seiner Gemeinde abgeschafft und dadurch der Gemeinde jährlich fast 2000 Thaler erspart zu haben. Aber obs von dauerndem Erfolge gewesen ist? Am 7. März 1791 ergeht wieder eine landesherrliche Verordnung, die an frühere Verbote der Bewirtung der Trauerleute und Leichenbegleiter mit Spirituosen, sowie die Haltung kostbarer Leichenmahlzeiten erinnert und dann fortfährt: „So vernehmen wir dennoch, daß dergleichen Leichenmahle in unserer Grafschaft Diepholz noch fortdauern und dadurch nicht allein ein unnützer, manchen Hauswirt drückender Aufwand, sondern auch vielerlei andere Unordnungen veranlaßt werden. Wir finden uns daher bewogen, alle diejenigen Trauermahlzeiten und die Bewirtung der Leichenbegleiter bei den Beerdigungen hiermit durchgehends in gedachter unserer Grafschaft nochmals bei 20 Reichsthalern Strafe zu untersagen, und soll diese Strafe sofort von demjenigen, der bei der Beerdigung der Seinigen dem Verbot entgegenhandelt, ohne Nachsicht beigetrieben werden." Aber noch im Jahre 1843 berichtet Pastor Baring aus Colnrade, daß dort die Leidtragenden um 10 oder 11 Uhr morgens sich im Trauerhause versammelten; die Beerdigung fände dann am Nachmittag statt; wenn dieselbe geschehen sei, so kehre das Gefolge zunächst um sich zu „stärken" im Wirtshause ein und kehre dann erst in das Trauerhaus zurück, wo dann der „Leichenschmaus" stattfände und bis tief in die Nacht dauere. Man kann sich denken, was und wie dabei getrunken wurde.

Es waren aber nicht blos die Leichenfeiern, die Anlaß boten zur Völlerei; in Diepholz wird im Jahre 1665 das bereits im Jahre 1654 erwähnte „Zechen unter der Predigt" von neuem ernstlich verboten, und „weil sichs befindet, daß der Bräutigam mit seinen Hochzeitsgästen gemeiniglich voll und wohlbeschenket zur Kirchen kommt," so wird befohlen, daß die Kopulationen nicht mehr am Nachmittage, sondern „aufs längste mittags um 11 oder 12 Uhr in der Kirchen stattfinden." Auch die Kirchenvisitationen boten Gelegenheit zu solchen Gelagen. „Wir kommen in Erfahrung", erklärt das Konsistorium am 27. Mai 1735, „daß an einem und andern Orte zu der

Digitized by Google

Zeit, wenn die Kirchen- und Schulvisitation angestellt wird, einige Küster, Schulmeister und Organisten, wie auch Kirchenjuraten, imgleichen diejenigen, welche bei einer solchen Gelegenheit die Fuhren verrichten, in loco visitationis zuweilen bis in die späte Nacht sitzen bleiben und denjenigen, der die Visitationsmahlzeit ausrichtet, mit Bier- und Branntweintrinken, auch Tobackrauchen nicht wenig beschwerlich fallen". In der That weisen die Visitationsrechnungen vielfach große Mengen von Speisen und Getränken auf, die bei solchen Gelegenheiten vertilgt sind. „Auch die Leute, die an solchen Tagen ab- und zugehen, sind gewohnt, Branntwein und Bier zu fordern und zu genießen." Auch die Einführungsmahlzeiten der Prediger verliefen zuweilen ähnlich. Die Einführungsmahlzeit des Pastors Gaschlitz in Burlage im Jahre 1751 kostete nicht weniger als 66 Thaler 30 Mgr. und gab Anlaß zu viel ärgerlichen Verhandlungen. Es nahmen an derselben teil 3 Bauermeister, 3 Kirchenjuraten, 6 Gemeindevorsteher und 3 Schulmeister; dann der Aufwärter, der Koch, seine Frau und andere „Beiläufer". Schon am ersten Tage wurden alle Vorräte verzehrt, „so daß man am andern Tage Sorge hatte, von neuem wieder etwas zu erhalten". Noch im Jahre 1842 erscheint eine Verfügung des Königl. Konsistoriums in Hannover, worin es heißt: „Es ist verschiedentlich bemerkt worden, daß in Folge eines übermäßigen Genusses destillirter Getränke, namentlich des Branntweins, kirchliche Handlungen, insonderheit Kindtaufen, Kopulationen und Beerdigungen auf eine anstößige Weise gefeiert worden sind."

Die angeführten Aktenstücke beweisen, wie tief das Uebel eingewurzelt war; die Akten zeigen außerdem an vielen Beispielen, daß dasselbe so ziemlich alle Stände erfaßt hatte, sie zeigen auch den Kampf dagegen, der in einzelnen Fällen erfolgreich geführt wurde, vergl. das Auftreten des Pastors Schmidt in Burlage. Aehnliches gelang dem Pastor Spannbeil in Lemförde, der im Jahre 1747 sein Amt dort antrat und der berichtet: „Bei meinem hiesigen Antritte fand ich die Frühpredigt am Weihnachtsfeste noch vor, und da man mir berichtete, wie dabei die skandalösesten Unordnungen vorgefallen, die

Digitized by Google

Bauern von den umliegenden Dörfern hierhero hereingeloffen und sich wie das Vieh besoffen, auch die hiesigen Einwohner es nicht besser gemacht, nicht allein in der Kirchen, sondern auch auf denen Gassen gewütet und getobet, wie die Branntweinsäufer pflegen zu thun, ich auch nicht anders absahe, dieser Unehre zu steuern, so beschloß ich, diese Predigt gänzlich aufzuheben". Das geschah und damit hörte dann der Unfug auf. Aber das alles half doch nicht gründlich, nicht auf die Dauer; dem Schaden wurde die Axt nicht an die Wurzel gelegt, der Kampf gegen den Branntwein blieb ein vereinzelter und erlahmte immer wieder. Erst die religiöse Erneuerung, die in unserem Jahrhundert stattgefunden, hat den Kampf gegen die Trunksucht, diesen Erbschaden des deutschen Volks, wirklich ernstlich aufgenommen und nach verschiedenen Mißerfolgen in einer Weise geführt, die uns mit gutem Mut in die Zukunft blicken läßt. Das läßt sich auch bei uns erkennen.

Es war in der Mitte der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts als sich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika eine mächtige Bewegung gegen die dort in ganz entsetzlichem Maße herrschende Branntweinpest erhob und sehr bald von dort nach Irland und England hinüberflog. Bei der engen Verbindung Englands und Hannovers ist es selbstverständlich, daß was dort geschah, auch lebhaft bei uns besprochen wurde. Und da war vor allem ein Mann, der Pastor Böttcher zu Imsen, später zu Kirchrode bei Hannover, der sich an die Spitze der Bewegung stellte und mit glänzender Beredsamkeit und größter Hingebung den Branntweingenuß bekämpfte. Er geißelte in verschiedenen Schriften und Blättern die überall zutage tretende Trunkfälligkeit mit den schärfsten Worten, er zeigte die Schäden, die der Branntweingenuß hervorbrachte im Familien- und öffentlichen Leben, er forderte jeden Freund des Volkes auf zum Kampf gegen diesen Erbfeind. Im Jahre 1837 entstanden in Folge davon die ersten Mäßigkeitsvereine in Norddeutschland, und schon im Januar 1839 gründete Pastor Plathner in Wagenfeld dort einen Mäßigkeitsverein. Ihm folgte nach am 3. April 1840 der Lehrer Sauerbrey in Wohlstreck. „Nachdem Endesunterzeichnete", so beginnen die Statuten des dor-

Digitized by Google

tigen Vereins, „durch das Buch von Herrn Pastor Böttcher verfaßt, auch überzeugt worden, daß das Laster der Trunksucht ein höchst gefährliches ist und der unmäßige Genuß des Branntweins auch schon in Wohlstreck der Ruin mancher Höfe geworden ist, nicht minder vielfache Leiden und Trübsale in hiesige Familien gebracht hat, so versprechen sie folgende Bestimmungen treu und gewissenhaft zu halten:

1. Von nun an wollen wir keinen Branntwein mehr trinken, auch zum täglichen Genusse nicht mehr in unsern Häusern haben, ihn auch unsern Frauen und Kindern nicht gestatten.
2. Bei außerordentlichen Fällen wollen wir einen mäßigen Genuß uns vorbehalten.
3. Auch soll es in unserer Macht stehen, Arbeitsleuten mäßig Schnaps reichen zu dürfen, weil wir sonst in hiesiger Gegend zur Zeit noch für Sonderlinge gelten würden. Wenn erst diese nützlichen Vereine allgemeiner werden, so werden wir gerne diese Bedingung streichen lassen. Allein zur Zeit ist es für hiesige Gegend nicht thunlich, da man auch keine Arbeitsleute würde bekommen können.
4. Auch bei schwerer Arbeit soll uns ein mäßiger Genuß freistehen usw.

Leider liegen über den Wohlstrecker Verein weiter keine Berichte vor.

Inzwischen war auch in Diepholz seit dem Februar 1840 die Sache vielfach verhandelt. Der junge, eifrige Superintendent Freitag nahm sich der Sache mit größtem Ernste an, und am 13. April 1840 erging ein von ihm verfaßter „Aufruf an alle diejenigen unserer Mitbürger, welche sich für die Errichtung eines Mäßigkeitsvereins interessiren", und die Aufforderung, sich zu einer Versammlung zusammenzufinden und auf Grund der angelegten vorläufigen Statuten die Sache und eine etwaige Vereinsabschließung in Erwägung zu ziehen. Die Versammlung fand statt, ich vermute auf dem Rathause; und 28 Männer traten sofort dem Vereine bei, außer dem Superintendenten Freytag Amtmann Tiedemann, Bürgermeister Storckmann, Zwickert, v. Hartz, Uffenorde,

Digitized by Google

Grelle, Harder, Ocker, 2 Müllers, 2 Klatten, Kläning, Garling, Windels, Lindemann, Lüning, Schröder usw. Die Statuten bezeichnen als den Zweck des Vereins, den Genuß des Branntweins als eines täglichen, oder auch nur eines regelmäßigen Getränkes gänzlich zu unterdrücken, der Beurteilung des Einzelnen aber zu überlassen, ihn in außerordentlichen Lebensfällen zum Schutze der Gesundheit, aber auch dann nur mäßig zu trinken. Die Mitglieder machen sich zunächst für ihre Person verbindlich, auf alle destillirten Getränke im obigen Sinne zu verzichten; sind sie Familienhäupter, mit ihrer ganzen Macht auf gleiche Leistung ihrer Hausgenossen zu dringen. Auch wird von den Vereinsmitgliedern erwartet, daß sie ihre Umgebung auf dem Wege der Ueberzeugung für den Zweck des Vereins zu gewinnen suchen.

Am 28. Juni konstituirte sich der Verein und wählte als Vorsitzenden den Superintendenten Freytag, als seinen Vertreter Amtmann Tiedemann; Sekretär wurde Hofmedikus Lindemann; der Beirath bestand aus den Herren Christoph Klatte aus Ovelgönne, Färber Uffenorde, Fr. Kläning und Kaufmann Lindemann. Es wurde beschlossen, daß die erste Generalversammlung am 19. Juli und außerdem regelmäßige Vierteljahrs-Versammlungen am 1. Sonntag jedes Quartals stattfinden sollten. Die Mitgliederzahl stieg bis zum 11. Oktober auf 50; im Januar 1841 waren es 65, im März desselben Jahres 78, im Juni 86, im Januar 1842 92, im Mai 109. Aber von diesen waren Mehrere gestorben, verzogen oder aus der Mitgliederzahl gestrichen, so daß der wirkliche Bestand am 1. Mai 1842 nur 88 Mitglieder betrug.

Auch für Lemförde und Umgegend bildete sich ein Verein mit ähnlichen Statuten. Einen neuen Aufschwung nahm die Bewegung, als Pastor Böttcher im Jahre 1843 die erste Generalversammlung aller Mäßigkeits-Vereine nach Hamburg zusammenberief und als Vertreter der hiesigen Vereine an derselben teilnahmen Superintendent Freytag und Pastor Schomburg aus Brockum. Damals zählten der Verein in Wagenfeld 50 Mitglieder, der in Diepholz 110, der in Lemförde und Umgegend 112; im Ganzen 282 Mitglieder mit 816 Hausgenossen. Superintendent Freitag war sehr rührig, er schrieb für den

Digitized by Google

Mäßigkeitsboten, verfaßte Lieder und Gedichte zu Gunsten der Mäßigkeitssache und hielt lange Reden in den Vierteljahrsversammlungen. Er forderte auch die Lehrer und Prediger auf, sich an der Arbeit zu beteiligen, fand aber abgesehen von den Predigern in Lemförde und Wagenfeld nicht viel Gegenliebe. Nur Pastor Schomburg erklärte, er wolle in Brockum einen eigenen Verein gründen und that dies auch; die Pastoren Bergmann in Barnstorf und Franz in Barver hofften dies auch fertig zu bringen; aber diese Hoffnung schlug fehl. In Drebber ließ man sich auf nichts ein. Dagegen erklärten sich mehrere Lehrer bereit, in ihren Gemeinden Lesevereine von Mäßigkeitsschriften zu gründen, so Hohnholz in St. Hülfe, Heumann in Rehden und Reinecke in Dickel. Die Ortsvorsteher und Bauermeister, die gleichfalls wiederholt aufgefordert wurden, an den Versammlungen des Vereins in Diepholz teilzunehmen, blieben größtenteils aus und die Erschienenen verhielten sich still. Es wurde viel Spott auf den Verein gehäuft, man suchte seine Bestrebungen lächerlich zu machen; aber die öffentliche Meinung stand auf Seiten der Vereine, und auch wo kein Verein zustande kam, sank der Branntweingenuß erheblich. Man hatte sich bislang über die Schädlichkeit des regelmäßigen Branntweingenusses getäuscht; vielfach sprach man von dem Branntwein als von „flüssigem Brote" und hielt ihn alles Ernstes für ein Stärkungsmittel und deshalb für unentbehrlich bei schweren Arbeiten. Jetzt bewiesen die massenhaft verbreiteten Mäßigkeitsschriften das Gegenteil; ärztliche Stimmen wurden laut, die dem Branntwein alle die gerühmten stärkenden Eigenschaften absprachen und die schädlichen Folgen desselben im Einzelnen mit darlegten, und wurde dies auch von Anderen bestritten, Eindruck machten solche Bezeugungen doch. In den vierteljährigen Versammlungen des Diepholzer Vereins wurde nach Ausweis der Protokolle lebhaft verhandelt. Zunächst bemühte man sich darum, neue Mitglieder zu gewinnen und namentlich solche, die dem Trunke ergeben waren in den Verein hereinzuziehen und sie zu veranlassen, zunächst auf einige Wochen, dann länger dem Trunke zu entsagen. Es wurde jedesmal freudig begrüßt, wenn ein notorischer Trinker sich dem

Digitized by Google

Verein anschloß, feierlich wurde er dann vom Superintendenten verpflichtet. Weiter stärkte man sich untereinander gegen den Spott, den einzelne Mitglieder zu erdulden hatten, ging dann aber weiter und bemühte sich um die Erneuerung der alten Verordnungen gegen das Uebermaß des Trinkens. Letzteres war leicht, da die Spitzen der Behörden am Orte dem Verein angehörten. Aber man begnügte sich damit nicht, man bemühte sich, statt des Branntweins den Durstigen ein gutes und wohlfeiles Bier darzubieten und schloß zu dem Zwecke einen Kontrakt mit Herrn Klatte, daß er ein solches herstellen sollte. Mitglieder, die ihr gegebenes Versprechen brachen, oder ein Leben führten, das den Vereinsstatuten nicht entsprach, wurden, nachdem sie wiederholt verwarnt waren, aus dem Mitgliederverzeichnis gestrichen.

Aber das rechte Leben fehlte dem Vereine. Liest man die Protokolle, so tritt das je länger desto mehr hervor. Niemals wird das religiöse Moment hervorgehoben, niemals es ausgesprochen, daß es Sünde sei, den Leib zu beschweren mit Fressen und Saufen, ein Frevel am Heiligtum, eine Zerstörung der heiligen Gottesordnung und seines Reiches auf Erden. Immer sind es Zweckmäßigkeitsgründe, die gegen das Laster ins Feld geführt werden, immer die wirtschaftlichen Nachteile, die dasselbe mit sich bringt. Fortwährend wird an den Statuten geflickt, immer wieder sucht man den „mäßigen" Genuß der berauschenden Getränke zu verteidigen. Niemals wird auch nur der Versuch gemacht, öffentlich zu zeigen, daß es auch eine Geselligkeit giebt ohne Branntwein und eine Freude ohne Trunkenheit. In all den langen Protokollen habe ich auch nicht eine Andeutung gefunden, daß man hier einmal einen Versuch machen wollte, zu zeigen, das man auch in den Schranken der Mäßigkeit fröhlich sein kann. Keine öffentlichen Vorträge werden gehalten, die geeignet sind Fernerstehende heranzuziehen, keine geselligen Zusammenkünfte ohne berauschende Getränke werden veranstaltet. Keins der Mitglieder des Vereins bekommt das Gefühl, daß es in dem Verein etwas besitzt, was für dasselbe wertvoll ist. Ich verstehe es, wie das Interesse an dem Vereine immer mehr erlahmt, dagegen die Zahl der Austritte aus demselben immer größer wird. Schon

Digitized by Google

im Februar 1845 sieht sich der Vorstand gezwungen, alle Mitglieder des Vereins einzuladen unter dem „Präjudiz", daß von den Nichterschienenen angenommen werde, daß sie nicht länger Mitglieder des Vereins zu bleiben wünschten. Aber auch das ist vergeblich; das letzte vorhandene Protokoll einer Vereinssitzung, datirt vom 7. September 1845, enthält den kurzen, aber inhaltsschweren Satz: „Da die heutige Versammlung nicht zahlreich war, so wurde beschlossen, die Wahl des Vorstandes des Vereins bis zur nächsten Zusammenkunft im December d. J. auszusetzen." Seitdem ist kein Protokoll mehr aufgenommen; wahrscheinlich ist keine Versammlung mehr beschlußfähig gewesen. Es sind dann nur noch kurze Notizen des Vorsitzenden vorhanden über das, was in den Versammlungen vorkommen sollte, bis zu einer Versammlung am 30. August 1846, da hören auch sie auf. So scheint der Verein langsam aus Mangel an Teilnehmern eingeschlafen zu sein. Als das „Hungerjahr" 1847 hereinbrach — die Teuerung begann schon im Herbst 1846 — und nun gar das „tolle" Jahr 1848, als überall täglich die Wirtshäuser sich füllten und eine Volksversammlung die andere ablöste, da wurden die Versprechungen, die berauschenden Getränke nur „mäßig" zu genießen, oder sich derselben ganz zu enthalten, vergessen, und das alte Wesen von früher feierte noch einmal seine Auferstehung. Freilich nur, um später in viel nachhaltigerer und erfolgreicher Weise von der auf ihre eigentlichen Aufgaben sich immer mehr besinnenden Kirche und der Hand in Hand mit ihr gehenden Schule bekämpft zu werden. —

Das „Hungerjahr", wie oft haben unsere Väter das Wort wohl in den Mund genommen! Es muß mit der Ernte im Sommer 1846 sehr übel bestellt gewesen sein, denn schon um Weihnachten des genannten Jahres machte sich der Notstand überall geltend; am meisten in Diepholz selbst, wo die Erntevorräte schon um diese Zeit auf die Neige gingen und die arme Tuchmacher-Bevölkerung mit ihrem geringen Verdienste völlig außerstande war, das teure Brotkorn in ausreichender Menge zu beschaffen. Und selbst dieser Verdienst versagte in dieser Zeit. Nur ein einziger Fabrikherr — Reeßing — nahm sich seiner

Digitized by Google

Arbeiter in dankenswerter Weise an. Als im Anfange des Jahres 1847 eine sorgfältige Zählung aller erwerbs- und brotlosen Personen im Flecken Diepholz vorgenommen wurde, ergab sich die ungeheure Zahl von 398 Personen. Aehnlich gings in Lemförde, während auf den Dörfern die Not weniger hervortrat und aus verschiedenen Dörfern berichtet wird, man hoffe bis Johannis auskommen zu können. Aber man muß auch bedenken, wie schwer es gerade auf den Dörfern fällt, die Mittel der Gemeindekasse für Ortsarme flüssig zu machen. Denn diesem Massennotstand gegenüber versagten die früheren Veranstaltungen; es versagte die Privatwohlthätigkeit, die bisher arbeits- und brotlosen Armen durch Darbietung von Arbeit und Speise über die schweren Zeiten hinweg geholfen hatte, es versagten auch die Mittel der kirchlichen Armenpflege, die bisher den Armen und Kranken regelmäßige Geldunterstützungen dargeboten, auch Miete und Feuerung für sie bezahlt hatte. Die Einlagen in den Klingelbeutel nahmen ab, außerordentliche Gaben kamen kaum noch vor; Jeder hielt das Seine zu Rate, um nicht selbst in Bedrängnis zu kommen.

So bedurfte es denn neuer Veranstaltungen, um des Notstandes Herr zu werden. In Diepholz bildete sich ein Verein, um den Kornpreis möglichst niedrig zu halten, über dessen Thätigkeit ich aber nichts habe erkunden können, der wahrscheinlich nur auf dem Papier geblieben ist. Von größerem Erfolge war ein Verein, den Superintendent Freytag im Januar 1847 ins Leben rief und der wöchentliche Grotensammlungen veranstaltete und für das eingekommene Geld eine gute, nahrhafte Suppe kochte — die sog. Rumfordsche — und dieselbe je nach Umständen unentgeltlich, oder gegen Zahlung von 5 Pfg. die Portion verabfolgte. Anfang März begann die Suppenausteilung, und täglich wurden mehr als 200 Notleidende auf diese Art gespeist. — In Lemförde stellte sich Pastor Jacobi an die Spitze eines ebensolchen Vereins und sammelte nicht blos Geld, sondern auch Lebensmittel und gab täglich 130 Portionen Rumfordsche Suppe aus an Hungernde aus Lemförde, Quernheim, Brockum und Marl; und zwar in der Weise, daß jede Portion zu 4 Pfg. berechnet und von dem Empfänger

Digitized by Google

ganz oder zur Hälfte bezahlt, oder auf Kosten der betr. Armenkasse gratis gegeben wurde. Auf Veranlassung des Superintendenten wurden hierzu die Ueberschüsse der kirchlichen Armenkassen verwendet und solche Armen-Kapitalien, die aus Ueberschüssen früherer Jahre gesammelt waren. Jeder bezügliche Antrag wurde von den Kirchenbehörden sofort genehmigt. — In Wagenfeld wurden aus diesen Mitteln die armen Konfirmanden gespeist. Aber das genügte nicht, schließlich trat doch überall noch vor dem Osterfeste die Kommune ein, und wo sie nicht wollte, da zwangen die Beamten die widerspenstigen Dorfvertretungen, Vorschüsse zur Beschaffung von Brot und Saatkorn den Ortsarmen zu verabfolgen. „Auf den Dörfern sorgen jetzt die Bauermeister durch Vorschuß oder Kreditgeben", berichtet Pastor Bergmann aus Barnstorf. Als Anfang März 1847 eine Aufforderung des Königl. Konsistoriums erging, die Pastoren sollten sich die Bildung von Vereinen angelegen sein lassen zur Abstellung der Not, insbesondere aber zur Verschaffung von Arbeitsverdienst und zur Leistung von Vorschüssen, da konnte von hier aus berichtet werden, daß was unter diesen Umständen geschehen könnte, bereits geschehen sei. Und in der That ging der Winter vorüber, ohne daß ein Glied unserer Gemeinde der Not erlegen wäre; und als das Frühjahr kam und mit dem Frühlinge und der Eröffnung der Schiffahrt das russische Korn, da sank der Preis des Brotkorns ebenso schnell wieder, als er gestiegen war und die gedrückte Bevölkerung atmete wieder auf. Die Zahl der Todesfälle im Hungerjahre belief sich nur auf 58, getraut aber wurden in demselben nur 13 Paare. Aber noch immer steht das „Hungerjahr 47" als ein Schreckgespenst da in den Erinnerungen und Erzählungen unserer Väter.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zur 25. Jubelfeier
der
Gründung der Präparandenanstalt in Diepholz.

Es war im April 1864, als der Lehrer Johann Friedrich Grelle in Burlage dem Drängen des Superintendenten Schulz in Diepholz nachgab und einen Knaben in sein Haus aufnahm, um ihn für den Eintritt ins Seminar vorzubereiten.

In früheren Jahren hatte sich der Kantor Bredehöft in Barnstorf dieser Arbeit gewidmet, sie aber aufgegeben, und mit Kummer sah der Superintendent, daß „sehr geeignete und vortreffliche junge Leute aus der hiesigen Inspektion, die sich gern dem Lehrerberufe gewidmet hätten, in Folge der Unmöglichkeit, in der Nähe die geeignete Vorbereitung zu erlangen, dem Lehrerberufe verloren gingen." Es schien ihm darum wünschenswert, daß in der großen und weitausgedehnten Inspektion nicht eine, sondern 2 „Vorbereitungsanstalten fürs Seminar" gegründet würden, eine im Norden, in Rehden, die andere im Süden, in Burlage. Da aber die Verhältnisse im Schulhause zu Rehden damals die Aufnahme von Zöglingen nicht gestatteten, so wandte er seine ganze Aufmerksamkeit auf Burlage.

Digitized by Google

Dort war eine kleine Schule, die nur 20—25 Kinder zählte und, was die Hauptsache war, seit 8 Jahren führte dort in ausgezeichneter Weise ein Mann das Schulamt, den er für dieses Werk ganz besonders geeignet hielt. Es war nicht blos der Eifer und die Treue in seinem Beruf, welche den jungen Grelle auszeichneten, es war auch seine große natürliche Begabung und sein hervorragendes Lehrtalent, vor allem aber „jenes in der Tiefe der Persönlichkeit eingeschlossene Geheimnis, das wo es uns begegnet, nicht blos fesselt, sondern auch zur Nacheiferung zwingt." Aber als er nun Grelle aufforderte, sich dem Werke der Vorbereitung junger Leute aufs Seminar zu widmen, da stieß er auf einen unerwarteten Widerstand. Grelle schätzte sich nicht so hoch ein, wie der Superintendent ihn taxierte, er berief sich auf seine „Beschränktheit und Unwissenheit" und lehnte die Aufforderung des Superintendenten schlankweg ab. Es wäre auch wohl bei dieser Ablehnung geblieben, wäre nicht der mit Grelle aufs innigste verbundene und befreundete Pastor Wiecker in Burlage auf Seite des Superintendenten getreten und hätte sich bereit erklärt, Grelle bei seiner Arbeit nach jeder Richtung hin zu unterstützen. Er hat dieses Versprechen treulich erfüllt und die ganze Zeit, die Grelle in Burlage weilte, an dem Unterrichte der Präparanden hervorragenden Anteil genommen, ohne jemals die geringste Vergütung dafür zu beanspruchen.

So zog denn Ostern 1864 der erste Präparand in das Grelle'sche Haus ein. Aber er blieb nicht lange allein. Am Anfange des Jahres 1866 waren es ihrer 6 geworden, die Grelle in bibl. Geschichte, Katechismus, Lesen, Kopf- und Tafelrechnen, auch im Singen, Generalbaß, Orgelspiel und Zeichnen unterrichtete, während Pastor Wiecker die Unterweisung in Bibelkunde, deutscher Grammatik, Aufsatz, Weltkunde, Kirchen- und Weltgeschichte, auch Arithmetik, Physik und Naturgeschichte übernahm. Ueberdies wohnten die jungen Leute, sofern sie nicht vom Pastoren unterrichtet wurden, als Zuhörer dem Unterrichte Grelles bei und erfuhren so eine Unterweisung in Schulkunde und Pädagogik, wie man sie nicht besser wünschen konnte. Der Erfolg entsprach den Erwartungen, und schon im Jahre 1865 konnten die beiden ältesten Zög-

Digitized by Google

linge der Anstalt bei Lehrervakanzen in Marien-Drebber und Brockum mit bestem Erfolge Aushülfe leisten und später auch in Lemförde und Haßlingen. Im Jahre 1868 war die Zahl der Präparanden auf 7 gewachsen, und einer hatte schon Aufnahme im Seminar zu Hannover gefunden.

Freilich Grelle hatte sich zu viel zugemutet. Die doppelte Arbeit in seiner Schule, die nicht blos von den Kindern der Schulgemeinde Burlage, sondern auch von Kindern der Nachbargemeinden sehr stark besucht wurde, und an den Präparanden, dazu der volle kirchliche Dienst als Küster und Organist, den er allein zu leisten hatte, und der das ganze Jahr hindurch keine Unterbrechung erfuhr, erschöpfte schließlich seine Kräfte. Eine schwere Krankheit — eine rheumatische Herzaffektion — warf ihn darnieder, und längere Zeit fürchteten seine Freunde für sein Leben. Eine Badekur, die dem Genesenden verordnet ward und die er in Levern verlebte, that ihm sehr wohl. Aber auch als er zurückgekehrt war, blieb er noch lange schwach.

Trotzdem berief ihn Superintendent Hänell, der Nachfolger Schulzes, der ebenfalls sehr schnell die außerordentliche Tüchtigkeit und Begabung Grelles erkannt hatte, an die Michaelis 1868 durch die Versetzung des Lehrers Prinzhorn an die erste Knabenklasse vakant gewordene Mittelklasse in Diepholz, und ließ sich ebenso wenig wie sein Vorgänger irre machen durch die Bedenken, welche Grelle gegen diese Versetzung geltend machte. Derselbe mußte nach Diepholz übersiedeln und brachte gleich 3 Präparanden mit.

Dieselben nahmen an dem Konfirmandenunterrichte des Superintendenten Hänell teil, und derselbe unterrichtete sie noch außerdem wöchentlich ein Mal in Bibelkunde u. s. w. Der Pastor Braeß erteilte wöchentlich 4 Stunden in Geschichte und deutscher Sprache, Lehrer Fischer 3 Stunden im Klavierspielen, Lehrer Harries 2 Stunden in Geographie, während Grelle den Unterricht in allen übrigen Fächern übernahm. Außerdem nahmen die Präparanden ebenso wie in Burlage am Schulunterrichte Grelle's teil; bei der großen Schülerzahl

Digitized by Google

sehr bald nicht blos als Hörer, sondern vielfach auch als Helfer.

Freilich schien es längere Zeit hindurch zweifelhaft, ob es möglich sei, daß Grelle dieser Arbeitslast gewachsen wäre. Wiederholt brach er unter der Arbeitslast zusammen. Doch befestigte sich seine Gesundheit mit den Jahren immer mehr, und der immer weiter sich verbreitende Ruf seiner Anstalt führte ihm eine stets wachsende Zahl von Schülern zu. Im Sommer 1871 waren es ihrer zehn, und zu Michaelis ward neuer Zuzug angekündigt.

So ist es denn begreiflich, daß das Auge des Geh. Regierungsrats Spieker, der seit der Annection im Jahre 1866 an der Spitze des Seminarwesens unserer Provinz stand, auf die Präparandenanstalt in Diepholz fiel, und als man daran ging, das Präparandenwesen nicht mehr allein der Privatthätigkeit zu überlassen, sondern dasselbe wenigstens teilweise zu verstaatlichen, da war es die ihm wohlbekannte Persönlichkeit Grelles, die den Wunsch in ihm entstehen ließ, in Diepholz eine staatliche Präparandenanstalt unter der Leitung Grelles zu gründen. Dieser Plan fand volles Verständnis und die wärmste Unterstützung bei dem Superintendenten Hänell, der nun seinerseits alle weiteren Verhandlungen führte, der sich durch keine Schwierigkeit zurückschrecken ließ, und dem es hauptsächlich zu verdanken ist, nicht blos daß die Anstalt zu Stande kam, sondern daß die Regierung ihre ursprüngliche Forderung fallen ließ, daß Diepholz die erforderlichen Unterrichtsräume u. s. w. unentgeltlich hergeben sollte.

Die Gemeinde war damals sehr erregt. Die bisherige Privatschule sollte verstaatlicht und auf den Schuletat übernommen werden. Schon das war vielen Diepholzer Bürgern nicht recht, und nun gar noch eine staatliche Präparandenanstalt! Nein, das war zu viel verlangt, das würde dem Orte unerschwingliche Lasten auferlegen. Was kostete es für Mühe, den Ungrund dieser Befürchtungen nachzuweisen! Um der Gemeinde entgegenzukommen ging die Regierung anfangs auf den Plan ein, die Präparandenanstalt gewissermaßen mit der gehobenen Abtheilung der Volksschule zu verbinden, sie in dasselbe

Digitized by Google

Haus wie die gehobene Schule aufzunehmen und neben Grelle auch die Lehrer der hohen Schule zum Unterrichte der Präparanden heranzuziehen. Aber glücklicherweise zerschlug sich dieser Plan; die Präparandenanstalt wurde von vornherein auf eigene Füße gestellt und bestimmt, daß sie ins Leben treten solle mit 2 festangestellten Lehrern, die kein weiteres Amt verwalten dürften und deren Einer, Grelle, der Vorsteher würde. Jeder der beiden Lehrer war verpflichtet, wöchentlich 30 Stunden zu erteilen. Für Mehrstunden sollten Hülfslehrer herangezogen werden. Nach langen Verhandlungen — die ersten bez. Privatbriefe, welche zwischen Spieker und Hänell gewechselt wurden, stammen aus dem Anfange des Jahres 1873 — konnte endlich am 1. Mai 1874 die Anstalt eröffnet werden. Als Hülfslehrer traten ein: Louis Springe als Musiklehrer und Rektor Kaiser für den Unterricht im Latein.

Es war für Diepholz ein bedeutsamer Tag als Geheimrat Spieker in eigener Person die Anstalt eröffnete und in einer tief und zu Herzen gehenden Auslegung des Sonntagsevangeliums Joh. 16, 16—23 den christlichen und evangelisch-lutherischen Charakter betonte, den die Anstalt allzeit tragen und der ihr höchster Schmuck und Ruhm sein sollte; ein bedeutsamer Tag, als der damals im 38. Jahre seines Lebens stehende Lehrer Grelle die Leitung der Anstalt übernahm. Die Ableistung des Rektorexamens war ihm erlassen, und von nichts Anderem mehr abgelenkt, konnte er seine volle Kraft der jungen Anstalt widmen. Und mit welchem Erfolge ist dies geschehen!

Freilich, bescheiden genug ging es im Anfange zu. Mit 8 Zöglingen zog Grelle in das im Laufe des Winters notdürftig hergestellte Leefhelm'sche Wohnwesen auf dem Willenberge. Aber bereits Michaelis kamen 9 Zöglinge hinzu, es ward der zweite Lehrer berufen, Falkenhagen aus Alfeld, und die 2. Klasse eingerichtet. Ostern 1875 kamen noch 5 hinzu, und Michaelis 1875 fand die erste Entlassung von 5 Zöglingen der Anstalt statt. Ostern des folgenden Jahres war die Zahl der Zöglinge auf 44 gestiegen. Aber mit der wachsenden Zahl der Zöglinge begann wieder die Not um die nötigen Räume. War auch

Digitized by Google

die Anstalt von vornherein als Externat eingerichtet und wohnten die Zöglinge außerhalb der Anstalt in geeigneten Familien, und fehlte es niemals an solchen, die bereit waren, Zöglinge der Anstalt für ein bescheidenes Kostgeld aufzunehmen, so genügten doch die Unterrichts-Räume längst nicht mehr. Ein Erweiterungsbau, der im Jahre 1876 aufgeführt wurde, schaffte notdürftig Räume für 50 Schüler, beschränkte aber die Dienstwohnung des Vorstehers in unerträglicher Weise. Zuletzt mußte man sich doch zum Neubau eines eigenen Anstaltsgebäudes entschließen, und die Königliche Regierung erbot sich, die auf 25000 Mark berechneten Baukosten mit 4% zu verzinsen.

Trotzdem machte der Magistrat von Diepholz Schwierigkeiten. Der großen Vorteile ungeachtet, welche die Anstalt bereits dem Orte gebracht hatte, und der noch größeren, die sie für die Zukunft versprach, war ein Teil der Mitglieder des Magistrats und des Bürgervorsteher-Kollegiums jedem Entgegenkommen zu Gunsten der Anstalt abgeneigt, und als in Folge davon die Regierung sich entschloß, die Anstalt zu verlegen und sowohl Lemförde wie Bassum sich bereit erklärten, jedes Opfer zu bringen, wenn die Anstalt dorthin gelegt würde, so schien das Schicksal der Anstalt besiegelt. Da traten die Diepholzer Bürger zusammen, eine große, allgemeine Bürgerversammlung gab der Mißbilligung über das bislang beliebte Verfahren des Magistrats und den Wünschen der großen Mehrzahl der Bürger kräftigen Ausdruck, und nun endlich gab der Magistrat seinen Widerstand auf und erklärte sich bereit, den Neubau den Wünschen der Behörde entsprechend auszuführen. Auch die Platzfrage wurde jetzt entschieden, und am 12. Oktober 1885 konnte die feierliche Einweihung des neuen Anstaltsgebäudes an der Wilhelmstraße geschehen.

Aus Hannover waren dazu erschienen die Vertreter des Provinzial-Schulkollegiums Geh. Reg.-Rat Spieker und der jetzige Präsident der Behörde, Geh. Ober-Reg.-Rat Biedenweg; aus dem Orte nahmen an der Feier teil Superintendent Rasch, der Magistrat und etwa 120 Freunde der Anstalt, außer den Schülern. Spieker hielt die Weiherede und rief der Fest-Versammlung zu: „Im

Digitized by Google

neuen Hause der alte Glaube, aber neuer Segen", worauf Vorsteher Grelle mit einer Rede antwortete, deren Inhalt war: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen." Mit einem Weihegebete des Superintendenten Rasch endete die Feier. Ein Festessen im „Grafen" und Tags darauf ein Ausflug der Schüler mit ihren Lehrern nach Lemförde gab dem Feste einen schönen Abschluß.

Unterdes aber war manche Aenderung im Leben der Anstalt selbst eingetreten. Der Lehrer Falkenhagen war im Mai 1879 als Lehrer an das Seminar in Alfeld berufen; an seine Stelle trat Lehrer Feldhaus von der Präparandenanstalt in Elze, verließ aber schon im Januar 1885 die Anstalt und kam als Lehrer an die Königliche Baugewerkschule in Nienburg. Ihm folgte Lehrer Decker, bisher Hülfslehrer an der Präparandenanstalt in Melle.

Obgleich die Schülerzahl auf 60 bemessen war und stets etwas überschritten wurde, so konnte nur ein verhältnismäßig geringer Teil der sich zu der Aufnahmeprüfung Meldenden Aufnahme finden, was dann wiederum die Wirkung hatte, daß von den sich Meldenden nur die Allertüchtigsten aufgenommen wurden. Die Revisionen seitens der Vertreter der verschiedenen Behörden, unter Andern des Geh. Ober-Regierungsrates Dr. Schneider vom Kultusministerium in Berlin, des Professors Euler aus Berlin, des Seminardirektors Knoke aus Wunstorf und vor Allem des Geh. Regierungsrates Spieker ergaben stets die günstigsten Resultate. In den 42 stattgehabten Prüfungsterminen haben nur 40 Zöglinge der Anstalt die Prüfung nicht bestanden. Im Jahre 1888 wurde denn auch der Anstalt die Befugnis erteilt, eine an Stelle der Seminar-Aufnahmeprüfung tretende Entlassungsprüfung abzuhalten und den Zöglingen, die diese Prüfung bestehen, ein Zeugnis über die Befähigung zum Eintritt in ein Schullehrer-Seminar auszustellen. Nachdem dann im Jahre 1888 ein dritter seminaristisch gebildeter Lehrer als Hülfslehrer berufen war (von Ostern bis Michaelis 1888 Lange, seitdem Krigar), wurde im Jahre 1891 eine dritte Klasse errichtet und ein neuer Hülfslehrer angestellt (Kaftan von 1891—1894, dann Kammacher von 1894—1896, dann Warnecke) und im

Digitized by Google

folgenden Jahre die erste Hülfslehrerstelle in eine dritte ordentliche Lehrerstelle verwandelt. Die Zahl der Schüler, die auf 90 bemessen, aber stets höher war, stieg dann bis auf 106.

Aber bei allem Wechsel blieb Eins unverändert und sich immer gleich, das war die Person des Vorstehers; und noch heute, wo die Anstalt auf ein 25jähriges Bestehen zurückblicken kann, steht Herr Grelle trotz seiner 63 Lebensjahre da in voller körperlicher und geistiger Kraft und Frische. Was die Anstalt geworden ist, ist sie durch ihn geworden, den Ruf, dessen sie sich erfreut im ganzen Hannoverlande, verdankt sie in erster Linie ihm. Sein Wort, und vor allem sein Vorbild, haben nicht blos auf die Jünglinge, die die Anstalt besuchten, einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, sondern auch auf die Lehrer, die mit ihm an der Anstalt arbeiteten. Er hat der Anstalt seinen Geist aufgeprägt, er ist noch heute die Seele derselben. Aber was für eine Mühe hat das auch gekostet, welche Arbeit hat er geleistet! 30 Stunden sollte er wöchentlich nur erteilen — wahrlich genug neben all der Arbeit, die die Leitung einer solchen Anstalt mit sich bringt! — Aber wer zählt die Extrastunden, die er auf sich genommen hat, nur um die schwächeren Schüler zu fördern und um die hohen Ziele, die er sich gesteckt hatte, zu erreichen. Und nicht blos für die Gesamtheit sorgte er, treulich nahm er sich jedes einzelnen Zöglings an. Eine größere Zahl derselben hat er stets in seinem eigenen Hause und unter seiner besonderen Leitung gehabt. Mit besonderer Sorgfalt suchte er auch die Kosthäuser für die übrigen Schüler aus und rücksichtslos entzog er die Präparanden solchen Familien, die sie nicht sorgsam überwachten, oder die es an der Sorge für die körperliche Wohlfahrt derselben fehlen ließen. Streng ist die Disciplin, die nicht blos auf der Anstalt herrscht, sondern auch außerhalb derselben, nie sieht man abends nach Dunkelwerden einen Präparanden auf der Straße, oder gar in einem Wirtshause. Excesse der jungen Leute, wie sie aus anderen Orten berichtet werden, sind hier gänzlich unbekannt. Es ist sehr wohl zu verstehen, wie Eltern ihre Söhne ganz besonders gern der hiesigen Anstalt anvertrauen. — Darum ist aber der Vorsteher nicht

Digitized by Google

der Freude abhold, er gönnt seinen Zöglingen gern ein Vergnügen. Wir Diepholzer erinnern uns gern der genußreichen Abende, die uns die Präparanden an ihren Festtagen, oder bei besonderen Gelegenheiten, wie bei der Luther- und Gustav Adolf-Feier und an allen patriotischen Gedenktagen durch ihren schönen Gesang, ihre ausdrucksvollen Deklamationen und ihre geschickten theatralischen Aufführungen bereitet haben, und wir wissen sehr wohl, daß der strenge, ernste Vorsteher es ganz vorzüglich versteht, solche Feste vorzubereiten und auszuführen. — 836 Zöglinge sind in diesen 25 Jahren teils durch die Anstalt hindurchgegangen, teils gehören sie ihr noch an, aber es sind sicher nur Wenige, die sich nicht mit Freude der Zeit erinnern, die sie auf der Anstalt in Diepholz zugebracht haben.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein Blick in unsere Schulen vor hundert Jahren.

Es ist das Jahr 1796. Es ist böse Zeit. Seit drei Jahren haben die Truppendurchzüge gar nicht aufgehört, unausgesetzt haben gewechselt in den bewegten Zeiten Hessen, Braunschweiger, Emigranten und besonders die „Kanonenknechte", reitende hannoversche Artillerie, die in der hiesigen Grafschaft im Quartier lagen. Aus allen Gemeinden kommen Klagen über die schweren Einquartierungslasten, die drückenden Kriegsfuhren und die andern damit verbundenen mannigfachen Unzuträglichkeiten. Während auf der einen Seite die Armut ungeheuer zunimmt, bereichern sich Andere durch die Lieferungen, den Luxus und die Völlerei, die die Soldaten treiben. Während früher die Unsittlichkeit sich verbarg und von Diebstählen kaum etwas gehört wurde, sind unsittliches Umhertreiben des jungen Volks und Dieberei fast herrschende Laster geworden. In Diepholz sind im Jahre 1796 allein 12 uneheliche Kinder geboren, die sämtlich von Militärpersonen erzeugt waren, in Barnstorf von 13 im gleichen Jahre deren 12! Was will dagegen sagen, daß die Soldaten sich fleißig zur Kirche und zum hl. Abendmahl hielten, und daß z. B. in Diepholz durch das Militär sich die Zahl der Abendmahlsgäste im Jahre 1796 um 100 gegen das Vorjahr vermehrt! Es war doch böse Zeit.

Digitized by Google

Böse auch durch die beständig zunehmende Teuerung. Die letzten Jahre sind Regenjahre gewesen und die Kornpreise steigen beständig. Nur aus dem Kirchspiele Burlage kommt keine bez. Klage. Die Wiesen müssen also wohl bei dem feuchten Wetter große Erträge gegeben haben und das gewonnene Heu ist teuer an die Soldaten verkauft, so daß dort Wohlstand, ja Luxus herrscht. Einigermaßen wohl befinden sich auch die Bewohner von Barver, das wohl infolge seiner Abgelegenheit am wenigsten durch die Truppendurchzüge mitgenommen ist und ausdrücklich als das reichste Dorf der Inspektion bezeichnet wird. Auch Brockum befindet sich verhältnismäßig wohl infolge seiner Sparsamkeit und Betriebsamkeit. Alte und Junge spinnen dort, und die Mädchen setzen sich, sobald sie aus der Schule entlassen sind, an den Webstuhl. Das fertige Leinen aber findet stets guten Absatz, und so kommen allein durch die Leinenindustrie jährlich wohl 4000 Thaler in das Dorf.

Sonst sind die Verhältnisse in den übrigen Orten recht gedrückte. In Lemförde und Diepholz wird freilich auch viel gewebt, aber es fehlt in beiden Orten die Brockumer Sparsamkeit, und Schmutz und Faulheit beeinträchtigen die Erträge der Weberei. Von erheblichen Erträgen der Viehzucht habe ich nirgends in den Akten eine Notiz gefunden. Dagegen wird vielfach bemerkt, daß die männlichen Bewohner des nördlichen Teils der Inspektion vielfach im Sommer nach Holland gehen, zum Torfstechen, und bleiben fünf Monate dort, ohne geistliche und körperliche Pflege und kommen verwildert und abgemergelt zurück, „bringen alle holländischen Laster mit," klagt Pastor Bäthgen in Barnstorf, „aber keine einzige holländische Tugend." Es ist eben böse Zeit.

Zur Zeit herrscht freilich keine Epidemie, nur vereinzelte Nachläufer des Lazarethfiebers werden erwähnt, das in den Jahren vorher sehr viele Opfer gefordert hat, und eine Krankheit mit Husten und Fieber — wohl die Influenza — an der die Alten starben, die Jungen aber kommen mit dem Leben davon. Auch von den schwarzen Blattern lese ich nichts, die in der letzten Zeit arg gewütet haben. Dagegen kommen viele Klagen

Digitized by Google

über die neue ärztliche Taxe, die im Jahre 1795 eingeführt worden ist und die den Leuten so hoch erscheint, daß sie meinen, einen Arzt in Krankheitsfällen nicht mehr zuziehen zu können.

Viel lebendiger als heutzutage ist das kirchliche Leben. Zur Vorbereitung auf den Sonntag findet jeden Sonnabend um 1 Uhr die Vesper statt mit darauf folgender Beichthandlung für die Kommunikanten am Sonntag, und außer den beiden Sonntagsgottesdiensten werden regelmäßig in der Woche drei Gottesdienste gehalten, die Betstunde am Montag, die Wochenpredigt am Mittwoch und die Bibellehre am Freitag. Letztere in der Zeit von Michaelis bis zur Fastenzeit, wo dann die sieben Fastengottesdienste an deren Stelle treten. Nur in Jacobidrebber werden Wochenpredigten außer in der Fastenzeit nicht gehalten, und in der Erntezeit fallen auch die Montagsbetstunden fort. Die Sitte, daß sich die Katechismuslehre der Kinder am Sonntag sofort an den Vormittagsgottesdienst anschließt, findet sich schon in den beiden Drebber.

Und diese vielen Gottesdienste werden wirklich besucht! Die Sonntagsgottesdienste insbesondere in allen Gemeinden der Inspektion sehr zahlreich, sowohl von Erwachsenen wie von den Kindern. Das Gleiche gilt auch von den Nachmittagskinderlehren. Freilich herrscht auch noch der obrigkeitliche Zwang bezüglich der Konfirmierten, und wer von denselben am Sonntag Nachmittag nicht zur Kirche kommt, wird angezeigt und von der Obrigkeit bestraft. Aber daß dies wirklich geschieht, wird im Jahre 1796 nur aus Diepholz und Barnstorf berichtet. Aus Jacobidrebber heißt es: „Nur wenn es ohne Vorwissen der Eltern geschieht, werden die Betreffenden bestraft." Aus Mariendrebber: „Die Konfirmierten werden dazu angehalten, daß sie noch ein Jahr zur Kirche kommen." Aber es wird nicht bezeugt, daß sie wirklich kommen. Aus Barver diplomatisch: „Wenn man diese, d. h. die Absenten, erfährt, bestraft man sie." Aus Brockum dagegen: „Die Konfirmierten kommen recht fleißig, und es ist deshalb keine Klage nötig." Aus Lemförde sogar: „Da die Eltern nicht allein sehr fleißig zur Katechismuslehre kommen, sondern auch ihre Kinder

Digitized by Google

hierzu anhalten, so fällt gottlob Anzeige und Bestrafung weg."

Bezüglich des Besuchs der Nebengottesdienste an den Wochentagen finde ich Unterschiede. In den beiden Drebber wohnen einige Erwachsene den Bibellehren bei, die Jugend dagegen fleißig. In Barnstorf kommen die Erwachsenen aus dem Flecken zu den Katechisationen und Betstunden „ziemlich", von den Außendörfern nur „soweit es die Lokalumstände gestatten." In Diepholz kommen die Erwachsenen „schlecht". Aus Burlage, wo gerade Vakanz der Pfarre ist, fehlen die Nachrichten. Doch werden die sämtlichen Nebengottesdienste dort von den vikarierenden Geistlichen und den Lehrern des Kirchspiels gehalten. Es sind also sicher auch Gemeindeglieder dazu gekommen. In Brockum ist der Besuch der Nebengottesdienste seitens der Erwachsenen „mittelmäßig", in Lemförde dagegen kommen sie „sehr fleißig".

Die meisten der jetzt bestehenden Schulen sind bereits im Jahre 1796 vorhanden. Nur in Deckau und Burlage fehlen sie, und nur Hemsloh hat kein eigenes Schulhaus, und man ist deshalb gezwungen, „den paßlichsten Bauer, der ein eigenes Haus hat, zum Schullehrer zu nehmen." Aber nur in Diepholz besteht eine zweiklassige Schule mit 2 Lehrern, alle übrigen Schulen sind wohl dreistufig organisiert haben aber nur je einen Lehrer. In Diepholz sind zwei Schulhäuser, das „Rektorhaus" neben der Kirche, das sich in „sehr gutem Zustande" befindet und außer einer Familienwohnung zwei große geräumige Schulzimmer enthält und das Haus auf dem Willenberge, das gerade im Sommer 1796 neu gebaut wird. Der Küster bewohnt ein besonderes Haus in der Hinterstraße, „worin aber keine Schule gehalten wird." In Jacobidrebber ist ein „sehr gutes Schulhaus", das außer einer „guten" Stube noch zwei andere Stuben aufweist. In Dickel ist Schulhaus und Schulstube „mittelmäßig" und es enthält außer der Schulstube nur noch zwei kleine Stuben. In Wetschen ist das Schulhaus „sehr mittelmäßig", Schulstube und Wohnstube beide klein; in Rehden ist das Schulhaus „mittelmäßig" und hat eine ziemlich gute Stube. Die Schulstube

Digitized by Google

dagegen wird als „sehr gut“ bezeichnet. In Mariendrebber ist das Schulhaus baufällig, die Schulstube „mittelmäßig“, im Hause sind nur zwei Stuben. In Aschen ist das Schulhaus „in gutem Stande“, die Schulstube geräumig und helle, auch sind noch zwei Stuben im Hause. In Cornau ist das Schulhaus in so schlechtem Stande, daß im Jahre 1796 der Neubau beschlossen wird. Aber es dauert noch 4 Jahre, bis das neue Haus wirklich von dem Lehrer bezogen werden kann. In St. Hülfe ist das Schulhaus „abgängig“, die Schulstube aber „groß und hell“. In Barnstorf ist das Schulhaus neu und hat zwei Stuben, in Dreeke dagegen „klein und baufällig“, in Düste geradezu „schlecht“, ebenso in Dörpel. Aber alle diese Häuser bieten doch dem Lehrer zwei heizbare Stuben, auch Donstorf, dessen Schulhaus als „ziemlich gut“ bezeichnet wird, „aber noch immer zu klein“. Eydelstedt dagegen hat nur eine Stube für den Lehrer und eine „dunkle“ Schulstube, Wohlstreck eine „sehr niedrige“ Schulstube und für den Lehrer nur einen Wohnraum, Aldorf desgleichen. Das Drentweder Schulhaus dagegen ist neu und hat zwei Stuben. Im Lemförde sind Schulhaus und Schulstube „ziemlich im Stande“; in Brockum ist die Schulstube „geräumig, aber sehr niedrig“; das Haus aber hat noch zwei Wohnräume für den Lehrer und drei Kammern. In Barver ist das Schulhaus „nicht neu, aber sehr bewohnbar“ und hat gleichfalls zwei Stuben, nebst den nötigen Kammern. In Marl ist das Schulhaus „baufällig“, und die beiden Stuben des Lehrers sind „zu klein“. Die Schulhäuser in Hüde und Lembruch haben auch zwei Stuben und werden als in gutem Stande befindlich bezeichnet. Von diesen Schulhäusern stehen noch jetzt, die 3 Schulhäuser in Diepholz und die in Jacobidrebber, Barnstorf, Dreeke, Dörpel, Wohlstreck, Aldorf, Drentwede, Hüde und Lembruch. Außer Gebrauch gesetzt von diesen Häusern sind nur zwei, beide in Diepholz.

Noch größere Verschiedenheiten weisen die Einnahmen der Schulstellen auf. Die Akten ergeben nicht den Stand der Einnahme jeder einzelnen Schulstelle im Jahre 1796. Dagegen liegen solche Nachrichten aus dem Jahre 1810, der Franzosenzeit, vor, wo wegen

Digitized by Google

der Besteuerung die Einnahmen sowohl der Pfarren, wie der Schulen aufs sorgfältigste seitens der Obrigkeit festgestellt wurden. Da in den vielen Kriegsjahren die Einnahmen der einzelnen Stellen schwerlich erheblich erhöht worden sind, so werden die Zahlen aus dem Jahre 1810 wohl so ziemlich auch den Stand im Jahre 1796 aufweisen. Die Zahlenangaben sind, weil Diepholz damals zu Frankreich geschlagen war, in Frankenwährung aufgeführt. Danach bezog der Rektor in Diepholz einen Gehalt von 774 Franken, der Organist, Küster und zweiter Lehrer einen solchen von 787 Fr., der Lehrer auf dem Willenberge dagegen rund 205 Fr. Besser gestellt ist der Küster und Lehrer in Jacobidrebber, der 562 Fr. und der in Mariendrebber, der 573 Fr. erhält. Das Höchstgehalt aber bezieht der in Barnstorf, nämlich 1051 Fr. Ueberhaupt sind die Lehrerstellen, mit denen ein Küsterdienst verbunden ist, fast immer sehr viel besser dotiert, als die übrigen. Man vergleiche: der Küster und Lehrer in Lemförde bezieht an Gehalt 678 Fr., der in Brockum 469 Fr., der in Barver 344 Fr. Dagegen der Lehrer in Dickel nur 221 Fr., der in Rehden 309 Fr., der in Aschen 253 Fr., der in Cornau nur 125 Fr., der in Dörpel 205 Fr., der in Donstorf 180 Fr., der in Dreeke 119 Fr., der in Drentwede 208 Fr., der in Düste 220 Fr., der in Eydelstedt 208 Fr., der in Hüde 229 Fr., der in Lembruch 271 Fr., der in Marl 295 Fr., der in St. Hülfe 416 Fr., der in Wetschen 309 Fr. Dagegen erfreut sich der Lehrer in Aldorf nur eines Einkommens von 86 Fr. und der Lehrer in Hemsloh bezieht gar nur 75 Fr.

Aber Einzelne der so schlecht bezahlten Lehrer wußten sich zu helfen und sich noch andere Einnahmen zu verschaffen. Dazu gehört in erster Linie der Privatunterricht in den „Abendschulen". Der Lehrer in Dörpel ist auch noch Drechsler und Rüstmeister. Dem Lehrer in Aldorf aber verschafft Pastor Bäthgen dadurch, daß er persönlich die Bauern darum bittet, die ihm sehr verpflichtet sind, einen Reihetisch und entreißt ihn dadurch der drückenden Not, in der er sich befindet. Alle Lehrer treiben außerdem neben ihrem Schulamte einen umfangreichen Ackerbau, bei dem ihnen die Bauern willig und unentgeltlich die

Digitized by Google

nötigen Fuhr- und Pflugdienste leisten. Der Lehrer in Dreeke kann sogar sein selbstgeerntetes Korn in Dreeke selbst nicht mehr unterbringen, sondern muß einen großen Teil desselben nach Meckel fahren lassen. Nur in Wohlstreck weigert die Gemeinde dem damals dort amtierenden Lehrer diese Dienste in Folge langjähriger erbitterter Streitigkeiten. Diese haben zuletzt dahin geführt, daß die Gemeinde dem Lehrer die Kinder überhaupt nicht mehr in die Schule schickt, sondern einen eigenen Lehrer angenommen hat, der im Jahre 1796 neben freier Station bare 7 Thaler erhält.

Aber die Verhältnisse einer großen Zahl von Lehrern sind dennoch sehr gedrückte, und unausgesetzt ist Superintendent Nädler in Diepholz bemüht, ihre Einnahmen zu verbessern. Da die Bauern bei dem Drucke der Kriegsjahre zu baren Mehraufwendungen für ihre Lehrer nur in den seltensten Fällen zu bewegen sind, auch von seiten der Staatsregierung aus eben diesem Grunde natürlich ebenfalls nichts zu erlangen ist, so richtet er sein stetes Bemühen darauf, die Schulgemeinden zu veranlassen, dem Lehrer Ländereien zuzuweisen, und daß seine bezüglichen Bemühungen vielfach von Erfolg gekrönt sind, beweist ein Bericht aus dem Jahre 1807 an das Konsistorium, in dem er einen besonderen Bericht ankündigt, in welchem er die Ländereien aufzählt, die es ihm gelungen ist, im Laufe der Jahre den einzelnen Lehrerstellen zu verschaffen.

Sämtliche Schulen sind dreistufig eingerichtet, oder haben, wie es in den Berichten immer heißt, drei Klassen. Nur die in Diepholz hat zwei aufsteigende Klassen, die sog. Küsterschule für Kinder für 6—10 Jahren und die Rektorschule für Kinder von 10—14 Jahren, „welche schon lesen können". Die Schule auf dem Willenberge aber ist wie alle anderen Schulen dreistufig mit einem Lehrer.

Die Schulpflicht der Kinder beginnt mit dem 6. Lebensjahre; nur aus Lemförde wird berichtet, daß der dortige ausgezeichnete Lehrer Cassel die Kinder schon vom 4. bis 5. Lebensjahre an und zwar unentgeltlich in die Schule aufnimmt und auch den Konfirmanden noch regelmäßig Extraunterricht erteilt.

Digitized by Google

Als Lehrer führen das Amt im Jahre 1796 in Diepholz der Rektor Wittkugel und der Küster und Organist Tegeler. Letzterer ist bereits 65 Jahre alt. Auch der Rektor ist hochbetagt. Auf dem Willenberge steht Lehrer Christoph Ludolf Konrad Detmering. In Jacobidrebber steht seit 1790 der tüchtige Lehrer Christian Georg Tegeler, der im 37. Lebensjahre, also in voller männlicher Kraft steht. In Dickel ist Lehrer Friedrich Hermann Knüpling, 62 Jahre alt, in Rehden Georg Wilhelm Beneke, 49 Jahre alt. In Barnstorf amtiert Kantor Eckelmann, 43 Jahre alt, in Aschen Johann Heinrich Harries, seit 26 Jahren am Orte und 49 Jahre alt, in Aldorf Lehrer Schmedes, 42 Jahre alt, in Barver Heinrich Gottlieb Scharrelmann, seit 1777 am Orte, in Brockum Johann Rudolf Adolf Fischer, 31 Jahre alt und seit 1794 am Orte. In Dörpel finden wir als Lehrer Friedrich Bernhard Heinrich Mester, 23 Jahre alt und seit 5 Jahren am Orte, in Donstorf Friedrich Teggemann, der 56 Jahre alt ist und seit 1767 am Orte ist, in Dreeke Lehrer Köhler, 67 Jahre alt, in Drentwede steht Johann Heinrich Hermann Poppe, nach Eydelstedt kommt im Jahre 1796 Ernst Heinrich Husmann, in Hemsloh führt das Schulamt seit dem Jahre 1790 Johann Friedrich Sandmann, in Hüde der 41 Jahre alte Georg Wilhelm Poggenburg, in Lembruch Justus Adolf Heinrich Engelke, 37 Jahre alt, in Marl Johann Heinrich Ludolf Knoke, alt 36 Jahre, in Lemförde Justus Heinrich Cassel, seit 1774 am Orte, in Mariendrebber seit 1790 Wilhelm August Hasselmann, in St. Hülfe Johann Friedrich Hohnholz, 35 Jahre alt und seit 1785 Lehrer am Orte, in Wetschen endlich Friedrich Hermann Böning.

Diese Namen sind in mehr als einer Hinsicht beachtenswert. Eine ganze Anzahl derselben finden wir auch heute noch bei Lehrern der hiesigen und anderen Inspektionen. Ich nenne nur die Namen Detmering, Tegeler, Knüpling, Harries, Scharrelmann, Hohnholz, Fischer, Mester, Köhler, Knoke u. a. Die Träger dieses Namens können stolz sein darauf, daß sie auf eine Reihe von Vorfahren zurückblicken können, die seit mehr als 100 Jahren das Lehramt bekleidet haben. Daß sich in

Digitized by Google

so vielen hiesigen Lehrerfamilien immer wieder der Sohn den Beruf des Vaters erwählt hat, ist ein lebendiger Beweis dafür, daß sich der Vater in seinem Berufe wohl und glücklich gefühlt hat. Wäre das nicht der Fall gewesen, er hätte sicher nicht gestattet, daß sein Sohn sich demselben Berufe wieder gewidmet hätte. Ganz besonders aber hat es mich gefreut, zu sehen, daß an zwei Orten auch heute noch Nachkommen der Lehrerfamilien das Schulamt bekleiden, welche schon vor 100 Jahren die dortigen Schulhäuser bewohnt haben, und zwar als die direkten und unmittelbaren Nachkommen derselben, das ist in Dörpel der Fall und in St. Hülfe.

Unterrichtet wurde im Jahre 1796 sowohl im Winter wie im Sommer. Im Sommer freilich ohne großen Erfolg. Aus Diepholz heißt es: „Es wird auch im Sommer alle Tage Schule gehalten, aber nur äußerst Wenige kommen. Doch stellen sie sich Mittwochs und Sonnabends, wie es ihnen besonders eingeschärft war, etwas zahlreicher ein.“ Auch in Lemförde wird im Sommer täglich von 7—10 Uhr unterrichtet und Nachmittags von 1—4 Uhr; nur in der Erntezeit blos Mittwochs und Sonnabends von 7—10 Uhr und, wie bereits erwähnt, sind keine Absenten zu verzeichnen. Auch in Jacobidrebber und Brockum, wo Mittwochs und Sonnabends von 6—10 Uhr unterrichtet wird, sind keine „enormen“ Absenten zu beklagen; mehr im Kirchspiele Mariendrebber, wo an den gleichen Tagen von 7—10 Uhr unterrichtet wird und in Barnstorf, wo auf den Dörfern am Mittwoch und Sonnabend, im Flecken am Montag und Freitag von 6—8 Uhr der Unterricht stattfindet, der Wochengottesdienste wegen, die sich an den Unterricht anschließen und an denen die Schulkinder teilnehmen. „Enorme“ Absenten dagegen weist Barver auf, wo am Montage und Freitage von 6—9 Uhr unterrichtet wird. Die Absenten werden überall von der Obrigkeit bestraft. Die Winterschule dauert überall von 8—11 Uhr und von 12—3 Uhr, natürlich ausgenommen Mittwochs und Sonnabends.

Der Lehrgegenstände sind wenige: Katechismus, Lesen, Schreiben, Rechnen, das ist Alles. Dem

Digitized by Google

Katechismusunterrichte liegt zu Grunde der im Jahre 1790 in der Grafschaft eingeführte Hannoversche Landeskatechismus. Am Katechismusunterrichte nehmen alle drei Stufen teil, auch die Kinder der Unterstufe lernen durch fleißiges Vorsprechen den kleinen lutherischen Katechismus und die leichtfaßlichsten Kernsprüche und Liederverse, die größeren Kinder dagegen lernen alle Sprüche des Katechismus. Geklagt wird aber vielfach über ein mechanisches Auswendiglernen seitens der Kinder und darüber, daß der Unterricht hauptsächlich im Abfragen des Katechismus besteht, auch daß auf Verstand und Gemüt der Kinder wenig eingewirkt werde. Es wird deshalb sowohl vom Superintendenten, wie vom Konsistorium in jedem Visitationsbescheide darauf gedrungen, daß allen Kindern, auch den kleinen der Wortverstand der Fragen, Antworten und Sprüchen gezeigt wird, ehe sie die Sprüche und Liederverse auswendig lernen. Ein Auswendiglernen des ganzen Katechismus, wie es später vielfach geschieht, wird in den hiesigen Akten im Jahre 1796 niemals erwähnt.

Die biblische Geschichte finde ich nicht als besonderen Lehrgegenstand aufgeführt. Aber da die Bibel das hauptsächlichste Lesebuch ist und streng darauf gehalten wird, daß besonders die historischen Bücher und einige Psalmen und die Sprüche Salomonis gelesen werden, da ferner immer verlangt wird, daß das Gelesene auch erklärt werde, die Kinder auch alles was sie gelesen haben, mit eigenen Worten wiedererzählen sollen und die besseren das Gelesene während des Unterrichtes der anderen Stufen aufschreiben müssen, so ist in der That die biblische Geschichte sehr reichlich zur Behandlung gekommen.

Auffallend ist mir gewesen, daß weder im Jahre 1796, noch in den vorhergehenden und nachfolgenden Jahren in den die Schule betreffenden Akten vom Gesangunterrichte die Rede ist, obgleich selbstverständlich der Gesang gepflegt ist, auch in einem etwas späteren Berichte erwähnt wird, daß der Unterricht sowohl am Morgen, wie am Nachmittage mit Gesang geschlossen sei. Aber der Gesang hat sich wahrscheinlich nur auf das Einüben der Choräle beschränkt

Digitized by Google

und hat eine besondere Stelle im Unterrichte nicht eingenommen.

Den größten Teil der gesamten Unterrichtszeit nimmt das Lesen ein, und zwar ist es die Buchstabiermethode, die allgemein im Gebrauch ist. „Da das Buchstabieren der Grund des richtigen Lesens und Schreibens ist," heißt es in einem Berichte, „so wird es auch täglich geübt, und um die Jugend so fertig wie möglich darin zu machen, so werden ihnen schwere Wörter aufgegeben, die sie aus dem Kopfe buchstabieren müssen." Aber nur die schlechteren Schulen begnügen sich damit, den Kindern die mechanische Lesefertigkeit beizubringen; es soll, wie bereits erwähnt ist, das Gelesene stets erklärt und die Kinder angehalten werden, das Gelesene wiederzuerzählen, sogar aufzuschreiben. Erreicht wird dadurch eine große Fertigkeit im Lesen, was ja auch nicht zu verwundern ist. Als Lesebuch dient in erster Linie die Bibel. Doch bestimmt das Konsistorium in einem 3 Bogen starken Bescheide auf die ihm eingelieferten Schulberichte aus der hiesigen Inspektion vom 10. November 1796 „die Bibel muß nicht zum Lesebuche gebraucht werden, lieber die besonders gedruckten Evangelien und Episteln, oder Hübners und Seilers biblische Historien." Weiter dient als Lesebuch der Landeskatechismus, was ja begreiflich ist, da er gelernt wird und daher von Allen gelesen und wenigstens oberflächlich verstanden werden muß. Endlich das Gesangbuch. Aber man beschränkte sich nicht auf diese Bücher, es sind vielfach wirkliche Lesebücher in den Händen der Schüler, an erster Stelle die Hallesche ABC-Fibel, dann das Seilersche Lesebuch, von dem ein Exemplar für alle Schulen der Inspektion angeschafft ist und „aus dem die Kinder allerlei Gemeinnütziges lernen." Weiter ist Rochows Kinderfreund in Vieler Händen, und Superintendent Nädler beantragt z. B. für Barver im Sommer 1796 die Anschaffung von 10 Exemplaren dieses Buches aus Kirchenmitteln. Die Bücher sollen aber Eigentum der Schule bleiben, „da sowohl der nicht ungeschulte Schullehrer einen sehr guten Gebrauch davon machen wird, als auch die Gemeinde sehr wohlhabend ist, so daß viele Eltern sehr bald ihren Kindern dies Buch aus eigenen Mitteln anschaffen werden." In

Digitized by Google

Barver ist bislang auch die Fröbingsche Bürgerschule als Lesebuch gebraucht. In Brockum und Lemförde wird als Lesebuch abwechselnd das neue Testament und Helms Volkskalender von 1796 benutzt; in Lembruch lesen die Kinder aus Hübners biblischen Geschichten. Diese Lesebücher hatten aber offenbar große Mängel, und deshalb begrüßte Superintendent Nädler das Erscheinen des Halleschen Lesebuches mit Freuden und urteilt darüber, daß dasselbe fast nichts zu wünschen übrig lasse. Es gäbe dem Lehrer nicht allein Stoff genug zur angenehmen und abwechselnden Unterhaltung mit den Kindern, sondern der Verstand der Letzteren würde durch das Buch auch sehr geschärft. Er berichtet ans Konsistorium von seinen eigenen Bemühungen, dem Buche Eingang in Diepholz selbst zu verschaffen. Auf seine Bitten habe die hiesige Militär-Klubgesellschaft ihm 4 Thaler gespendet. Dafür habe er für jede der hiesigen Schulen 10 Exemplare dieses Buches angeschafft und sie unter die ärmsten Kinder verteilt. In Tegelers Klasse habe es solchen Beifall gefunden, daß alle Kinder ohne Unterschied jetzt damit versehen seien und er für diese Schule mehr als 80 Exemplare habe kommen lassen. „Sogar einige Bauern aus der Umgegend kamen zu mir und baten sich für ihre Kinder dies schöne Lesebuch aus." Die Empfehlung des Herrn Superintendenten hat die Folge, daß in der Folgezeit das Buch sich auch in den meisten Schulen der Inspektion findet, und z. B. in Lemförde schon im Herbst 1796 120 Exemplare desselben auf ein Mal angeschafft werden.

Große Schwierigkeit bereitet den Lehrern die hochdeutsche Sprache der Kinder. Man sprach allgemein platt, auch in den Flecken. In den Schulen dagegen durfte nur hochdeutsch gesprochen werden, und wurde von schulaufsichtswegen streng darauf gehalten, daß nicht blos überhaupt hochdeutsch, sondern daß dasselbe auch in ganzen, zusammenhängenden Sätzen gesprochen wurde. Als Lehrziel wird bezeichnet, daß die Kinder dahin gebracht würden, Geschichten, die sie gehört, oder gelesen hatten, in hochdeutscher Sprache zu erzählen, und die Lehrer werden angewiesen, ihnen die dabei gemachten Fehler zu zeigen. Das hat den Lehrern damals vor 100 Jahren sehr viel

Digitized by Google

Mühe gemacht. Die wenigen Schulstunden genügten aber nicht, den Kindern den Gebrauch der hochdeutschen Mundart lieb und geläufig zu machen. Der Superintendent klagt, daß es ihm oft schwer werde, bei den Konfirmandenprüfungen die Kinder zum rechten Antworten zu bringen, und selbst in Lemförde, der damals besten Schule der Grafschaft, wird geklagt, daß die Kinder noch mehr Fertigkeit im Gebrauche der hochdeutschen Sprache erhielten, wenn sie außer der Schule mehr Uebung darin hätten. In anderen Schulen verzichtet man angesichts dieser Schwierigkeiten auf weitere Erfolge. Aus Jacobidrebber z. B. heißt es: „Ans Hochdeutsche werden die Kinder nicht weiter gewöhnt, als daß in der Schule hochdeutsch mit ihnen gesprochen wird.“ Aus Diepholz ähnlich: „Die hochdeutsche Sprache *verstehen* die Kinder und werden auch darin unterrichtet.“

Neben dem Lesen wird auch das *Schreiben* gelehrt. Das Konsistorial-Ausschreiben vom 7. April 1785 hatte bestimmt, daß künftighin in *allen* Schulen, auch auf dem platten Lande, das Schreiben der Buchstaben, Silben, Wörter und Reihen öffentlich und unentgeltlich gelehrt werden solle. Aber trotzdem wird dieser Unterricht nicht in allen Schulen unseres Bezirks wirklich das ganze Jahr hindurch getrieben. Wenigstens in Jacobidrebber unterbleibt den ganzen Sommer hindurch sowohl der Unterricht im Schreiben, wie im Rechnen, und vermutlich ist das in andern Schulen auch so gegangen. Das erfährt freilich scharfen Tadel seitens des Superintendenten sowohl, wie seitens des Konsistoriums, der sich natürlich auch dagegen richtet, daß auch, wenn der Unterricht getrieben wird, eine große Zahl der Kinder sich an demselben nicht beteiligt. Natürlich handelt es sich dabei nur um das Schreiben im *Schreibbuche*, denn das Schreiben auf der Schiefertafel wird selbstverständlich von allen Kindern ohne Unterschied getrieben. Aber so willig auch sonst die Gemeinden sind, so schwer ist doch ihr Widerstand gegen diese unliebsame Neuerung zu überwinden. Aus dem Barnstorfschen heißt es z. B.: „Es schreiben nicht Alle, weil es an Lust dazu fehlt.“ Selbst in dem Flecken Barnstorf ist das der Fall. Darauf antwortet freilich Superintendent Nädler: „Sollte den Kindern,

Digitized by Google

Barver ist bislang auch die Fröbingsche Bürgerschule als Lesebuch gebraucht. In Brockum und Lemförde wird als Lesebuch abwechselnd das neue Testament und Helms Volkskalender von 1796 benutzt; in Lembruch lesen die Kinder aus Hübners biblischen Geschichten. Diese Lesebücher hatten aber offenbar große Mängel, und deshalb begrüßte Superintendent Nädler das Erscheinen des Halleschen Lesebuches mit Freuden und urteilt darüber, daß dasselbe fast nichts zu wünschen übrig lasse. Es gäbe dem Lehrer nicht allein Stoff genug zur angenehmen und abwechselnden Unterhaltung mit den Kindern, sondern der Verstand der Letzteren würde durch das Buch auch sehr geschärft. Er berichtet aus Konsistorium von seinen eigenen Bemühungen, dem Buche Eingang in Diepholz selbst zu verschaffen. Auf seine Bitten habe die hiesige Militär-Klubgesellschaft ihm 4 Thaler gespendet. Dafür habe er für jede der hiesigen Schulen 10 Exemplare dieses Buches angeschafft und sie unter die ärmsten Kinder verteilt. In Tegelers Klasse habe es solchen Beifall gefunden, daß alle Kinder ohne Unterschied jetzt damit versehen seien und er für diese Schule mehr als 80 Exemplare habe kommen lassen. „Sogar einige Bauern aus der Umgegend kamen zu mir und baten sich für ihre Kinder dies schöne Lesebuch aus." Die Empfehlung des Herrn Superintendenten hat die Folge, daß in der Folgezeit das Buch sich auch in den meisten Schulen der Inspektion findet, und z. B. in Lemförde schon im Herbst 1796 120 Exemplare desselben auf ein Mal angeschafft werden.

Große Schwierigkeit bereitet den Lehrern die hochdeutsche Sprache der Kinder. Man sprach allgemein platt, auch in den Flecken. In den Schulen dagegen durfte nur hochdeutsch gesprochen werden, und wurde von schulaufsichtswegen streng darauf gehalten, daß nicht blos überhaupt hochdeutsch, sondern daß dasselbe auch in ganzen, zusammenhängenden Sätzen gesprochen wurde. Als Lehrziel wird bezeichnet, daß die Kinder dahin gebracht würden, Geschichten, die sie gehört, oder gelesen hatten, in hochdeutscher Sprache zu erzählen, und die Lehrer werden angewiesen, ihnen die dabei gemachten Fehler zu zeigen. Das hat den Lehrern damals vor 100 Jahren sehr viel

Digitized by Google

Mühe gemacht. Die wenigen Schulstunden genügten aber nicht, den Kindern den Gebrauch der hochdeutschen Mundart lieb und geläufig zu machen. Der Superintendent klagt, daß es ihm oft schwer werde, bei den Konfirmandenprüfungen die Kinder zum rechten Antworten zu bringen, und selbst in Lemförde, der damals besten Schule der Grafschaft, wird geklagt, daß die Kinder noch mehr Fertigkeit im Gebrauche der hochdeutschen Sprache erhielten, wenn sie außer der Schule mehr Uebung darin hätten. In anderen Schulen verzichtet man angesichts dieser Schwierigkeiten auf weitere Erfolge. Aus Jacobidrebber z. B. heißt es: „Ans Hochdeutsche werden die Kinder nicht weiter gewöhnt, als daß in der Schule hochdeutsch mit ihnen gesprochen wird." Aus Diepholz ähnlich: „Die hochdeutsche Sprache *verstehen* die Kinder und werden auch darin unterrichtet."

Neben dem Lesen wird auch das *Schreiben* gelehrt. Das Konsistorial-Ausschreiben vom 7. April 1785 hatte bestimmt, daß künftighin in *allen* Schulen, auch auf dem platten Lande, das Schreiben der Buchstaben, Silben, Wörter und Reihen öffentlich und unentgeltlich gelehrt werden solle. Aber trotzdem wird dieser Unterricht nicht in allen Schulen unseres Bezirks wirklich das ganze Jahr hindurch getrieben. Wenigstens in Jacobidrebber unterbleibt den ganzen Sommer hindurch sowohl der Unterricht im Schreiben, wie im Rechnen, und vermutlich ist das in andern Schulen auch so gegangen. Das erfährt freilich scharfen Tadel seitens des Superintendenten sowohl, wie seitens des Konsistoriums, der sich natürlich auch dagegen richtet, daß auch, wenn der Unterricht getrieben wird, eine große Zahl der Kinder sich an demselben nicht beteiligt. Natürlich handelt es sich dabei nur um das Schreiben im *Schreibbuche*, denn das Schreiben auf der Schiefertafel wird selbstverständlich von allen Kindern ohne Unterschied getrieben. Aber so willig auch sonst die Gemeinden sind, so schwer ist doch ihr Widerstand gegen diese unliebsame Neuerung zu überwinden. Aus dem Barnstorfschen heißt es z. B.: „Es schreiben nicht Alle, weil es an Lust dazu fehlt." Selbst in dem Flecken Barnstorf ist das der Fall. Darauf antwortet freilich Superintendent Nädler: „Sollte den Kindern,

Digitized by Google

die nach der eigenen Bemerkung des Predigers größtenteils Handwerker, oder Soldaten (Dragoner hatte Pastor Bäthgen geschrieben) werden, nicht Lust und Neigung zum Schreiben beizubringen sein, wenn man ihnen den Nutzen davon einleuchtend darstellt? Oder ihnen die Schreibmaterialien aus dem Armenärario angeschafft werden?" Daran lag es eben, die Eltern hätten sicher nichts dagegen einzuwenden gehabt, daß ihre Kinder das Schreiben lernten, wenn dieser Unterrichtsgegenstand ihnen nicht neue, dauernde und für die damaligen Verhältnisse nicht unbeträchtliche Opfer auferlegt hätte. Die Gänsefedern, mit denen damals ausschließlich geschrieben wurde, waren freilich ohne große Kosten zu beschaffen, aber das Papier war sehr teuer. Wenn auch, wie das in Lemförde geschah, und zwar schon seit 1783, das sämtliche Schreibmaterial für die armen Kinder aus dem aerario pauperum, d. h. aus der kirchlichen Armenkasse beschafft wurde, so waren doch sehr viele Eltern, die nicht meinten, das erforderliche Papier für die Schreibstunden ihrer Kinder beschaffen zu können, zu stolz, als daß sie sich dasselbe aus Armenmitteln hätten schenken lassen. So blieb trotz alles Mahnens der vorgesetzten Behörden die Zahl der Kinder, welche in eigenen Schreibbüchern schrieben, an den meisten Orten nur gering.

Der Schreibunterricht selbst geschah in verschiedener Weise. Entweder schrieb der Lehrer die Vorschrift selbst im Buche vor, oder die Kinder schrieben nach Vorschriften, die der Lehrer ihnen gab. Vielleicht schrieb er sie auch an die Wandtafel. Auf der Willenberger Schule wird wahrscheinlich aus diesem Grunde im Jahre 1796 die erste Wandtafel angeschafft. In Diepholz dagegen schreiben die Kinder nach Vorschriften. Geschrieben wird in der Regel ohne besondere Anweisung. Doch ist auch von einer besonderen Schreibmethode die Rede. Es heißt in mehreren Berichten: „Geschrieben wird nach der seminarischen Methode"; in Jacobidrebber „nach der spitzen Methode". Worin diese Methode besteht und worin sie sich von der seminarischen unterscheidet, habe ich nicht ergründen können. Die seminarische Methode aber ist offenbar das Schreiben im Fortschritt von Buchstaben zu Silben, Wörtern und Reihen. Aus

Digitized by Google

Barver wird rühmend erwähnt, daß die älteren Kinder nicht blos die Kurrentschrift lernen, sondern auch die lateinische Schrift, in Lembruch sogar die Frakturschrift lernen.

Doch wird vielfach noch mehr geleistet, als das blos mechanische Schreiben. Den „Fähigern wird auch etwas in die Feder diktiert und ihnen gezeigt, einen kleinen Aufsatz zu machen", wird aus Mariendrebber berichtet. Auch in Diepholz ist ein „Anfang im Diktieren" gemacht. In Brockum „werden Aufsätze diktiert und die Fehler korrigiert, sodaß einige Kinder dazu kommen, daß sie einen Brief schreiben können". Was das bedeutet, wird uns erst deutlich, wenn wir das Konsistorialausschreiben vom 7. April 1785 vergleichen, wo es heißt: „Demnach aus den halbjährigen Schulberichten ungern vernommen worden, wie in manchen, sogar größern Schulen das Schreiben und Rechnen wenig oder gar nicht getrieben werde, ungeachtet selbst die auf geringen Diensten stehenden Schulmeister allhier im Schullehrerseminario nach und nach praepariret und im Schreiben sowohl, als im Rechnen hinlänglich geübet werden." Aber man mochte in Hannover noch so viel verordnen, damit war dem Uebelstande selbst noch nicht abgeholfen. Der Grundschaden lag in der mangelhaften Vorbildung der Lehrer. Doch geht es auch hier vorwärts, und im Jahre 1796 berichtet Pastor Bäthgen aus seinem Kirchspiele: „Die Lehrer können nun ohne viele Fehler schreiben."

Hand in Hand mit dem Schreiben geht auch das Lesen geschriebener Schrift. Aber welche Schwierigkeiten gab es auch hier! Es wird fortgesetzt befohlen, aber im ganzen Barnstorfschen ist dasselbe überall noch gar nicht geübt, und zwar „weil es den Lehrern an schriftlichen Aufsätzen von fremder Hand fehlt"; in Diepholz „haben die Kinder wenig Anleitung gehabt, geschriebene Schrift zu lesen". Aehnliches wird berichtet aus den übrigen Orten. Welche Wirkung übrigens das beständige Drängen der Behörden auf allgemeine Einführung des Schreibunterrichts bei uns gehabt hat, ergeben die Schulberichte seit 1800, wo zum ersten Male diejenigen Kinder, welche das Schreiben lernen, angegeben werden: Danach zählt die

Digitized by Google

	Schüler	schreiben	rechnen	Knaben	Mädchen
Rektorschule	105	105	105	105	105
Küsterschule	109	36	11	6	5
Willenbergschule (Diepholz)	121	74	44	24	20
Barnstorf	111	60	5	3	—
Dreeke	40	8	2	1	—
Düste	50	24	8	8	—
Donstorf	75	24	9	9	—
Dörpel	41	22	7	7	—
Eydelstedt	80	41	8	8	—
Wohlstreck	30	11	1	—	1
Drentwede	86	38	12	8	4
Barver	82	29	29	17	12
Hüde	92	37	18	13	8
Lembruch	74	29	24	15	9
Marl	90	21	19	13	6
Mariendrebber	128	36	16	12	4
Aschen	118	22	14	8	6
Cornau	78	18	12	7	5
St. Hülfe	122	40	24	14	10
Hemsloh	32	6	6	4	2
Jacobidrebber	35	17	9	6	3
Dickel	80	30	7	7	—
Wetschen	114	22	3	3	—
Rehden	110	35	5	5	—
Lemförde	140	86	93	49	44
Brockum	136	51			

Beim Rechnen heißt es aus Brockum: „Die erwachsenen Kinder treten vor die Tafel und die übrigen hören zu“; es nehmen also auf diese Art Alle daran Teil.

Ich habe in die Tabelle gleich auch die Resultate des Rechenunterrichts mit aufgenommen. Denn auch auf die Einführung eben dieser Wissenschaft wird von den Behörden unausgesetzt gedrängt: „Rechenunterricht

Digitized by Google

soll in jeder, auch der geringst dotierten Schule erteilt werden", und zwar, wie die Konsistorialverfügung vom 7. April 1785 anordnet, sollen künftighin in allen Schulen wenigstens die vier Species des Rechnens öffentlich und unentgeltlich gelehrt werden. Aber wie bereits erwähnt ist, pausiert dieser Unterricht in Jacobidrebber den ganzen Sommer, und in Diepholz wird in des „Rektors Klasse höchstens multipliziert". Andere Schulen leisten mehr. Aber der Superintendent merkt es in einem Visitationsberichte besonders an, daß ein Knabe ohne Beihülfe des Lehrers an der Tafel mehrere Brüche zusammengezählt habe. Dies geschieht in Jacobidrebber im Jahre 1797, bei Gelegenheit der von dem Superintendenten Nädler und dem Amtmann Bütemeister dort abgehaltenen Kirchenvisitation. Da heißt es in dem Berichte, daß die ältesten Kinder nach der Kettenregel fertig rechneten, auch in Brüchen und „ich sowohl, wie der Amtmann Bütemeister gaben dem Lehrer und den Kindern unseren Beifall zu erkennen, um Beide zu fernerem Fleiße aufzumuntern."

Das Alles geht aber nur auf das Tafelrechnen, und auch die Zahlen in der Tabelle gehen nur auf diese Art des Rechnens. Das Kopfrechnen bereitet Lehrern sowohl wie Schülern die größten Schwierigkeiten. In Diepholz ist das Kopfrechnen im Jahre 1796 noch gar nicht getrieben, und zwar „weil es die Lehrer selbst nicht wissen". Aus Mariendrebber, Barnstorf und Barver wird das Gleiche berichtet. „In Brockum hat man erst im vorigen Winter mit dem Kopfrechnen den Anfang gemacht"; in Jacobidrebber lösen die Kinder leichte Aufgaben im Kopfe, und in Lemförde „werden die Kinder angeleitet, daß sie nach einer gewissen Methode das Facit herausbringen müssen". „Hierin mir viele Mühe gegeben in den Schulen der mir gnädigst anvertrauten Inspektion das Kopfrechnen einzuführen", berichtet Superintendent Nädler am 30. Oktober 1796 an den Herrn Minister, „woran in dieser Gegend bisher noch gar nicht gedacht war, da es für den Landmann fast nützlicher zu sein scheint, als das Tafelrechnen; die anderen Vorteile, die es gewährt, nicht einmal in Erwähnung zu bringen. In einigen Schulen ist der Anfang

Digitized by Google

damit gemacht worden. Nur wissen es die Lehrer nicht recht anzugreifen. Ich ersuche daher Ew. Exzellenz gnädigst zu bewilligen, daß für jede Schule dieser Inspektion ein Exzemplar von Biermanns Anleitung zum Kopfrechnen angeschafft werde, da sämtliche Aerarien solche Ausgabe wohl tragen können."

Zum Schlusse erwähne ich noch einen Unterrichtsgegenstand, den Industrieunterricht. Was hier erst in dem letzten Jahrzehnte mit Not und Mühe allgemein durchgeführt ist, der Unterricht in den weiblichen Handarbeiten, ist ein obligatorischer Unterrichtsgegenstand unserer Volksschulen schon vor hundert Jahren. Freilich in unserer Inspektion steht er fast nur auf dem Papiere. Er muß erst ganz neuerdings eingeführt sein, ich finde darüber nichts verordnet; aber die meisten Pastoren erklären auf die betreffenden Forderungen des Konsistoriums: „Wir haben keinen Platz für diesen Unterricht", und dabei werden dann die Bemerkungen über die Schulhäuser gemacht, die oben erwähnt sind. Daß zu diesem Unterrichte die Schulstube verwendet werden könnte und ein Teil der Schulzeit, dieser erleuchtete Gedanke ist offenbar erst dem Lehrer Cassel in Lemförde gekommen. Dort ist dieser Unterricht faktisch zur Einführung gelangt; freilich noch nicht im Jahre 1796. Erst in dem Schulberichte von Michaelis 1799 bis dahin 1800 heißt es: „Die Zahl der Mädchen, welche Strickzeug mitbringen und während daß andere Klassen unterrichtet werden, daran arbeiten, ist ohngefähr 50". Auch aus Barver wird berichtet, daß dieser Unterricht in jener Zeit dort erteilt werde. In Brockum allein hält man ihn nicht für nötig, weil, wie im Anfang berichtet, die Mädchen sämtlich zu Hause das „Knütten" lernten, alt und jung spinne und die Mädchen sich, sobald sie konfirmiert sind, an den Webstuhl setzen. Superintendent Nädler beklagt sehr das Fehlen der Industrieschule an den einzelnen Schulorten und drängt eifrig schon im Jahre 1796 auf die allgemeine Einführung dieses Unterrichtes, in der Hoffnung, daß dieser Unterrichtsgegenstand ein Heilmittel gegen „die Trägheit und Faulheit eines großen Teiles der hiesigen Einwohner" sein und der in den niedrigen Klassen herrschenden großen Armut erfolgreich entgegenarbeiten werde. Aber

Digitized by Google

eine Ursache, daß seine Wünsche ebensowenig, wie die Befehle des Konsistoriums so wenig Erfolg hatten, sind die Kosten, welche dieser Unterricht veranlaßte. Die schweren Zeitläufte hinderten die Verwendung größerer Mittel für Schulzwecke, und die böse Franzosenzeit hat wie so vieles Andere, auch dieses gute Samenkorn verderbt. Im Jahre 1811 hört dieser Unterricht, nachdem das Aufhören desselben schon früher aus Barver berichtet war, auch in Lemförde auf, und zwar in Folge der Unmöglichkeit, die nötigen Mittel dafür aufzubringen.

So sah es vor hundert Jahren in unseren Schulen aus!

Freilich ein deutliches Bild jeder einzelnen Schule läßt sich aus diesen kurzen Darlegungen nicht gewinnen. Das ist aber auf Grund der vorliegenden Akten möglich. Den Maßstab von heute dürfen wir freilich nicht an die Leistungen von damals anlegen. Aber nehmen wir billige Rücksicht, so darf man doch mit einiger Befriedigung auf den Zustand unserer Schulen vor hundert Jahren zurückblicken. Von den Schulen unserer Inspektion werden nur zwei ausdrücklich als schlecht bezeichnet, nämlich Hemsloh und Wohlstreck. Doch lernen auch in diesen Schulen die Kinder das Lesen, sie lernen die Sprüche und Liederverse des Katechismus auswendig und erhalten auch einige Anleitung im Schreiben. Als mittelmäßig bezeichnet Superintendent Nädler 11 Schulen; als gut deren 9; als vorzüglich deren 6. Dieses Urteil finde ich freilich erst in einem Berichte vom Jahre 1800, und in diesem Berichte wird als vorzüglich in erster Linie genannt Diepholz, das unter dem alten Rektor Wittkugel zu den schlechtesten der Inspektion gehört hatte, „jetzt aber durch die Bemühungen des sowohl in Absicht der Kenntnisse als der Methode und Treue sich auszeichnenden Rektors Bergmann als Normalschule der Inspektion betrachtet werden kann". An Diepholz reihen sich dann an Lemförde, Brockum, Aschen, Barver und Marl.

Eine große Anzahl der Lehrer hat bereits das Seminar besucht, Cassel in Lemförde dasselbe sogar 3 Jahre, und Lehrer Sandmann in Hemsloh, dem der

Digitized by Google

Schuldienst nur darum aufgedrängt ist, weil er ein geeignetes Zimmer besitzt, soll im Jahre 1797 auf ein halbes Jahr nach Hannover ins Seminar geschickt werden, „damit seine Kenntnisse aufgebessert werden". Was das bedeutet, das tritt erst dann recht hervor, wenn wir hören, daß noch im Jahre 1814 von den Lehrern in Wagenfeld, das damals noch unter hessischer Verwaltung stand, kein einziger das Seminar besucht hat und die Kinder dort erst mit dem 8. Jahre schulpflichtig werden. „Wenn ich aber die Einwohner unseres Landes mit den zunächst angrenzenden Münster'schen Unterthanen vergleiche," schreibt Superintendent Nädler im Jahre 1800, „dann fällt diese Vergleichung so vorteilhaft für die Ersteren aus, daß ich sowohl den Geist unserer protestantischen Religion, als auch die Bemühungen unserer Obern, richtige Kenntnisse und Tugend durch Prediger und Schulen zu befördern, mit innigstem Danke gegen die göttliche Vorsehung schätze und verehre."

Das ist es in der That, was mir bei dem Lesen der Akten aus jener Zeit auf Schritt und Tritt entgegengetreten ist — der Geist unserer protestantischen Religion und die Bemühungen unserer Obern. Mit äußerster Strenge wird darauf gehalten, daß kein Kind konfirmiert wird, das nicht den Katechismus, die Liederverse und die Kernsprüche kann, kein Kind, das nicht im Stande ist, die Bibel zu lesen. Die „Obern" aber sind unausgesetzt darauf aus, den Stand der Schulen zu heben. Alle vier Wochen finden Lehrerkonferenzen bei den Pastoren statt, mit der ausgesprochenen Absicht, die vielfach noch sehr mangelhaften Kenntnisse der Lehrer zu verbessern. Wo dies nicht geschieht — die alle halbe Jahr einzuliefernden Schulberichte müssen die in den Konferenzen behandelten Gegenstände genau angeben — kommen Monita vom Superintendenten und vom Konsistorium. Wo aber gute Lehrer sind, dürfen deshalb die Konferenzen nicht etwa seltener gehalten werden, aber sie nehmen einen anderen Charakter an, z. B. in Lemförde, wo Pastor Heimann 1796 berichtet, daß der Lehrer Cassel, der schon im 22. Jahre in der Gemeinde stehe und drei Jahre auf dem Seminare ge-

Digitized by Google

wesen wäre, in allem, was zu seinem Amte gehörte, auch in der Methode und unerschütterlicher Treue und Diensteifer durch Konferenzen, wie sie an anderen Orten gehalten würden, nicht weiter gefördert werden könne." Diese Konferenzen finden an jedem ersten Mittwoch im Monate statt, und als man in Jacobidrebber dieselben auf den Sonntag Nachmittag verlegt, der weiten Entfernungen wegen, wird dieses verboten, weil der Pastor nach der Sonntagsarbeit nicht mehr frisch genug sei, um in rechter Weise die Lehrer zu fördern.

Unausgesetzt ist weiter der Superintendent darauf aus, die Schulstellen zu verbessern und den Lehrern, die „unter drückender Last seufzen und Mühe haben, sich redlich zu ernähren", ein besseres Einkommen zu verschaffen, oder wenigstens eine ausreichende und behagliche Wohnung. Seine Berichte sind voll Klagen über die traurigen Einnahmen vieler Schulstellen, und es ist ihm jedes Mal eine besondere Freude, wenn es ihm gelingt, einem tüchtigen, treuen Lehrer, der einige Jahre einen „geringen Schuldienst" versehen hat, zu einem „bessern" zu verhelfen. Daß von schulaufsichtswegen unablässig gedrängt wird auf Verbesserung der Unterrichtsmethoden, auf Vermehrung des Lehrstoffes, auf Beschaffung besserer Lehrmittel und auf möglichst gleichmäßige Förderung aller Schüler ist bereits mehrfach erwähnt. So sehr es auch anerkannt wird, wenn die Lehrer Privatunterricht erteilen — Abendschule heißt es — so soll dieser Unterricht doch nicht dahin führen, daß die armen Kinder beeinträchtigt werden. Es heißt gelegentlich einmal in einem Zirkulare des Superintendenten: „Nicht in Privatstunden oder Abendschulen soll das Rechnen und Schreiben besonders gelehrt werden, sondern alle Kinder sollen es lernen im regelmäßigen Unterrichte". Welche Wertschätzung aber der Arbeit der Lehrer an leitender Stelle schon vor hundert Jahren herrschte, das spricht besser, als ich es sagen könnte, ein Bericht des Superintendenten Nädler aus dem Jahre 1800 an das Konsistorium zu Hannover aus, mit dem ich meine Darlegungen schließen will:

Digitized by Google

„Um richtige Kenntnisse und wahre Religiosität und Tugend unter den Einwohnern des Landes zu fördern, liegt nach meiner Einsicht und Erfahrung Alles an den guten Schullehrern. Der geschickteste Prediger kann bei dem besten Willen nichts ausrichten, wenn ihm nicht in den Schulen in die Hände gearbeitet wird, und bei guten Schulen wird eine Gemeinde bei einem auch sehr mittelmäßigen Prediger sich immer in einem vorteilhaften Zustande befinden. Freilich, wo Beides in einer langen Reihe von Jahren glücklicherweise zusammentrifft, da wird und muß es am besten stehen."

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google